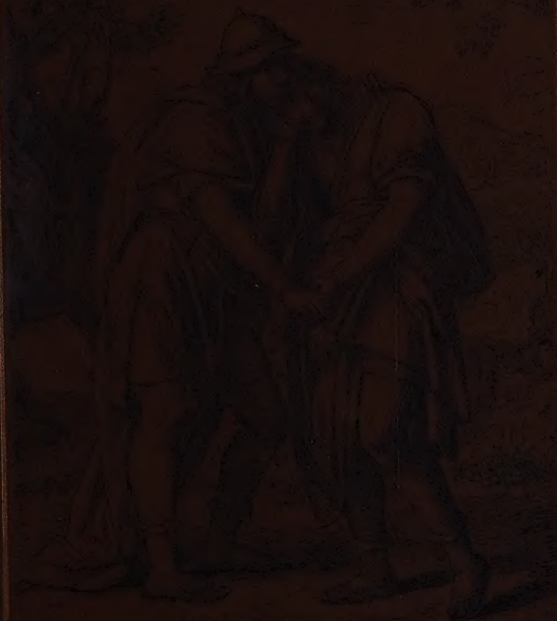
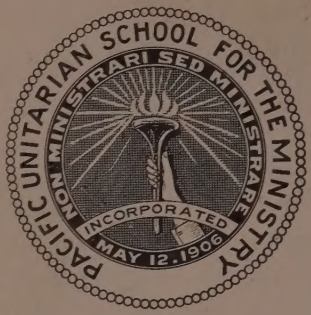
Biblische Jünglingsbilder

von G. W. Ulrich-Kerner.



David und Jonathan.



BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

HERMAN KOEPP

297
048
d 99

H. Köpp.

Biblische Jünglingsbilder

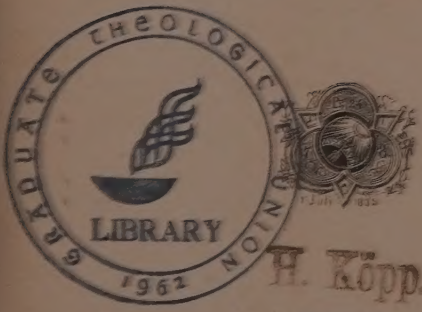
in

zwanglosen Rahmen

von

G. W. Ulrich-Kerwer,
Pastor zu Eitorf.

Zweite Auflage.



Property of
CBSK
Please return to
Graduate Theological
Union Library

H. Köpp.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1895.

BS
571
U47
1895

Übersetzungsrecht vorbehalten.

D940
.U7

Den

teuren Eltern und Schwiegereltern

in

dankbarer Liebe

gewidmet.

6717

Euch, teure Eltern, sollen diese Bilder grüßen,
Von Dank ein Wörtlein reden und von Liebesschuld;
Dank Ihm, der freundlich einst des Waisenknaben Füßen
Zu Euch den Weg bereitet in so großer Huld!

„Was ihr gethan habt einem dieser Kleinen,
Das habt ihr liebend an mir selbst gethan."
So spricht der Heiland freundlich zu den Seinen.
Nehmt dieses Wort als Gruß der Liebe an.

Er, der so gern vergilt und milde segnet,
Er lohne reichlich Eure Liebe Euch,
Worin Ihr allezeit mir seid begegnet,
Bis er Euch reicht den Lohn in seinem Reich!

Auch Euch, bei denen ich dereinst gefunden
Das Herz, das Liebe mir und Glück gebracht,
Das mich als Liebespfand mit Euch verbunden,
Sei dieser Bilder Widmung zugedacht.

Ist's doch in Eurem trauten Haus gewesen,
Wo ich zuerst ihr liebes Bild geschaut,
Das Bild, das unter allen auserlesen,
Mir ist gefolgt, das Bild der lieben Braut.

O möge ferner uns dies Bild verbinden
Mit Liebeskraft und sanftem Liebesstrahl!
Einst werden wir der Liebe Urbild finden
In Jesu Bild im goldnen Himmelssaal.

Vorwort.

Viel eher als ich jemals zu hoffen gewagt — schon nach Jahresfrist — überrascht mich die Mitteilung des Herrn Verlegers, daß der Druck einer zweiten Auflage der Jünglingsbilder wünschenswert geworden sei. Von den ursprünglich beabsichtigten Änderungen sehe ich angesichts der herannahenden Weihnachtszeit aus Dringlichkeitsgründen für diese zweite Auflage ab, sie ist ein unveränderter Abdruck der ersten.

Biblische Jünglingsbilder in zwanglosen Rahmen sind die nachstehenden Blätter genannt, damit man nicht eine erschöpfende, streng biblische Darstellung erwarte. Die Fassung der Bilder ist nur teilweise in engerem Anschluß an das biblische Bild gewählt; meist sind die Rahmen im Blick auf die Bedürfnisse der in erster Linie jugendlichen Leser weiter genommen. Eben diese Bedürfnisse mögen es auch entschuldigen, wenn die Bilder dem einen oder anderen zu viel Erzählungen enthalten. Das Wort „Beispiele ziehen" gilt ja doppelt bei jugendlichen Lesern.

Wo es nicht anders angegeben ist, sind die Beispiele teils bei uns selten gelesenen ausländischen Blättern, teils Sammlungen, wie der von Rodemeyer

entnommen. Für manche Ausführungen verdanke ich Anregung und Anleitung dem als vortrefflich bekannten Jünglingsbuch von Weitbrecht „Heilig ist die Jugendzeit", daneben den mehrfach angeführten Schriften von Funcke, Baur, Schlosser u. a. Die Quellen mancher Citate sind nach Pestalozzi „Die christliche Lehre in Beispielen" angeführt.

„Es ist", so hatte ich im Vorwort zur ersten Auflage geschrieben, „keine Redensart, wenn ich versichere, von der Mangelhaftigkeit der nachstehenden Bilder wohl überzeugt zu sein. Wenn trotzdem die Bilder Segen stiften, so fühle ich mich reich belohnt. Eben das aber bitte ich von dir, lieber Herr, laß es sich auch bei diesem Buch bewahrheiten, daß deine Kraft im Schwachen mächtig ist." Nicht ohne dem Herrn für die erfahrene Erhörung dieser Bitte aufrichtig gedankt und sie von Herzen erneuert zu haben, will ich die zweite Auflage hinausziehen lassen. Der Herr geleite sie!

Eitorf, im November 1894.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
1. Kain	1
2. Abel	19
3. Die 318 Jünglinge Abrahams	35
4. Isaak	55
5. Ismael	77
6. Jakob	95
7. Esau	117
8. Joseph	137
9. Moses	157
10. Simson	175
11. Samuel	193
12. Saul	209
13. David	229
14. Salomo	251
15. Die Jünglinge zu Babel	273
16. Der Jüngling ohnegleichen	289
17. Die Jünger Jesu	309
18. Der reiche Jüngling	327
19. Der Jüngling zu Nain	343
20. Der verlorene Sohn	361
21. Paulus	377
22. Timotheus	397
23. Onesimus	417

1. Kain.

Kain, der erste Jüngling auf Erden, und dieser Jüngling ein — Mörder, der seinen eigenen Bruder totschlägt!

Kains Geschichte ist die Fortsetzung von der vom Sündenfall. Die ersten Eltern begeben sich auf den Weg der Sünde mit Übertretung des scheinbar unwesentlichen Gebots „Laß dich nicht gelüsten", der erstgeborene Sohn setzt ihn schon mit der schrecklichen Sünde gegen das fünfte bezw. sechste Gebot fort. Bei Adam und Eva finden wir nach dem Fall noch schamhaft ängstliche Flucht und Entschuldigung, bei Kain schon frechen Trotz, unverschämte Verleugnung, lieblose Roheit. „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Das ist seine Antwort, als der Herr ihn zur Rede stellt und fragt: „Wo ist dein Bruder Abel?" Noch stehen wir am Anfang der Weltgeschichte und schon sehen wir die riesengroße und furchtbar rasche Fortentwicklung der Sünde Kaum ist die erste, scheinbar geringe Sünde begangen, und schon folgt die denkbar größte ihr wie auf dem Fuße nach. So ist's bei dir mit deiner Sünde. Es geht dir damit wie jenem Mann in Asien, der dahin kam, daß er einen vollkommen ausgewachsenen Ochsen auf seinen Schultern tragen konnte, indem er das Tier von da an, wo es noch ein ganz kleines Kälbchen war, alle Tage trug und eben deswegen nicht merkte, daß es schwerer wurde. „Aus der kleinen Sünde wächst der Sünde Ungetüm." Aus der einen ersten Sünde der ersten Eltern, der bösen Lust, ist, wie wir auf dem ersten Jünglingsbilde sehen, schon ein ganzes Heer ge-

worden: Lieblosigkeit, Neid, Lüge, Trotz, Totschlag. So ist's noch heute. Der Erfinder des Schachbrettes soll sich von dem Perserkönig, dem er es gewidmet, zum Dank für's erste Feld ein Weizenkorn, für's zweite das doppelte, für's dritte davon das doppelte u. s. w. bis zum letzten Feld erbeten haben. Lächelnd über des Mannes einfältige Bescheidenheit und bereitwilligst verspricht ihm der König seine Bitte zu gewähren, aber siehe, wie man zusammenzählt, wie viel Körner das wohl ausmache, zeigt sich, daß im ganzen Perserland nicht soviel Weizen gewachsen war. Ein anderes Beispiel: ein Kaufmann verhandelt ein Pferd für ein Hirsenkorn auf den ersten Nagel am Huf und für das doppelte des vorhergehenden für jeden folgenden, und der so billig gekauft zu haben meinte, fand, daß er nicht annähernd den Preis bezahlen konnte. „So macht es", sagt ein vielgelesener Schriftsteller, „der Teufel noch heute, er bindet unter dem Vorwand eines geringen Kaufpreises dem Menschen eine Last auf, die keiner bezahlen kann." Es ist in der That so: der Teufel verführt zu geringen Sünden, und aus der geringen wächst die größere und aus der größeren die noch größere, und wenn am Schluß des Lebens der dicke, schwarze Strich unter die Lebensrechnung gezogen und zusammen addiert wird, dann zeigt sich's, daß der Käufer die Lust der Sünde nicht anders bezahlen kann, als mit der eigenen Seele. Kain hatte, als sich zuerst der Neid bei ihm regte, gewiß nicht vor, den Bruder tot zu schlagen, wie denn überhaupt kein Mensch von vornherein vorhat, ein Mörder oder Meineidiger oder überhaupt ein Verbrecher zu werden, aber heute hast du die Sünde, und morgen hat sie dich. Zwischen der ersten bösen Lust nach der verbotenen Frucht und dem ersten Totschlag ist nur der Zwischenraum von den Eltern zum Sohn. Ehe du dichs versiehst, ist auch bei dir die kleine Sünde riesengroß geworden. Darum hüte dich vor der Sünde, auch

der scheinbar kleinen, ehe sie dir über's Haupt gewachsen ist. Reichst du dem Teufel auch nur den Finger, er nimmt die ganze Hand. Die Sünde, die du heute freiwillig thust, mußt du morgen schon thun, dann mußt du verzweifelt klagen: „Die ich rief, die Geister werd ich nun nicht los!" Nur zusehen wollte jener Mann dem Feuer, die Entwicklung desselben beobachten und dann auch ein wenig sich ausstrecken am freundlichen Kamine, und bald war er ein Aschenhaufen. Darum noch einmal, mein lieber Freund, hüte dich vor der Sünde, denn die Sünde ists, die dich, wie wir später sehen werden, friedlos, freudlos, unglücklich macht.

Aber was ist denn eigentlich die Sünde, und woher kommt sie? Daß die Sünde oder das Böse da ist bei den Menschen im allgemeinen, und bei dir und mir insbesondere, daran kann ja kein Zweifel sein. Es ist so, wie einst Friedrich der Große dem Gelehrten Sulzer, der ihm von der Vortrefflichkeit der Menschen vorpredigte, geantwortet: „Glaub Er es ja nicht! Ihr Herren Gelehrten könnt es nicht wissen, glaub' Er es einem, der nun etliche dreißig Jahr' das Metier des Königtums getrieben: c'est une méchante race, es ist ein bösartiges, sündhaftes Geschlecht, das der Menschen. Es ist so, wie Gottes Wort sagt: „Da ist nicht der Gutes thue, auch nicht einer." Daß es so ist, daß auch du Sünde gethan hast und täglich thust, das mußt du ja auch, wenn du ehrlich sein willst, zugestehen. Daran also, daß die Sünde in den Menschen ausnahmslos drinsteckt, daran kann kein Zweifel sein. Wo sie herkommt? daran sollte auch kein Zweifel sein. Und doch ist darüber so viel Disputierens bei den Menschen, „die am Strom der Sünde sitzen und doch leugnen, daß er eine Quelle hat". Wie ist's nun damit? wo kommt die Sünde her? und wer ist dafür verantwortlich zu machen? Ist es so, wie viele behaupten, daß der Mensch von Haus aus gut sei, und daß

nur die Macht der Verführung und des bösen Beispiels uns sündig macht? Nun, Gott sei's geklagt, daß es der Verführung so viele giebt; wolle Gott dich bewahren, daß du dich nicht verführen lässest, noch viel weniger andere verführest, sonst trifft dich das göttliche „Wehe!", das der Herr über den Verführer ausspricht. Es ist schon mancher durch Verführung und durch die Macht bösen Beispiels in Untugend und Laster und Schande geraten; aber ob auch einzelne deiner Sünden und Untugenden durch Verführung veranlaßt sein mögen, das Wesen der Sünde überhaupt und unseres ganzen sündigen Zustandes erklärt die Macht des bösen Beispiels allein noch nicht. Das sehen wir deutlich bei Kain. Ihm hat keiner ein Beispiel des Totschlags gegeben, denn er ist der erste Mörder. Was uns das Bild Kains über den Ursprung der Sünde lehrt, bestätigen uns Beispiele, die wir noch täglich beobachten können. Woher kommt es denn, daß wir die Erstlingssünde des Eigenwillens schon bei den Kleinen in der Wiege wahrnehmen, lang ehe sie das Beispiel, das andere ihnen gegeben, beobachten und nachahmen können? Und woher kommt's, daß die Kinder schon in der frühsten Jugend, wenn ihnen zugleich ein gutes und ein böses Beispiel vorgeführt wird, zehnmal lieber dem bösen folgen als dem guten? Wir sehen, das Böse in uns ist nicht bloß Frucht der Verführung, von außen an uns herangebracht, sondern es steckt in uns von Haus aus, von Geburt an Hang und Neigung dazu, und dieser Hang erbt sich, wie wir bei Kain sehen, fort von einer Generation zur andern. „Erbsünde," ohne dies Wort kann das Wesen der Sünde seine Erklärung nicht finden. Die Erbsünde läßt sich nun einmal schon nach den angeführten Beispielen aus der Kinderwelt nicht wegleugnen und wegdemonstrieren. Eben darum aber, weil die Sünde nicht von außen an uns herangebracht ist, sondern aus dem in uns liegenden Hang heraus-

geboren ist, muß nun auch jeder für seine Sünde mit der eigenen Person verantwortlich sein. Das stellen nun freilich viele in Abrede, sie glauben für ihre Sünde die Umstände verantwortlich machen zu können, unter denen sie gesündigt, und begehen dabei dieselbe Thorheit, wie jener Vater, der sein Kind in die Schule geschickt; es geht hinaus aufs Feld und spielt am reißenden Strom, fällt in die Flut und ertrinkt, und der Vater giebt nun — der Schule die Schuld. Der böse Vater! Warum schickt er auch sein Kind in die Schule? Solche Thorheit ist die Weisheit der materialistischen Anschauung unserer Tage, daß die Sünde nach unwiderstehlichen Naturgesetzen erfolge, ein neuer Aufguß jenes Satzes, den schon die erste Sünderin verfochten: „Die Schlange gab mir, „also" daß ich aß." In der Kinderstube und auf der Schulbank wie in der Zuchthauszelle, überall tönt uns dies „also" entgegen, „nicht ich, sondern die Umstände sind schuld an meiner Sünde." Das ist der Fehler, den auch wir so gern machen, daß, sobald wir unsere Sünde begreiflich und erklärlich finden, wir sie auch für entschuldbar halten. Auf diesem Weg läßt sich dann aber alles entschuldigen. Kains Bild lehrt uns ein anderes. Schon daß er dem Herrn Opfer darbringt, ist ein Zeichen seines persönlichen Schuldbewußtseins, denn sein Opfer bedeutete nichts anderes als: „Eigentlich sollte ich selbst als Schuldopfer auf dem Altare liegen", und Kains Opfer wie alle die Sühnopfer Israels beweisen unendlich viel mehr Selbsterkenntnis als die moderne Aufklärung, die von persönlicher Sünde und Schuld nichts wissen will.

Noch eins zeigt uns auf dem Bilde Kains die persönliche Verantwortlichkeit für die Sünde: das Gewissen, das ihn seiner Sünde überführt und ihn wider Willen und trotz anfänglichen frechen Leugnens zu dem Ausruf treibt: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werde." Dein

Gewissen ist als unerbittliche Gottesstimme in dein Inneres hineingelegt mit der stets gleichen unausweichlichen Forderung: „Du sollst das Gute thun, das Böse lassen.“ Vor der That steht diese Stimme warnend vor dir, nach der That überführend und strafend. Wohl dir, wenn du vor der That auf dein Gewissen hörst und dich vor der Sünde warnen lässest solange es Zeit ist. Mach's nicht wie jener Mann, von dem ich gelesen: „Es ist Nacht, der Mensch schläft in seinem Hause, da wollen Diebe einbrechen; der Hund, im Hof angekettet, merkt es und bellt und heult. „Ich kann nicht ruhig schlafen“, sagt der Mann, „mein Hund macht solchen Lärm“ und bedroht ihn; aber er will nicht aufhören; immer neues und stärkeres Bellen. Da nimmt der Mann die Flinte, öffnet das Fenster und schießt — nach wem meint ihr wohl? nach den Dieben? Nein, nach diesen sieht sich der närrische Mann gar nicht um; er schießt seinen treuen Hund tot. „Nun kann ich wieder ruhig schlafen“, sprach er, „ich habe meinen Hund stille gemacht.“ Höre du lieber zeitig auf des Gewissens Stimme, denn nach geschehener Sünde wird sie's dir ohne Zweifel unerbittlich trotz aller Weisheit der materialistischen Weltanschauung zurufen: „Sünder, Sünder, Sünder!“ Denn soviel auch die Menschen nach dem Chloroform gesucht haben das Gewissen nach der Sünde einzuschläfern, sie haben keins gefunden, das für immer wirksam wäre, höchstens bis der Mensch im Tod die Augen schließen soll, oder doch bis er sie in der Ewigkeit aufschlägt.

Freilich, unser Gewissen sagt uns nur ganz allgemein, daß wir das Gute thun, das Böse lassen sollen. Ein Urteil aber darüber, worin im einzelnen Fall das Gute und das Böse besteht, das bildet der Mensch sich selbst, und je nach der Quelle dieser Urteilsbildung kann es auch ein irrendes Gewissen geben. Dem einen kann sein Gewissen

erlauben, was dem andern das seine verbietet; ja das Gewissen kann so sehr verdunkelt werden, daß es auch allgemein als Sünde anerkannte Dinge, z. B. Lügen und Betrügen nicht mehr Sünde nennt. Es könnte also das Gewissen jene verkehrte Ansicht, daß man für seine Sünde nicht verantwortlich sei, bestärken. Aber, da kommt ihm ein untrügliches Korrektiv zu Hilfe, es ist das Wort Gottes, das dem Gewissen ergänzend zur Seite tritt. So war's bei Kain. Vor der Sünde warnt ihn das Wort des Herrn: „Warum ergrimmst du? und warum verstellet sich deine Gebärde?" Und nach der Sünde straft ihn des Herrn Wort und überführt ihn seiner Sünde: Da sprach der Herr zu Kain: „Wo ist dein Bruder Abel?" So giebt's denn keinen Ausweg, das Gewissen ruft sein „Wehe, du bist ein sündiger Mensch!" und Gottes Wort bestätigt es: „Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms" (Röm. 3, 23).

Weil wir aber wie Kain alle Sünder sind, persönlich verantwortlich und persönlich strafbar, darum machen wir, wie er, alle dieselbe schmerzliche Erfahrung, die er nach seiner Sünde gemacht, wir erfahren wie er die bittere Enttäuschung der Sünde.

Was mochte Kain nicht alles von der Ermordung seines Bruders, der ihm überall im Wege stand, erwartet haben! Nun der Mord geschehen ist, was ist die Folge? Statt der erwarteten Befriedigung: Vorwürfe der Stimme Gottes, innerer Unfriede, Ruhelosigkeit, die ihn rastlos bald hierhin, bald dahin treibt, „unstät und flüchtig" muß er auf Erden sein. „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge, so wird mir's gehen, daß mich totschlage, wer mich findet", so muß er sich nun selbst anklagen. So ist's mit der Sünde noch heute. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der Sünder sich, wenn nicht völlig, dann doch immer einigermaßen enttäuscht fühlt, wenn er die Sünde

begangen hat. Der Teufel verspricht vor der Sünde viel und hält nichts oder wenig, wenn sie geschehen ist. Es geht mit aller Sünde wie mit dem Sodomsapfel, der am toten Meer den Wanderer so duftig und rosig anlacht. Sobald er ihn drückt, um seinen innern Gehalt zu prüfen, dampft ihm ein giftiger Staub in die Augen, und die reizende Hülle vergeht. Mehr oder weniger macht jeder Sünder, wenn die Sünde geschehen ist, die schmerzliche Erfahrung, daß er, ob er auch äußerlich alles erreicht, was er durch die Sünde erreichen wollte, doch innerlich nicht die Befriedigung gefunden hat, die er erhofft, und ohne welche alles andere null und nichtig ist. „Nicht von den himmlischen Mächten", schreibt Funcke einmal, „wie einer unserer Dichter sagt, sondern von den höllischen gilt es:

„Ihr führt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein."

Gehe in ein Gefängnis, Zelle für Zelle wird dir das bestätigt werden. Der Wollüstige, der Meineidige, der Mörder, der Brandstifter, sie werden es mit einem Mund bestätigen. O glaube es nur, armer Mensch, kein Jude betrügt dich so, wie dich die Sünde betrügt." Es ist so wie ein Dichter sagt:

„Schau dir die Sünde an und ihre Lust
Und alle, die an ihrer Brust
Im Sündentaumel liegen;
Sie essen und sind doch nicht satt,
Sie trinken und das Herz bleibt matt,
Denn es ist lauter Lügen.
Träume, Schäume,
Stich im Herzen, Höllenschmerzen
Ist die Qual betrog'ner Herzen."

Gewiß, mein lieber Freund, du hast auch schon etwas davon erfahren, nicht einmal, sondern hundertmal, und doch

soll's dir Kains Bild noch einmal ins Herz hineinrufen: „Hüte dich vor dem Betrug der Sünde!" Und nicht nur, daß die Sünde den Lohn nicht giebt, den sie vorher versprach, nein, der Sünde folgt die Strafe. Wir sahen ja, daß der Sünder für seine Sünde persönlich verantwortlich also auch strafbar ist. Nicht selten wird der Sünder gerade damit gestraft, womit er gesündigt, so hier Kain: Blut hat er vergossen, Blut schreckt ihn nun überall. Adam naschte aus Leckerhaftigkeit, da hieß es: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Pharao hat die Knäblein der Ebräer ertränken lassen und muß zur Strafe mit seinem ganzen Heer im roten Meer ertrinken. Napoleon war mit seinem großen weiten Reich nicht zufrieden, zur Strafe muß er auf der kleinen Insel verlassen sterben. An seinem Leib sündigt der Unreine, am Leib wird er oft gestraft; aber einerlei wie immer, die Sünde wird gestraft. Darum vernimm noch einmal, was Kains Bild dir zuruft: „Hüte dich vor der Sünde!"

„Aber wie kann ich?" fragst du, und mit Recht. Du fragst es um so mehr, je mehr du's schon versucht hast, dich vor der Sünde zu hüten. Je ehrlicher du den Versuch gemacht, um so ehrlicher wirst du's auch bekennen müssen, was lange vor dir der Mann bekannt hat, dessen Leben wie das keines andern im Kampf gegen die Sünde, ein unaufhörlicher Versuch der Gesetzeserfüllung gewesen, ich meine den Apostel Paulus, der das Wort gesprochen: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht!" Die alten Griechen hatten eine Fabel von einem Missethäter, der in Ewigkeit dazu verdammt sei, einen schweren Felsblock auf den Gipfel eines steilen Berges hinaufzuwälzen. Er arbeitet im Schweiß seines Angesichts, er spannt alle Sehnen und Muskeln an, er bringt die Last vorwärts Schritt für Schritt, schon meint er sie oben zu haben, aber im letzten Augenblick

jedesmal gleitet ihm der Stein tückisch aus den Händen und rollt donnernd wieder den Berg hinunter. Solche Sisyphusarbeit ist das Bemühen dessen, der mit eigener Kraft die Sünde hemmen und aufhalten will; er müht sich ab, er läßt sich's sauer werden, er meint schon, es sei gewonnen; da, ein einziger Fehltritt, eine unbewachte Stunde, und die schwere Last entrollt seinen Händen, sein eigenmächtiges Kämpfen und Ringen ist vergebens. Das Bild des Kain hat uns vorhin gezeigt, daß tief in unser Inneres der Trieb zur Sünde hineingeboren ist, „was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch", darum wird dir der Kampf gegen das Böse aus eigener natürlicher Neigung und Kraft bloß mit den Mitteln menschlicher Natur nicht möglich sein. Willst du deshalb frei werden von deiner Sünde, sieh dich außerhalb deiner selbst nach einem Retter und Befreier um; es giebt einen, aber nur einen, Jesum Christum, ihn ergreife im Glauben und bitte, bis er dich erhört: „O, Durchbrecher aller Bande, zerreiß auch bei mir das Band, das mich an die Sünde gefesselt hält; wen du davon erlöset, der allein ist vor der Sünde bewahrt."

Aber, ehe dich Gottes rettende Gnade in Christo Jesu vor der verführenden Macht neuer Sünden bewahren und schützen kann, muß sie dich vorher von der beschwerenden Last der alten befreit haben, mußt du die rettende Gnade Gottes als vergebende Gnade im Glauben ergriffen haben, und ehe du sie im Glauben ergreifen kannst, mußt du einsehen, daß du Gnade nötig hast, mußt du in rechter Buße und rechtem Leidtragen über die Sünde dich als Sünder erkannt haben. Kain trägt auch scheinbar Leid über seine Sünde, er klagt ja: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge." Aber im Grund ist sein Leidtragen nur ein Leidtragen über die Strafe, der Sinn der Worte ist nämlich: „Groß ist meine Strafe vor

dem Tragen", d. h. größer, als daß ich sie tragen könnte. Das ist die Kainsbuße, die Traurigkeit der Welt, die den Tod wirkt. Der vergebenden Gnade Gottes aber in Christo Jesu bereitet eine andere Traurigkeit den Weg ins Herz: die Herzensbuße, das Leidtragen über die Sünde, über die Undankbarkeit, die Lieblosigkeit gegen den, der uns zuerst geliebt. Eins unserer musikalischen Meisterwerke behandelt in freier Weise die Sage von jenem gefallenen Engel, der zu Gottes Thron naht mit der Bitte von seiner Strafe und Verbannung erlöst zu werden. Der Herr verspricht ihm zu willfahren, wenn der Engel ihm das Kostbarste und Beste bringe, das auf Erden zu finden ist. Er eilt hinunter zur Erde, da tobt eine wütende Feldschlacht, und als er eben den Fuß auf die Erde setzt, stirbt neben ihm ein Jüngling heldenmütig den Tod für's Vaterland. Der Engel sammelt das Blut, das seinen Wunden entströmt und trägt es hinauf vor Gottes Thron als die verlangte kostbarste und beste Erdengabe. Aber er wird zurückgewiesen: Das mag kostbar sein, das mag edel sein, aber das Kostbarste und Beste in meinen Augen ist's nicht. — Der Engel eilt von neuem zur Erde und kommt in eine Stadt, in der die Pest wütet. Er tritt in ein Dachkämmerlein, da haucht auf elendem Lager ein Gatte sein Leben aus und über ihn beugt sich in Thränen aufgelöst die Gattin, drückt einen Kuß auf seine Stirn und seufzt: „O Herr, so nimm auch meine Seele!" Diesen Seufzer der innigsten Liebe trägt nun der Engel zum Himmel, aber wiederum wird er abgewiesen: Menschenliebe ist kostbar und herrlich vor Gott, aber das Kostbarste und Beste ist sie nicht. Zum drittenmal eilt der Engel zur Erde, er kommt in die Wüste, da findet er einen Menschen in Thränen der Reue und Buße, ringend mit dem Herrn aus tiefstem Herzen um Vergebung und um Kraft zu einem neuen Leben, und eine dieser Thränen der Reue und Buße, die nimmt

nun der Engel und trägt sie vor Gottes Thron, und der Herr ruft ihm entgegen: „Sei erlöst! das ist mir das Kostbarste und Liebste.“ Das also ist dem Herrn das Kostbarste und Liebste, was ein Mensch und was die ganze Welt ihm bieten kann, das ist, was ihn am meisten freut: die Thräne der Reue und der Buße. Das ist die Gabe, die auch du, mein lieber Freund, ihm geben sollst. Hast du sie ihm noch nicht gegeben, dann gieb sie ihm. Dein Herr und Heiland hat an dir und für dich so viel gethan, hat dir so viel gegeben, auch sein Herzblut ist ihm nicht zu lieb gewesen, er hat's für dich gegeben. O gieb ihm auch, was ihm das Liebste ist, die Thräne der Reue und Buße, ein bußfertiges, gnadenhungriges Herz. Ja, gieb ihm dein Herz, gieb ihm dich selbst zum ewigen Eigentum. Dann und dann allein giebt er dir Vergebung der alten und damit Kraft zur Überwindung neuer Sünden, so allein wirst du fähig und geschickt deinen Jünglingsweg unsträflich zu gehen so, wie er dir auf diesem und den folgenden Jünglingsbildern aus Gottes Worte vor Augen geführt wird.

„Kain, der Brudermörder“, das ist die Überschrift auf dem ersten Jünglingsbild der Bibel. Statt seinen Bruder zu lieben, sich seiner Frömmigkeit und seines Wohlgefallens vor dem Herrn zu freuen, neidet er ihn; statt ihn zu lieben, haßt er ihn immer glühender, bis er zum Brudermörder wird. Keinen Stein wollen wir deshalb auf ihn werfen, sondern uns erinnern, daß Gottes Wort sagt: „Wer seinen Bruder“ — wir denken zunächst wie bei Kain an den leiblichen Bruder — „wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger.“ Wenn auch der grobe Haß vielleicht selten ist in den Brüder- und Geschwisterkreisen, denen diese Zeilen begegnen, so fehlt's doch gewiß um so weniger an den scheinbar kleineren Untugenden, an Neid und Streit, Lieblosigkeit und Selbstsucht, die alle ein Stücklein Haß bedeuten. Es

ist ja oft die Liebe zu den leiblichen Geschwistern nicht leicht, wo in der Regel die Verschiedenheit der Charaktere und Neigungen ungezügelt hervortritt und sich geltend macht. So waren z. B. jene Geschwister in Bethanien sehr verschieden, Martha die geschäftige gegenüber der sinnenden Maria, dazu Lazarus, von dem uns freilich nichts berichtet wird. Sie mögen allerlei aneinander zu tragen gehabt haben, aber durch die Liebe Jesu sind sie verbunden, denn „Jesus hatte Martha lieb und ihre Schwester und Lazarus", und wo sonst immer diese gemeinsame Liebe zum Herrn ist, da wird's auch an der geschwisterlichen Liebe nicht fehlen. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen." Damit ist Friede und Eintracht als der Grundton im geschwisterlichen Leben bezeichnet, und gewiß ist's fein und lieblich, wenn Geschwister nicht nur solange sie zusammen im elterlichen Hause sind, sondern auch im spätern Leben einträchtig sind, zusammenhalten in Treue und Liebe, einander Rat und Trost und Hilfe gewähren. Aber auch hier gilt: „Was Hänslein nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", wer spätestens in den Jünglingsjahren sich mit den Geschwistern nicht verstehen lernt, wird's später sicher nicht. In den Kinderjahren geht's ja bekanntlich ohne allerlei Plänkeleien, Zank und Streit nicht ab. Nun, wenn das auch oft genug vermieden werden könnte, so bleibt doch in der Regel nichts von Haß und Groll sitzen. Anders ist's aber im Jünglingsalter. Lebt auch da noch der Bruder mit dem Bruder oder auch der Schwester in stetigem Zwist, so nehmen gar zu leicht beide auch ins spätere Leben etwas davon mit. Darum gilt's auf der Hut zu sein, zumal bekanntlich beim Übergang aus der Knaben- in die Jünglingszeit nach der übereinstimmenden Ansicht der Geschwister, absonderlich der lieben Schwestern, die Brüder die besondere Neigung haben „unausstehlich" zu sein. Da sollte sich jeder

Bruder bemühen gegen die Geschwister, auch die jüngeren, liebenswürdig, gefällig und voll liebender Demut zu sein, was bekanntlich soviel heißt als Diene-Mut. Und nicht nur „auch" gegen die jüngeren Geschwister, sondern gegen diese sollte der ältere Bruder sich in hervorragender Weise seiner brüderlichen Pflicht bewußt werden, ihnen in allen Dingen mit gutem Beispiel voranzugehen, denn was die jüngeren Geschwister an den älteren sehen, imponiert ihnen in der Regel gewaltig, zumal wenn der ältere Bruder schon im Geschäft oder gar auf der Universität ist. Was jener thut und treibt und spricht, das wird bewundert „und wie er guckt und wie er spuckt, wird ihm rasch abgeguckt". Da sollte jeder Bruder in allen Stücken mit einem guten Vorbild und Beispiel vorangehen, daran denken, daß er mit verantwortlich ist für die Seele seiner Geschwister und sich hüten, daß er nicht in irgend einer Weise ihre Seele vergiftet und an ihr zum Mörder wird, sonst trifft ihn das Wort des Herrn: „Wer ärgert dieser Geringsten einen . . . dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist", Matth. 18, 6.

Und nicht nur zur Bruderliebe im engern, sondern auch im weiteren Sinn mahnt uns das Bild Kains. Wir wissen ja, daß alle Menschen Kinder eines Vaters, und darum alle Brüder und Geschwister sind.

Eine Zeit- und Modesünde ist's nun, die besonders durch das ernste an Kain gerichtete Wort getroffen wird: „Die Stimme deines Bruders Bluts schreiet zu mir von der Erde", ich meine die Duellsünde.

Freilich, ganz abgesehen von der Sündhaftigkeit des Duells sollte dasselbe schon deshalb unterbleiben, weil es sich auch vor dem gesunden Menschenverstand als etwas durchaus Zweckloses und Widersinniges erweist. Es ist dir

ja bekannt wie's mit dem Duell gehalten wird. Einer beleidigt den andern, etwa durch den Vorwurf der Dummheit, der Unwahrhaftigkeit, oder was sonst es immer sei. Nach dem thörichten Brauch des Duells fordert nun der Beleidigte den Beleidiger zum Zweikampf heraus. Aber was kann denn der Beleidigte dadurch beweisen? Allenfalls doch nur, daß er den Mut hat sich zu schlagen, keineswegs aber kann durch seinen Zweikampf der gegen ihn erhobene Vorwurf der Unwahrhaftigkeit oder der Dummheit widerlegt werden. Es wäre also schon ganz unvernünftig und widersinnig, wenn du wegen bloßer Beleidigung dich duellieren wolltest. Bist du beleidigt, was liegt dann noch für ein Grund vor, deinen Leib der Waffe deines Beleidigers preiszugeben? Fühlt sich aber ein anderer durch dich beleidigt, nun so ist das, was du gesagt hast, entweder wahr, dann hast du einfach den Beweis der Wahrheit anzutreten, oder es ist nicht wahr, und dann ist's jedenfalls ehrenhafter durch offenen ehrlichen Widerruf die Ehre, die du dem anderen geraubt, wiederherzustellen. Wenn dich andere darum ansehen, nun so hast du ja auch prächtige Gelegenheit deinen Mut eben dadurch zu beweisen, daß du deine Ansicht den widersinnigen Anschauungen anderer entgegensetzest. Das fordert wahrlich mehr Mut als manche Mode-Mensur, bei der man nichts zu riskieren hat, als einen „Schmiß" in's Gesicht zu bekommen, jedenfalls hast du dann geschehenes Unrecht wirklich und besser als durch das Duell gesühnt.

Die englische Studentenwelt und das englische Offizierscorps werden ja auch ohne das Duell fertig, ebenso wie das klassische Altertum ohne dasselbe fertig geworden ist. Napoleon I. soll gesagt haben: „Wenn zwei meiner Offiziere sich duellieren, und einer bleibt auf dem Platze, so komme ich mit dem Schinderkarren und hole den anderen", und der große tapfere Schwedenkönig hat das Wort gesprochen: „Wer

Blut im Duell vergießt, der soll dafür sein eigenes hergeben." Der Beweis ist also durch Vernunft und Geschichte reichlich erbracht, daß man auch ohne Duell fertig werden kann. Dem gegenüber ist es ein Jammer, daß bei uns das Duellunwesen vorab in studentischen und Offizierskreisen noch immer weiter wuchert, daß die Männer, die später als Richter, Lehrer, Ärzte u. s. w. zu Vorbildern und Leitern des ganzen Volkes berufen werden sollen, mit einem solch traurigen Vorbild vorangehen. Ja, es ist himmelschreiend, daß es selbst Studierende der Theologie giebt, die später mit zerhacktem Gesicht, dem Kainszeichen des fein oder grob betriebenen Brudermordes auf die Kanzel treten müssen. Es ist schwer zu beklagen, daß wir in diesem Punkt eine so laxe Gesetzgebung haben. Jeder Raufbold, der den andern, ob auch in der Trunkenheit, sei's mit dem Messer oder der Faust verletzt hat, wird mit schwerer Zuchthausstrafe belegt, dagegen kommt der, der den andern im Duell ermordet hat, mit einer kurzen Festungshaft davon. Ja, der Offizier, der den andern zu fordern unterläßt, wenn er von ihm beleidigt wurde, oder, selbst gefordert, die Forderung ablehnt, wird aus dem Offiziersverbande ausgestoßen, und Angehörige christlicher Studentenverbindungen sind wegen ihrer ablehnenden Stellung zum Duell zum großen Teil von vornherein von der Beförderung ausgeschlossen. Dem Mörder weicht jedermann scheu aus, man zeigt mit Fingern auf ihn, der Mord im Duell ist, wie man treffend gesagt hat, „geadelt" und entehrt in weiten tonangebenden Kreisen nicht im mindesten. Aber, daß die Erkenntnis von der Entbehrlichkeit und von der Verwerflichkeit des Duells noch immer, Gott sei's geklagt, weite Schichten unseres Volkes nicht durchdrungen hat, rechtfertigt diesen Brudermord vor allem nach der sittlich religiösen Seite der Verantwortung vor Gott keineswegs. Sünde bleibt Sünde. Klar und deutlich spricht Gottes

Wort: „Du sollst nicht töten", und davon giebt's keine Ausnahme, denn wenn einer etwa in der Notwehr oder im Kriege Blut vergießt, so thut er es nur an Stelle des Staates, und dieser an Gottes Stelle. Du aber darfst zu dem Gebot „Du sollst nicht töten" keine Ausnahme schaffen, ebensowenig wie zu dem andern „Du sollst nicht ehebrechen". Das Duell ist im Grunde nichts als die Vereinigung der doppelten Sünde des Selbstmordes und Mordes, deren Strafe und heillose Folge leider so wenig bedacht wird. Es giebt ein berühmtes Gemälde, auf welchem die traurigen Folgen eines solchen Duells mit lebhaften Farben dargestellt sind. Im herbstlichen Wald hat ein Zweikampf auf Leben und Tod stattgefunden. Der eine der Duellanten liegt gemordet an der Erde, der andere steht mit finsterem Blick, die Waffe noch in der Hand, der Leiche des erschlagenen Gegners gegenüber. Seitwärts vom Kampfplatz hält auf der Landstraße ein herrschaftlicher Wagen, der die Braut und die Eltern des Erschlagenen zur Stelle geführt hat. Den Ausdruck unbeschreiblichen Schmerzes, ja der Verzweiflung im Gesicht, eilen die Angehörigen des Hingemordeten herbei; sie kommen zu spät, der über alles geliebte Bräutigam und Sohn ist tot, und unter dem Bilde stehen die vielsagenden beiden Worte: „Um nichts!" Um nichts ist nicht allein der Erschlagene, sondern auch der Mörder unglücklich geworden, und nicht sie allein, sondern zugleich auch die Familien der beiden. Um nichts ist namenloses Unglück über weite Familienkreise hereingebrochen. Das ist der Fluch der Kainssünde des Brudermordes, vor welcher das erste Jünglingsbild der Schrift uns ernst und eindringlich warnt.

Aber auch hier wieder, dem Bruder im allgemeinen Sinn gegenüber gilt das Wort: „Wer seinen Bruder hasset, d. h. nicht aufrichtig, demütig, innig genug liebt, schon der ist ein Totschläger. Prüfe dich, lieber Freund,

fehlt's dir irgend einem Menschen gegenüber an der Bruderliebe? irgend einem gegenüber, einerlei welcher Art er ist? Die christliche Bruderliebe hat ja nicht die Liebenswürdigkeit, sondern die Liebesbedürftigkeit zu ihrem Beweggrund. Fällt dir niemand ein, den du treuer, aufrichtiger, inniger, selbstverleugnender lieben könntest? Wen hast du auf der weiten Erde, dem du mehr als bis jetzt Liebe erweisen mußt? Wer ist es? Heute noch schreibe ihm einen Brief, heute noch gehe hin zu ihm, von heute an lerne treuer, inniger lieben und vergiß es nicht: „Wer seinen Bruder hasset," d. h. nicht so liebt, wie er ihn lieben sollte, auch der schon ist ein Totschläger.

Fehlt's dir an der Bruderliebe? wo lernt man lieben? schau hinauf zum Kreuz, zum dem, der dich bis in den Tod geliebt und dich nun fragt: „Hast du mich lieb?" Eins geht aus Kains Geschichte klar und deutlich hervor, daß das verschiedene Verhältnis zum Herrn auch für das Verhalten der Menschen zu einander von entscheidender Bedeutung ist. In welchem Verhältnis stehst du zu deinem Herrn? Im Verhältnis herzlicher, kindlicher Liebe? Kannst du auf seine Frage: „Hast du mich lieb?" ehrlich, ob auch mit Zittern antworten: „Ja Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe?" Wer kann das? Der allein, der die sündenvergebende Liebe des Heilands erfahren, der muß ihn wieder lieben. Hast du sie noch nicht erfahren, ringe danach, bitte darum, bis du sie erfährst. Und hast du sie erfahren, geh' nicht von diesem ersten Jünglingsbild weg, ohne es deinem Herrn und Heiland mit mir aufs neue zu geloben: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt", dann wirst auch du immer mehr inne werden, was es heißt: „Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebet."

2. Abel.

Als Abels älterer Bruder geboren wird, nennt ihn Eva „Kain" d. i. der „Erwartete", denn sie sieht in weiblicher Hoffnungsseligkeit voreilig in dem Neugeborenen den 1 Mos. 3, 15 verheißenen Weibessamen, den Messias. Aber Kain wird nicht der Schlangentöter, sondern der Brudermörder. Als Eva nun den zweiten Sohn geboren hat, ist an die Stelle der großen voreiligen Hoffnungsseligkeit bange mütterliche Ahnung getreten. So giebt sie ihrem zweiten Sohn den Namen „Abel", zu deutsch etwa „Nichtigkeit", „Eitelkeit" oder „schnell verschwebender Lebenshauch". Und in der That, ein schnell verschwebender Hauch ist Abels Leben geworden. Noch im Jünglingsalter stehend, wird seinem Leben durch des Bruders Hand Ende und Ziel gesetzt. Der Name trifft bei Abel zu, er paßt aber schließlich für jedes Menschenleben. Auch über dem Leben eines jeden unter uns, auch über jedem andern Jünglingsleben steht das Wort „Abel — schnell verschwebender Lebenshauch" geschrieben, und diese Überschrift ruft jedem Jüngling zu: „Denk an die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit deines Lebens," vergiß es nicht: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust!"

Leider ist es so der Menschen Art, zumal so lange sie jung sind, daß ihnen kaum ein Gedanke fremder und ungewohnter ist, als der an die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des irdischen Lebens. Es geht, zumal der Jugend, meist wie jenem Jüngling, der einst mit leuchtendem Auge und mun-

terem Schritt zu seinem Großvater eilte und rief: „Freue dich mit mir, endlich hat mein Vater die Einwilligung gegeben, ich darf studieren und Rechtsgelehrter werden, nun ist mein Glück gemacht!" „Gut, mein Sohn," erwiderte der Alte, „nun willst du also fleißig anfangen zu lernen, doch — was dann?" „Dann werde ich mein Examen machen, mit Ehren gekrönt die Universität verlassen und meinen Beruf antreten." „Und dann?" „Dann werde ich es an Fleiß und Gewissenhaftigkeit nicht fehlen lassen, und Vornehme und Geringe werden mich aufsuchen und mir ihre Angelegenheiten übertragen." „Und dann?" „Dann werde ich mir etwas ersparen, ein braves Weib nehmen und einen eigenen Hausstand gründen." „Und dann?" „Dann werde ich meine Kinder auferziehen, daß aus ihnen auch etwas Rechtes werden kann, jeder das, wozu er die Gabe hat, und sie werden wohl geraten und in ihres Vaters Fußstapfen treten." „Und dann?" „Dann werde ich mich zur Ruhe setzen, an meiner Kinder Glück mich freuen und ein friedliches Alter haben." „Und dann?" „Dann — nun, immer kann man nicht auf dieser Erde bleiben, und es wäre nicht einmal gut, dann freilich, dann muß ich sterben." „Und dann?" fragte noch einmal der Alte, faßte seinen Enkel an beiden Händen und sah ihm ernst in die Augen, „mein Sohn, und dann?" Da verfärbte sich der Jüngling, seine Hände zitterten in den Händen des Großvaters, und seine Augen füllten sich mit Thränen: „Hab' Dank, lieber Großvater," rief er endlich bewegt, „ich habe die Hauptsache vergessen, will sie aber nie mehr vergessen, daß „dem Menschen gesetzt ist einmal zu sterben und danach das Gericht". Ja, lieber Freund, vergiß auch du die Hauptsache nicht, vergiß es nicht, daß über deinem Leben geschrieben steht: „Abel, Vergänglichkeit."

Abel gilt vor den Menschen wenig oder nichts, seine Mutter setzt auf ihn keine Hoffnung, sie nennt ihn „Hauch".

Er muß schon mit dem Namen hinter dem älteren Bruder zurückstehen. Abel wird ein Schäfer, das ist kein besonders vornehmer Stand, sondern ein schlichter Beruf, und doch ruht auf ihm, wie wir nachher hören werden, Gottes Wohlgefallen. Der Herr sieht nicht, was vor Augen ist, er sieht das Herz des frommen Jünglings an. Was du in der Welt taugst und bist nach deinen natürlichen Kräften und Anlagen, ob du's in der Welt zu etwas gebracht, ob du vor der Welt etwas giltst oder nichts, das ist in den Augen des Herrn einerlei, er sieht das Herz an, darauf und darauf allein kommt's an. Die äußere Lebensstellung, der Stand und Beruf, welchem die Menschen angehören, welcher Art er auch immer sei, verschlägt vor ihm nichts. Gewaltig scheinen ja die Standesunterschiede zu sein. Welch eine Ungleichheit zwischen dem Fabrikarbeiter, der jahraus jahrein dieselbe mechanische Arbeit verrichtet, und dem Philosophen, der sein Leben lang über den Ursprung aller Dinge und die höchsten Welträtsel nachdenkt! Welch furchtbarer Unterschied, ein scheinbar unüberbrückbarer Abgrund, zwischen den Besitzenden und Darbenden, zwischen Fürsten und Sklaven! Und doch, es währt nicht lange, dann macht der Tod alles gleich. „Von der Höhe der Gottesgemeinschaft, des inneren Lebens angesehen," hat einmal Löber gesagt, „besteht der Unterschied der äußeren Weltstellung der Menschen, an sich betrachtet, nur darin, daß der eine Erbsen und der andere Linsen liest, während auch der engste Lebenslauf und niedrigste Stand dann unermeßliche Wichtigkeit erhält, wenn er von dem einen, was not ist, von dem inneren Leben aus beherrscht und bestimmt wird." Das wollen wir uns merken im Blick auf andere und auf uns selbst.

Im Blick auf andere wollen wir uns hüten, irgend welchen Stand und Beruf gering zu achten. Ob einer ein Schäfer oder Ackerknecht ist, oder einem angeseheneren Stand

angehört, vielleicht ein studierter Mann, oder gar ein Grafen- oder Fürstensohn ist, das ist vor dem Herrn einerlei. Wir wollen uns auch hüten vor dem sittlichen Vorurteil gegen einzelne Stände. Es ist gewiß nicht von ungefähr, daß der Heiland gerade diejenigen Klassen, die unter den Frommen jener Zeit am meisten verachtet waren, in hervorragender Weise bevorzugt, so z. B. die Zöllner, die Soldaten. Wie nahe liegt es uns, über irgend einen Stand rasch abzuurteilen und über jedem, der nur diesem Stande angehört, schnell ohne weiteres den Stab zu brechen! Es giebt ja mancherlei Stände, vor denen ihrer besonderen Versuchlichkeit wegen entschieden gewarnt werden muß. Aber deshalb darfst du doch nicht über solche, die nun diesem Stande angehören, ohne weiteres den Stab brechen, wäre es ein Schauspieler oder Schankwirt oder irgend sonst etwas dergleichen.

Wir wollen aber auch im Blick auf uns selbst nicht vergessen, daß es vor dem Herrn nicht auf den äußeren Stand und Beruf ankommt. Vor dem Herrn handelt es sich nur um eins: wie wir zu ihm stehen, und um unsern Beruf nur, insofern es wichtig ist, ob derselbe uns näher zum Herrn hinführt, oder aber vielleicht durch besondere Versuchung uns von ihm abbringt. In der Regel aber wird jeder Stand seine besondere Versuchung haben. Und trägt nicht jeder Stand und Beruf neben seinen besonderen Versuchungen die allen gemeinsame der Untreue in der Verwaltung des ihm anvertrauten Pfundes in sich? Wie's eine vortreffliche Schrift von dem Generalsuperintendenten D. Braun giebt über die Bekehrung der Pastoren, so könnte man eine solche Schrift wohl für alle Stände schreiben, für Ärzte und Juristen, Lehrlinge, Gesellen und Studenten, in welcher die Sünden und Gefahren des betreffenden Standes geschildert würden. Also noch einmal: Was du in der Welt

bist und hast, darauf kommt's nicht an, wenn du auch nur ein Schäfer wärst, wie Abel, dennoch kannst du, wie er, des Wohlgefallens deines himmlischen Vaters teilhaftig werden. Sei also zufrieden, wo immer der Herr dich hingestellt und mach's wie jenes Veilchen in der Fabel vom Garten eines Königs. In diesem Garten fingen die Bäume und Blumen alle mit einemmal an zu seufzen und sich zu beklagen. Die Eiche war traurig, daß sie keine Blumen tragen konnte, der Rosenstock, daß er keine Frucht bringen konnte, der Weinstock endlich, daß er sich an der Mauer hinranken mußte und somit keinen Schatten geben konnte. „Ich bin vom geringsten Nutzen in der Welt," sprach die Eiche. „Ich könnte ebensogut sterben, seit ich keine Frucht trage," sagte der Rosenstock. „Was kann ich Gutes thun in der Welt?" klagte der Weinstock. — Dann sah der König ein kleines Veilchen, welches die ganze Zeit sein zufriedenes, frisches Gesichtchen emporhielt, während alle andern traurig waren. Und der König sagte: „Was macht dich so frisch und zufrieden, während alle andern seufzen und traurig sind?" — „Ich dachte," sagte das Veilchen, „daß du mich hier brauchst, weil du mich hierher gepflanzt hast, und so dachte ich, will ich versuchen, das beste kleine Veilchen zu sein, wie es immerhin mir möglich ist." — Bist du der Eiche, dem Rosenstock oder dem Weinstock gleich? Sei lieber wie das Veilchen und thue dein Bestes in dem kleinen Kreis, in welchen dich der Herr gestellt hat.

Im Unterschied von Kain nimmt der Herr Abels Opfer gnädig an, 1 Mos. 4, 4, und warum? Das sehen wir aus dem Neuen Testament, wo ihm der Heiland selbst das Zeugnis der Gerechtigkeit ausstellt, wenn er sagt, daß über Israel, welches seine Propheten verfolgt und getötet hat, kommen werde „all das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden von dem Blut an des gerechten Abel bis aufs Blut Zacharias, des Sohnes Berechias," Matth. 23, 35.

Und worin diese Gerechtigkeit Abels bestand, das zeigt der Hebräerbrief 11, 4: Durch den Glauben hat Abel Gott ein größer Opfer gethan, denn Kain: durch welchen er Zeugnis überkommen hat, daß er gerecht sei. Diesen Glauben bekundet Abel zunächst in jenem Opfer, das er dem Herrn gebracht. Mehr als in Kains Opfer der Feldfrüchte spricht sich in Abels Tieropfer die Demut des Schuldbewußtseins aus: „Den Tod, der stellvertretend am Tier vollzogen wird, habe ich durch meine Sünde verdient." Wir haben's schon bei der Betrachtung Kains ausgesprochen: Zu solcher Demut des Schuldbewußtseins muß jeder kommen, auch du, mein lieber Freund, einerlei, wer und was du bist; dann allein kann dir der Herr wie Abel das Zeugnis seines Wohlgefallens, der Gerechtigkeit, der Rechtfertigung aus Gnaden zusprechen. Wenn es heißt: „Der Herr sah gnädig an Abel und sein Schuldopfer, so lag darin für Abel die Gewißheit der Vergebung, und das ists, worauf im Grunde doch alles ankommt. Wohl dir, wenn auch du wie Abel dem Herrn dein Schuldopfer gebracht, und er es gnädig angenommen mit dem Zeugnis des Wohlgefallens: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben". Aus dem Briefe eines Arztes habe ich in einer Predigtsammlung folgendes gelesen: „Es ist schon über ein Jahr her, daß ich einen armen Leinweber in Behandlung hatte. Er litt seit Jahren an schwerer Krankheit, und ich hatte mich oft gewundert, wie still er seinen Schmerz trug. Eines Tages, als ich zu ihm kam, fand ich sein Weib und seine Kinder an seinem Bett und den Geistlichen, welcher ihm das heilige Abendmahl reichte. Ich hatte nie gewagt, dem Kranken zu sagen, daß er sterben müsse, aber nun sprach er selbst davon und redete mich an: „Ich bin nun getrost, Herr Doktor, ich habe Vergebung meiner Sünden." Ich wußte nichts darauf zu antworten, ich hätte nur hören mögen, aber so

oft ich seitdem in trostlose Krankenstuben trete und so oft ich selber in stillen Stunden meinen Gedanken nachhänge, muß ich immer wieder an den Leinwebertrost denken: „Ich bin nun getrost, ich habe Vergebung der Sünden." Wohl dir, wenn auch du diesen Leinwebertrost hast und die feste Gewißheit im Herzen trägst, daß der Herr dein Schuldopfer gnädig angesehen hat. Dann kannst du nicht nur im Frieden leben, sondern auch, wie jener Leinweber, im Frieden sterben, und wäre es, wie bei Abel, im frühen Jünglingsalter.

Das Opfer mit dem aufsteigenden Opferrauch ist bekanntlich auch ein Sinnbild des Gebets. Und wenn eins zu den Erkennungszeichen eines frommen Jünglings gehört, so ist's ohne Frage das Gebet.

Eins ist, was alle Menschen, seit Adam und Eva ihr erstes Opfer gebracht, vereint, trotz all der großen Verschiedenheit der einzelnen Völker: die Gemeinsamkeit des Gottesdienstes und des Gebets. Und es ist mit Recht gesagt worden, daß die Geschichte der Menschheit eine Geschichte des Wahnsinns wäre, wenn das Gebet Unsinn bedeutete. Freilich, es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, und es giebt vielleicht besonders in unserer Zeit Unzählige, die angeblich gar nicht mehr beten. Und doch, auch sie lernen es wohl noch ab und zu, nach einem Retter schreien, wenn die Wellen der Not über ihr Lebensschifflein hereinbrechen. Mancher lernt es vielleicht erst dann, wenn die Fluten der letzten Not über seine Seele rauschen. Fromme Jünglinge, Christen, aber beten in des Wortes besonderer Bedeutung. Zu ihm, dem großen, erhabenen und gewaltigen Gott, dem gegenüber der Mensch nichts ist als das Würmlein im Staub, zu ihm, dem unendlich Fernen und doch Allgegenwärtigen, der auch unsere Gedanken von ferne versteht, zu ihm, dem Majestätischen, vor dem die Seraphim ihr Antlitz verhüllen, zu ihm konnten und können die vor- und außer-

christlichen Völker nur mit großer Furcht ihr Gebet emporsenden. Das ist der Grund all ihrer Sühnopfer, Selbstkasteiungen und Menschenopfer, das ist auch der Grund, weshalb die Katholiken selten ihr Gebet ohne Vermittlung durch Maria oder die Heiligen aufsteigen zu lassen wagen. Du aber darfst als evangelischer Jüngling, wenn du anders dem Herrn das Schuldopfer Abels dargebracht und von ihm gnädig angenommen bist, freimütig und ohne Furcht, auch ohne Vermittlung, vor Gott als deinen durch Christum dir gnädigen Vater hintreten und des gewiß sein, er nimmt, wie Abels Opfer, so auch das Opfer deiner Lippen mit Wohlgefallen an.

Auch von dem jeweiligen und von der Not ausgepreßten Gebet jener Ungläubigen, Atheisten und Spötter darf und soll sich selbstredend dein Gebet unterscheiden. Mindestens mußt du auf der Gebetsleiter die nächsthöhere Stufe besteigen, der Notruf, der nur in besonders großer Not und Gefahr sich hören läßt, muß zum Bittgebet verwandelt werden, das sich in allen Anliegen, auch in den kleinen, wo keine besondere Gefahr vorhanden ist, an Gott wendet. Du mußt täglich alles, auch das Kleine von ihm empfangen, ihn täglich um alles, auch das Kleine, bitten lernen, deinem Gott nicht anthun, was jeden Menschen mit Recht kränken müßte, nämlich ihn nur in großer Not um Hilfe angehen und hernach ihn nicht mehr kennen. Freilich, der himmlische Vater weiß, was du bedarfst, ehe du ihn bittest, aber auch ein irdischer Vater weiß oft, was sein Kind bedarf, und doch verlangt er, daß es erst „bitte“ sagt. So soll auch dein tägliches Gebet eine Anerkennung sein, daß alles, was der Herr dir giebt, nicht etwa seine Pflicht und Schuldigkeit ist, sondern unverdiente Gnade. Abel brachte, wie später Israels Priester, nicht bloß zur Zeit besonderer Not seine Opfer dar, sondern täglich, um sich täglich von neuem dem

Schutz des Herrn zu befehlen. Wohl dir, wenn auch du täglich, auch in den kleinen und kleinsten Dingen, Bitte mit Gebet und Flehen vor Gott kund werden lässest, wenn du auch in deinen kleinsten Anliegen im Tageslauf wenigstens den stummen Seufzer „Herr, hilf mir!“ nach oben sendest.

Die moderne Weisheit freilich, auch mancher Theologen, warnt vor der thörichten Erwartung, „daß an der Kette des gesetzmäßigen Zusammenhanges der Dinge auch nur ein Glied sich verschiebe, weil eine betende Hand daran rührt.“ Gott habe von Ewigkeit her einen festen unabänderlichen Gang der Dinge geordnet, in welchen er selbst nicht, geschweige ein betender Mensch eingreifen dürfe. Nur eine dem Menschenherzen wohlthuende Wirkung, eine den Menschen besänftigende Kraft der Selbstberuhigung und Ergebung in Gottes unabänderlichen Willen, eine subjektive Herzensstärkung will man dem Gebete lassen. Wer aber so denkt und redet, der macht zunächst die Verfasser der biblischen Bücher, die doch geredet haben, getrieben vom heiligen Geist, 2 Petr. 1, 21, zu betrogenen Betrügern, er setzt sich auch in bestimmtesten Widerspruch gegen die Verheißungen des Herrn, welche den Bittenden ganz andere Dinge zusprechen, als bloß innere Beruhigung. Laß dich durch solches Gerede nicht irre machen, und glaub es mir, jeder wahrhafte Beter hat hundertfach und tausendfach den Erfolg und die Erhörung seiner Gebete erfahren dürfen. Sehr treffend hat man gegen solche Beschränkung der Gebetswirkung geltend gemacht: „Wenn man mich täglich darüber beträfe, daß ich in meinem Zimmer mit lauter Stimme zum Schah von Persien redete, bloß subjektiver Herzensstärkung und Selbstberuhigung wegen, so würde man ein gutes Werk thun, wenn man mich trotz meiner edlen und lobenswerten Absicht ins Irrenhaus sperrte.“ Und in der That, giebts keine

Gebetserhörung, dann ist die Geschichte der betenden Menschheit nichts anderes, als eine Narrengeschichte.

Was ferner den ein für allemal fest bestimmten Gang der Weltgeschichte im ganzen und der einzelnen Lebensgeschichte angeht, den sogenannten nexus rerum, so hat darüber Matth. Claudius einmal geschrieben: „Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der nexus rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herren Gelehrten meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich habe allen Respekt vor dem nexus rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den nexus unbeschädigt ließ und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug. Und kurz, Andreas, ich glaube, daß der Regen wohl kommt, wenn es dürre ist und daß der Hirsch nicht umsonst nach frischem Wasser schreie, wenn einer nur recht betet und recht gesinnt ist.“ Wenn der zum voraus bis ins einzelne bestimmte Weltenplan Gottes nur auf dem einen, vorher genau bestimmten Wege erreicht werden könnte, von dem Gott keinen Zoll breit nach rechts oder links abweichen dürfte, dann gäbe es ja auch keine menschliche Freiheit, dann wären die Menschen im Grunde nichts anderes als Puppen, die über die Weltenbühne von unsichtbarer Hand geführt werden, entweder zur ewigen Seligkeit, oder zum ewigen Verderben, dann gäbe es natürlich keine Wunder und keine wunderbare Gebetserhörung. Aber Gottes Meisterschaft zeigt sich eben darin, daß er, wie der Meister des Schachspiels, jedem beliebigen Zug von der Gegenseite nachgeben kann und dennoch seinen Plan siegreich hinausführt.

Freilich die Gebetserhörung geschieht in der Regel nicht durch ein in die Augen fallendes Wunder, sondern durch eine gewisse Verkettung gewöhnlicher, ob auch unvorhergesehener Alltäglichkeiten, so daß, wer zweifeln will,

immer noch zweifeln kann und es machen wie jener Schiffer, der ins Wasser stürzt und in Gefahr ist, zu ertrinken. Seine Seele schreit zu Gott: „Hilf mir heraus, rette mich!“ In diesem Augenblick ergreift er ein Rettungsseil, das seine Kameraden ihm zugeworfen haben. „Ist nicht mehr nötig!“ ruft er gen Himmel, indem er das Seil faßt, „hab' mir schon selber geholfen.“ Daß die Gebetserhörung eben darin bestand, daß ihm das Seil im rechten Augenblick zugeworfen wurde, das kam ihm nicht in den Sinn. Aber es gehört doch ein gut Stück Kurzsichtigkeit, Übelwollen und Undankbarkeit dazu, Erfahrungen der Gebetserhörung hinterher auf solche Weise in Abrede stellen zu wollen. Mit Recht huldigt der Arzt dem Grundsatz: „post hoc non semper est propter hoc,“ zu deutsch: „Was nach einem Mittel,“ also in unserem Falle nach dem Gebet, „geschieht, ist nicht immer infolge des Mittels geschehen,“ und doch ist jeder verständige Arzt davon überzeugt, daß die Mittel, die er gegen die Krankheit verordnet, nicht bloß zufällig geholfen haben.

Wer nicht an Gebetserhörung glauben will, den können wir nicht überzeugen, du aber, für deine Person, „komm und sieh!“ und urteile nicht, bis du dir selbst Erfahrung gesammelt, und du wirst gewiß erfahren, was Vinet so schön gesagt: „Gott wird den Seufzer Gebet nennen und das Gebet Macht, und die Macht Gottes wird, wenn ich es zu sagen wagen darf, sich vor der Macht beugen, die er in einen Seufzer gelegt hat, der vor ihm ist.“ Fällt mir auch ein, was einmal Spurgeon, der berühmte englische Baptistenprediger, gesagt hat: „Ein Mensch, der eine Kanone abfeuert, sieht vor Pulverdampf kaum, wie der Schuß hinfährt, aber hat er sie nur genau gerichtet, so ist er sicher, daß er trifft. Hast du dein Herz auf Christum gerichtet, verlaß dich darauf, wie dicht auch Dampf, Wolken und Nebel sind, der Kanonen-

schuß deines Gebets erreicht den Himmel, wenn du gleich nicht sagen und sehen kannst, wo und wie." Also ich wiederhole, was der Apostel Phil. 4, 6 geschrieben: „In allen Dingen lasset eure Bitte in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden!"

Die „Danksagung" aber nicht zu vergessen. „Eure Bitte in Gebet und Flehen mit Danksagung", schreibt der Apostel. Auch Abels Opfer war wohl in erster Linie ein Opfer des Dankes. Das ist ein armes Herz, das immer nur zu bitten hat, ein reiches muß loben und danken. „Das Bittgebet ist das Hauptgebet dieser Welt," sagt Conrady, „das Dankgebet jener Welt. Je mehr einer danken kann, desto mehr gehört er dem Jenseits an."

Noch einmal: Laß dir das herrliche Vorrecht frommer Jünglinge, das Gebet, nicht rauben. Nimm dir täglich, ich will nicht sagen eine stille Stunde, auch nicht eine stille halbe Stunde, aber doch wenigstens einige stille Minuten zum Gebet. So viel Zeit hast du doch sicherlich. Es ist nicht so, wie viele sagen, daß sie in all dem ruhelosen Rennen und Jagen und Laufen und Treiben der Welt, in der wir leben, keine übrige Zeit zum Gebet finden könnten. Für andere Dinge, Zeitungslektüre oder allerlei sog. Vergnügungen, die angeblich der körperlichen Erholung dienen sollen, findet man immer Zeit, und man sollte keine Zeit finden, den inneren Menschen zu erquicken? Es ist sehr richtig gesagt worden, das laute gerade so, als ob einer behaupten wolle, er finde keine Zeit zum Essen.

Wenn du keine Zeit zum Beten hast, nimm sie dir, und zwar am besten eine bestimmte Zeit am Tage, etwa morgens und abends, sonst kommst du doch nicht dazu. So waren ja auch für die alttestamentlichen Opfer bestimmte Opferzeiten vorgeschrieben, und so wird ja auch Abel sein Gebetsopfer zu bestimmten Gebets- und Opferzeiten dar-

gebracht haben. Hier und da, wenn auch leider lange nicht mehr überall, hört man noch zu bestimmten Stunden, meist morgens, mittags und abends, die Betglocke läuten, und ist diese liebliche Sitte da, wo du wohnst, geschwunden, dann läute dir selbst das Betglöcklein, mindestens beim Aufstehen und Zubettegehen. Findest du nicht die Zeit, vielleicht auch nicht immer die Stimmung und Lust zu längerem Gebetsumgang mit deinem Gott und Herrn, dann bete kurz, ganz kurz, besser kurz als gar nicht. Ich kann es mir nicht versagen, hier eine Geschichte folgen zu lassen, wie ich sie in einer der viel genannten und bekannten und auch hiermit herzlichst empfohlenen Schriften Otto Funckes gelesen habe: „In einem Schweizer Gasthof fragte ein ehrwürdiger Christ das Stubenmädchen, das ihn bediente, ob sie auch bete? Sie antwortete kurz und scharf: „Hier im Hause giebt's so viel Arbeit, da bleibt fürs Beten keine Zeit." Jener sagte: „Ich will dir ein gutes Gebet nennen, das in der Bibel vorkommt, das auch Erhörung gefunden hat und das unaussprechlich kurz ist, es lautet: „Herr, hilf mir!" Versprich mir, daß du diese drei Silben an jedem Morgen und jeden Abend beten willst. Das Mädchen versprach's und hielt auch sein Versprechen. Nach Jahr und Tag kam der alte Pilger wieder an denselben Ort. Er fragte nach dem Mädchen. Der Wirt sagte: „Sie war zu gut für unser Haus, wo so viele leichtfertige Menschen ein- und ausgehen, darum hat sie einen Dienst bei unserm Pfarrer angenommen." Hier fand sie der Herr auch wirklich. Sie erzählte ihm unter Dankestränen, daß sie sein kurzes Gebet erst mechanisch hergebetet habe, allmählich aber hätte sie doch nachgedacht und gefragt: „Warum soll mir denn eigentlich geholfen werden? Was ist da zu helfen? Bin ich denn nicht gut oder bin ich denn nicht glücklich?" Und sie hatte bei tieferem Nachdenken gelernt, auf beide Fragen mit „nein"

zu antworten, es war ein heiliges Feuer in ihr Gebet gekommen, und sie hatte in Jesu Frieden gefunden. Nun war sie zur rechten Beterin geworden, denn als sie erkannt, daß sie weder gut noch glücklich zu nennen sei, war sie der Bedingung eines erhörlichen Gebets gerecht geworden. Und welches ist die? Wir sehen das auf Abels Bild. Warum ist sein Opfer und Gebet im Unterschied vom Opfer Kains dem Herrn so wohlgefällig? Weil er, wie wir oben sahen, hatte, woran Kain es fehlen ließ, ein bußfertiges, gnadenhungriges Herz. Das ist's, was zu einem rechten Gebet unerläßlich ist, aber freilich auch dies kannst du dir selbst nicht geben, auch das muß erbeten sein.

O daß doch jeder Jüngling, etwa bei der Konfirmation, seinem Seelsorger in die Hand geloben und seinem Gelübde treu bleiben wollte: „Ich will auch jeden Morgen und jeden Abend, wie Abel, dem Herrn das Opfer meines Gebets darbringen." Du kennst mich nicht, mein lieber Freund, aber willst du's nicht einem Unbekannten, der's wohl mit dir meint, willst du's nicht dir selbst und deinem Herrn geloben? Es soll dich wahrlich nicht gereuen.

Abels Glaube, durch den er vor Gott gerecht erfunden ward, spricht sich, wie wir sahen, in seinem Opfer aus. Wir lesen 1 Joh. 3, 12 weiter von ihm: „Kain erwürgte seinen Bruder. Und warum erwürgte er ihn? Daß seine Werke böse waren, und seines Bruders gerecht." Abel hat seinen Glauben auch im Wandel und Leben bewährt, und so muß es überall sein, wo der Glaube echt und recht ist, überall da muß sich auch seine Frucht im Leben erweisen. Man hört heute so vielfach sagen: „Auf den Glauben kommts gar nicht an, sondern nur auf den rechtschaffenen Wandel. „Thue recht und scheue niemand," das ist mein Glaube, im übrigen geb ich auf den Glauben gar nichts." Aber noch weniger thöricht wäre es, wenn

einer, der mit der Eisenbahn fahren will, behaupten wollte, auf die Maschine komme es gar nicht an, an der sei ihm gar nichts gelegen, er wolle ja nicht auf der Maschine fahren, sondern im Personenwagen Nummer so und so viel. Wie die Maschine für den Personenwagen, so ist der Glaube für die Werke das Treibende. Allein aus einem persönlich lebendigen christlichen Glauben erwächst ein christlich sittlicher Wandel, er muß daraus erwachsen, und wo eines fehlt, fehlt auch das andere. Es ist, wie der Dichter sagt: „Die Sittlichkeit allein ersetzt den Glauben nicht, doch weh dem Glauben, dem die Sittlichkeit gebricht!“ Fehlt bei dir die rechte Sittlichkeit, mit andern Worten, trifft's bei dir nicht zu, daß „in Wort und Werk, im ganzen Wesen ist Jesus und sonst nichts zu lesen“, dann ist eben dein Glaube nicht echt und recht. „Laß aus dem fernsten Winkel der Erde einer Witwe die Zuversicht kommen, ihr einziges Kind lebt, und sie glaubt's, — wie freudig leuchten gleich die Augen, wie geht an dem Tag das Werk so leicht von der Hand. Laß aber die Nachricht kommen: „Es ist tot!“ und sie glaubt's, — wie werden die Augen trübe, wie sinken die geschäftigen Hände sogleich am Leibe nieder! Laß dem armen Waisenkinde die sichere Kunde zukommen, daß ein unbekannter Wohlthäter im fernen Morgenlande ihm ein reiches Erbe vermacht, und es glaubt's, — sollte nicht ein ganz neues Leben, mit ganz neuen Werken bei ihm anfangen?“ So auch bei dir, wenn du zu dem seligen Glauben gekommen bist, daß du durch Christum, deinen Heiland, Gottes Kind und Erbe geworden bist. „Eher müßte Feuer aufhören zu brennen,“ sagt Tholuck einmal, „und Wasser zu löschen, ehe christlich wahrer Glaube ohne Werke sein könnte.“

Wie steht's bei dir, mein Freund? Ist auch bei dir „in Wort und Werk, im ganzen Wesen nur Jesus und sonst nichts zu lesen?“ Wenn nicht, liegt's daran, daß dir der

Glaube Abels fehlt? Dann bitte darum, bis auch du rühmen kannst: „Ich weiß, an wen ich glaube."

Um seines Glaubens und der daraus erwachsenen Gerechtigkeit willen wird Abel von seinem Bruder verfolgt. Das ist das letzte, das wir auf Abels Bild, wenn nicht mehr deuten, dann andeuten wollen. Wundere dich also nicht, mein Freund, der du in Abels Fußstapfen wandeln willst, wenn dich die Welt haßt und verfolgt. So ist's von Anfang an gewesen, und es wird weiter so sein müssen, wie es der Herr vorhergesagt: „Dieweil ihr nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt." Ja „hasset" so sagt der Herr und nicht bloß verspottet, oder verachtet, oder gleichgültig behandelt. Wenn's mit dir ernst und recht steht, dann mußt du etwas zu erzählen wissen von Haß und Verfolgung von seiten der Welt, und wenn der Welt an dir nichts mißfällt, dann gewiß mißfällst du deinem Herrn.

„Die mich frühe suchen, finden mich," das könnte man als Überschrift über das erste biblische Bild eines frommen Jünglings, das Bild Abels, setzen. Ob man's einst auch über dein Lebensbild schreiben wird? Der große Kirchenvater Augustin ruft einmal in seinen „Bekenntnissen", sein früheres Leben überblickend, aus: „Nur ein Schmerz ist mir geblieben: ich habe dich spät geliebt, o Schönheit, so uralt und ewig neu, ich habe dich spät geliebt!" Möge dir die Klage erspart bleiben!

3. Die 318 Jünglinge Abrahams.

1 Mos. 14 wird uns erzählt, daß Abraham mit 318 Knechten ins Feld gezogen sei und diese Knechte werden am Ende der Erzählung als Jünglinge bezeichnet. Wir haben uns diese Knechte oder Jünglinge dem Abraham näher stehend zu denken, als heutzutage der Knecht im gewöhnlichen Sinn seinem Herrn steht. In jenem patriarchalischen Verhältnis gingen die Knechte in ihrem Herrn und Gebieter auf, sie standen ihm in allem nahe und treu zur Seite und standen und fielen mit ihrem Herrn. Wir sind deshalb berechtigt, auf dem Bild dieser Jünglinge manche Züge von Abraham ohne weiteres auf die Jünglinge mit zu übertragen. Betrachten wir denn das so vervollständigte Bild jener 318.

Noch nicht lange war's her, da hatten dieselben Jünglinge, die hier so mutig mit Abraham für Lot in den Kampf ausziehen, von Lot und seinen Hirten allerlei Widerwärtigkeiten und Schikanen zu erdulden gehabt; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß 1 Mos. 13, 7 so zu verstehen ist, daß Lot seine Leute aufmunterte und ihnen behülflich war, Abrahams Leuten so viel als möglich zuvorzukommen und ihnen die Weideplätze wegzunehmen. Und statt daß damals der Neffe mit seinen Hirten dem Oheim mit seinen Leuten den Vorrang gelassen, gaben vielmehr die letzteren nach. Abraham stellt sich in Demut dem Lot gleich und nennt ihn Bruder, obwohl er als Neffe eher Sohnespflicht gegen ihn hat. Abraham schlägt Lot vor, daß sie sich gütlich trennen wollen

und läßt ihm die Wahl: „Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten, oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“ Das war wahrlich ein großes Maß von Nachgiebigkeit, Friedfertigkeit und Sanftmut. Hier hingegen, als da ein Unrecht geschehen ist, besinnen sich die Jünglinge nicht lange, gleich sind sie bei der Hand, das Unrecht zu strafen und zu rächen. Und warum haben sie dort so bereitwillig all ihre Rechte und Privilegien fahren lassen um der Liebe und des lieben Friedens willen, während sie hier gleich bei der Hand sind, geschehenes Unrecht zu rächen? Nun, offenbar darum, weil es sich dort nur um sie selbst und ihre eigenen materiellen Interessen gehandelt; hier aber handelt es sich um etwas Anderes und Höheres. Das Land, in welches jene Könige eingefallen waren, war dem Abraham von Gott verheißen für das Volk und für das Reich Gottes. Nun handelt sich's im Grunde um dieses Gottesreich und um einen Bürger des Reiches Gottes, und der ist dem Abraham und seinen Jünglingen wichtig genug, um ein ganzes siegreiches Heer anzugreifen, wiewohl sie nur wenige sind, mithin ihr Leben daran zu wagen, sie verstehen nun auch gar keinen Spaß.

Beides, die rechte Sanftmut und Lindigkeit und Nachgiebigkeit auf der einen und die rechte Energie in Zurückweisung des Bösen auf der andern Seite sollen wir auf dem Bild dieser Jünglinge betrachten und beachten. Vermutlich wird der zweite Zug auf unserm Bild, der uns zeigt, wie jene Jünglinge sich ob des geschehenen Unrechtes wehren und Sühne für die erlittene Beleidigung fordern, den größern Beifall der Jünglinge finden, da es ihnen viel näher liegt, in jugendlichem Kraftgefühl erlittenes Unrecht im Kampf zurückzuweisen, als es sanftmütig um der Liebe und des lieben Friedens willen über sich ergehen zu lassen. Um so nachdrücklicher müssen wir jenen ersten Zug der Sanftmut

und Nachgiebigkeit beachten, und darin wie in einem Spiegel beschauen und uns fragen: Ist denn auch mein Herz schon eine Wohnung der Sanftmut, der Erbarmung, der Liebe und Geduld geworden? und ist diese Sanftmut eine Macht und Gewalt in all meinem Thun und Lassen geworden? Die allermeisten Menschen, vorab so lange sie jung sind, scheinen von dieser Gewalt noch wenig zu ahnen. Sie meinen ihren Kameraden, vollends Dienstboten und Untergebenen gegenüber, in ihrem Geschäft, Beruf und sonstigen Verkehr am weitesten zu kommen, wenn sie hart und streng verfahren. Sie wollen von Sanftmut und Lindigkeit nichts oder wenig wissen und übersehen zum mindesten, daß es heißt: „Eure Sanftmut lasset kund werden allen Menschen." Man macht daraus so leicht ein „fast allen" und meint und spricht es aus: bei dem und jenem hilft's doch nicht, und doch ist hundert gegen eins zu wetten, daß auch bei jenem einen die wirkliche Lindigkeit, barmherzige Sanftmut und liebevolle Geduld viel weiter geführt haben würde, als das Gegenteil. Was würde denn aus uns werden, wenn der Herr im Blick auf uns sagen wollte: „Bei dem hilft meine Sanftmut und Geduld doch nicht, haue ihn um, was hindert er das Land?" Man weiß freilich den eigenen Mangel an Sanftmut, Lindigkeit und Nachgiebigkeit so trefflich zu entschuldigen. Man weist darauf hin, daß man die Pflicht habe, seine Würde zu wahren, daß es unmännliche Schwachheit sei, alles über sich ergehen zu lassen, vielleicht sogar, daß man den Nächsten bloß in seinem Unrecht stärke, wenn man's ungerächt und ungestraft hingehen lasse. Aber wenn selbst jene Hirten Abrahams dem Lot und seinen Leuten nicht nur das Unrecht nachsehen, sondern ihm die freie Wahl der Weide lassen, die doch zehnmal eher ihnen zustand, wenn ein Joseph fern von Rache gegen seine Brüder ist, die sich doch so schmählich an ihm und seinem alten

Vater verkündigt hatten, wenn ein David seinen Todfeind Saul in der Höhle schont und sogar dem Simei gegenüber, der dem Gesalbten Gottes flucht und ihn mit Steinen wirft, aller Rache wehrt mit den Worten: „Der Herr hat's ihm geheißen," sollen wir uns dann nicht doppelt in der Sanftmut üben, denen der Heiland wie jenen Jüngern, die Feuer regnen lassen wollten über die Widersacher des Herrn, die Worte zugerufen: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?"

Freilich unser Bild hat auch eine Kehrseite. Auch ein Christ kann in Lagen kommen, wo er gezwungen ist, seine Ehre und sein Recht zu wahren und dafür zu kämpfen mit allen erlaubten Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. So haben's hier die Jünglinge Abrahams gemacht. So verwahrt der Heiland selbst sich gegen die Roheit des hohenpriesterlichen Knechts, der ihn schlägt, mit dem Worte: „Habe ich übel geredet, so beweise es, habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?" So hat der Apostel Paulus, als man ihn in Jerusalem stäupen wollte, sein gutes Recht geltend gemacht: „Ist es bei euch recht, einen römischen Bürger ohne Urteil und Recht zu geißeln?" In Philippi fordert er eine öffentliche Ehrenerklärung und vor dem Landpfleger Festus legt er feierliche Berufung ein bis an den Kaiser in Rom. Aber, und das ist zu beachten, alles das geschieht nicht um der eigenen Ehre, sondern um der Ehre des Herrn willen, nicht um der eigenen Rachsucht zu frönen, sondern um des heiligen Gottesreichs willen. So wird auch für dich in allen Lagen deines Lebens die ehrliche Frage: „Handelt sich's nur um meine eigene, oder auch um Gottes Ehre?" der alleinige, aber auch sichere Fingerzeig sein, ob du auf erlittene Kränkung schweigen und stille sein sollst mit sanftem und stillem Geist, oder ob dir die Gegenwehr erlaubt, ja geboten ist.

Was den Kriegszug jener Jünglinge unter Abrahams Führung weiter angeht, so ist zu beachten, daß es Lot und die Sodomiter sind, für die sie den Kriegszug unternehmen. Lot hatte sich ja selbst seinen Wohnsitz gewählt, wahrscheinlich in berechnendster selbstsüchtiger Weise, und die Sodomiter waren gottlose sittenlose Menschen. Da hätten wir vielleicht an Stelle Abrahams und seiner Jünglinge in jenem Kriegszug die gerechte Strafe für Lots Selbstsucht und für der Sodomiter Schande und Sündenleben gesehen. Vielen, auch unter denen, die sich „entschiedene Christen" nennen, liegt so etwas zu nahe. So schreibt ein viel gelesener Schriftsteller zu unserer Stelle: „Wenn z. B. am Sonntag ein Vergnügungszug mit Menschen verunglückt ist, wie können dann viele so hart urteilen: „Das ist die offenbare Strafe Gottes, das haben sie davon, daß sie den Tag des Herrn schänden!" Wenn ein Theater verbrennt, und viele Menschen dabei umkommen, ach, wie viele sind dann schnell fertig, in solchem Unglück „die ausgestreckte Zorneshand Gottes, der sich nicht spotten läßt", zu sehen. Der Richtgeist, der in manche Kreise, auch christliche Jünglingskreise, seinen Einzug gehalten hat, bringt um vielen Segen. Hüten wir uns vor dem Richtgeist! Die früheren Juden scheuten sich, auf das kleinste Stückchen Papier zu treten, weil möglicherweise der Name Gottes darauf geschrieben stehen konnte. Wieviel öfter aber mag tief im Innersten eines Menschen, auch bei dem man's nicht vermutet, jener heilige Name geschrieben stehen, ist doch wohl kein Mensch auf Erden ein vollendeter Teufel, und so lange er das nicht ist, ist immer noch etwas von Gottes Bild und Gottes Wesen, das ihm anerschaffen war, bei ihm zu finden; also tritt's nicht mit Füßen, richte nicht! Abraham stellt mit seinen Jünglingen das Richten „dem anheim, der da recht richtet", dagegen betrachten sie das Helfen, Dienen, Segnen, die rettende Liebe als ihre Sache. Das wollen

wir von ihnen lernen, und mehr noch von dem ewigen Urbild rettender Liebe, von Christo unserem Retter. Wie oft sind die, die sich nach diesem heiligen Retter nennen, vielleicht seinen Namen im Munde führen, in ihrem Urteilen über Nichtchristen so kalt, so richterisch, so herzlos. Denke doch: der Heiland ist noch immer bemüht zu retten und schreib's als Überschrift über dein Leben: „Retten! nicht richten!" Eine jede gerettete Seele, an deren Rettung du mitgearbeitet, wird in besonderer Weise dein Bruder, wie ja auch hier von Abraham der bedeutsame Ausdruck gebraucht wird: „Als nun Abraham hörte, daß sein „Bruder" gefangen war," während doch Lot gar nicht sein eigentlicher Bruder war. Weißt du niemand, der noch der Rettung bedarf? Hast du keinen „Bruder", den du dir aufs Korn nehmen könntest in erbarmendem Rettersinn? Wenn du nicht viel zu seiner Rettung thun kannst, eins kannst du thun für seine Rettung: betende Hände falten. Retten! nicht richten!

Und noch eins: Wie wenig edel und pietätvoll hatte Lot vordem an dem Abraham gehandelt! Er hatte die Friedfertigkeit und Selbstlosigkeit Abrahams gemißbraucht. Wenn Abraham ihm das übel genommen hätte, wer wollte sich darüber wundern? Aber von solchem Übelnehmen finden wir bei Abraham und seinen Leuten nichts. Das ist nun wieder recht beschämend für unser vielfach so übelnehmerisches und empfindliches Wesen. Sehr häufig findet sich das bei jungen Leuten, die sich z. B. nichts mehr sagen lassen wollen, weder im Scherz noch im Ernst, weder vom Vater noch von der Mutter, weder vom Lehrer noch vom Prinzipal. Das ist nun mit solcher Empfindlichkeit ein ganz verkehrtes Ding. Wenn von Seiten derer, die Gott über dich gesetzt, dir irgend ein Tadel ausgesprochen wird, so nimm ihn ruhig hin und denke, daß auch der Tadel es gut

mit dir meine. Denk nicht, so etwas brauchest du dir in deinem Alter nicht mehr gefallen zu lassen, du seist doch kein Kind mehr u. s. w. Viel ältere und erfahrenere Leute müssen lernen und sich sagen lassen, das ist keine Schande. Weg mit dem übelnehmerischen Wesen auch Gleichgestellten gegenüber! Nur nicht jede Neckerei und jede Zurechtweisung empfindlich aufgenommen und den Beleidigten gespielt! Damit imponierst du gar nicht, im Gegenteil, so einer, der immerfort beleidigt ist, wird allenfalls ausgelacht oder als ungenießbarer Störenfried beiseite geschoben. „Fühlst du dich denn wirklich niemals verletzt?“ so fragte im Ton leisen Neides ein zaghafter, sehr empfindlicher Jüngling den Freund, dessen stets gleichbleibendes, frisches, zuversichtliches Wesen er anstaunte. Dieser sann einen Augenblick nach, dann erwiderte er einfach: ich glaube wirklich, ich habe es im Leben noch nie gethan und auch noch niemals dazu Ursache gehabt. Ich habe zwei Waffen, die mich vor dem Übelnehmen schützen: Stolz und Vertrauen. Haben mich die Menschen nicht lieb, so verlange ich auch nichts von ihnen, wie könnte ich mich dann von ihnen verletzt fühlen? Weiß ich aber: jemand meint es gut mit mir, so vertraue ich seiner Liebe so fest, daß ich mich durch nichts irre machen lasse. Ich weiß, er will mir gewiß nicht wehe thun, wie sollte ein Wort mich da kränken können?

Jener Kriegszug Abrahams und seiner Jünglinge ist ferner recht eigentlich aus Patriotismus, und zwar dem aus dem Glauben gebornen und durch den Glauben geheiligten Patriotismus hervorgegangen. Aus dem Glauben war dieser Patriotismus Abrahams und seiner Jünglinge geboren, denn das Land, das sie vom Feind zurückerobern, ist ja noch nicht Abrahams Vaterland, er führt ja noch ein Pilger- und Nomadenleben, und noch hat er nicht festen Besitz vom Land ergreifen können. Aber Gott hat ihm

dieses Land als Vaterland seiner Nachkommen verheißen, und diese Verheißung hat Abraham im festen Glauben ergriffen. Im Glauben betrachtet er somit das Land schon jetzt als sein Vaterland, und weil's sein Vaterland ist, darum schützt er's, darum schlägt er mutig mit seinen 318 Jünglingen das Leben in die Schanze. Das erste biblische Beispiel von Patriotismus, und dieser Patriotismus eine Frucht des Glaubens. Wir sehen hier, wie thöricht und hinfällig die oft gehörte Behauptung ist: der Glaube mache wohl tüchtig und fähig für den Himmel, aber nicht für die Erde. Nein, wir sehen's hier bei den 319 Glaubenshelden und nicht minder an all den übrigen Heldengestalten des Glaubens aus alter und neuer Zeit: der Glaube macht auch tüchtige Menschen und Staatsbürger und Patrioten, und die etwa sagen wollten: Patriotismus und Christentum taugen nicht zusammen, die kennen eben das Wesen des Christentums und des Glaubens schlecht und verstehen auch wenig von der biblischen und der Weltgeschichte.

Wohl wissen wir als Christen, daß wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen, und daß uns über diesem irdischen noch ein besseres Vaterland steht, nämlich das ewige und das himmlische. An ihm hängt vor allem unsere Liebe, nach ihm steht vor allem unser Sehnen, wenn wir anders Christen sind. Wie sich der Seemann nach der Heimat zurücksehnt, wie er sich freut, wenn er endlich den Leuchtturm am vaterländischen Gestade winken sieht, so und nicht anders sollte es uns mit dem himmlischen Vaterland gehen. Das Heimweh danach ist uns anerschaffen und in uns hineingeboren, „wie die letzte verbleichende Schrift auf dem Adelsbrief, den uns Gott mitgegeben, auf dem Zeugnis, daß wir seines Geschlechts sind" (Baur, Christus und die Gemeinde S. 107).

Und doch, diese angeborne Liebe und Sehnsucht nach

dem himmlischen ewigen Vaterland steht dem rechten Patriotismus, der Liebe zum irdischen Vaterland, durchaus nicht im Weg. Das himmlische Vaterland freilich über alles. Darum singen wir denn auch nicht schlechthin: Deutschland, Deutschland „über alles", sondern „über alles in der Welt", aber das singen wir auch von Herzen.

Auch schadet's dem Patriotismus, der Vaterlandsliebe durchaus nicht, daß die Christen eine Zeit herbeisehnen, da alle Scheidung unter den Menschen nach Nationen aufhören wird, und alle Völker der Erde, wie immer sie heißen mögen, dem einen König dienen, von dem wir jetzt schon so gern singen:

„Jesus Christus herrscht als König,
Alles wird ihm unterthänig,
Alles legt ihm Gott zu Fuß!"

Das hindert den echten und rechten Patriotismus nicht im mindesten. Der rechte Patriotismus besteht ja durchaus nicht darin, daß man nur die eigene Nation möglichst hoch und alle andern möglichst gering schätzt; denn man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Patriotismus ja Vaterlands-Liebe bedeutet, und daß die Liebe das Herz nicht eng, sondern weit macht. Ein Patriotismus, der sich in Rassenhaß und Nationalhaß bekundete, der blind wäre, ebenso für die Fehler des eigenen, wie für die Vorzüge eines fremden Volkes, wäre nur Selbstverblendung und Selbstliebe in erweiterter Form, aber keine Vaterlandsliebe. Wenn es auf Rassenhaß und Nationalhaß ankäme, dann freilich wären die Christen schlechte Patrioten; wenn aber der rechte Patriot sein Vaterland lieb hat, eben weil es sein Vaterland ist, sich des Guten, das darin ist, freut, und über seine Schäden trauert, ohne andere Nationen zu verachten, dann sind die Glaubenshelden von jeher die besten Patrioten gewesen. Das zeigt das Beispiel Abrahams und seiner Jünglinge, das zeigen

heute noch die auf Erden zerstreuten Kinder Israel; denn heute noch wenden sich die orthodoxen Juden betend gen Osten und sterbend strecken sie ihre Füße nach Osten, rufend: „Jerusalem, Jerusalem!“ Weil in Israel Glaube und Patriotismus zusammenfallen, darum das ungemeine Zusammengehörigkeitsbewußtsein, daher die glühende Vaterlandsliebe in der Geschichte Israels. Auch der Heiland hat mit jenen Thränen, die er auf dem Ölberg über Jerusalem weinte, seine innige Vaterlandsliebe bekundet, und Paulus will verbannt sein von Christo, wenn dadurch sein teures Volk Israel errettet wird.

Greifen wir in unsre deutsche Geschichte hinein. Sind nicht die innigsten Christen auch stets die besten Patrioten gewesen? Ein Johannes Tauler von Straßburg, durch gründliche Bekehrung und innige evangelische Frömmigkeit ein Vorläufer Luthers, er ist zugleich ein echter deutscher Mann, der sich durch des Papstes Bann seine Anhänglichkeit an den Kaiser Ludwig den Bayer nicht nehmen läßt. Wir erinnern an Dr. Martin Luther, den kindlich frommen und zugleich den „deutschesten deutschen Mann“. Wie hing sein Herz an seinem lieben deutschen Volk und Land! Wie atmen seine Schriften, z. B. die „an den christlichen Adel deutscher Nation“ Deutschtum und Christentum zugleich! Ein Klopstock zugleich der Sänger des „Messias“, aber auch des Vaterlandes. Ein Rückert singt in seinem Lied gegen Napoleon:

„Aber der Geist,
Der die Preußen hat angeführt,
Der hat es vollführt.
Der ists, der hat dich geschlagen zumeist.
Alle die Völker der Erde zusammen
Haben wacker gerungen,
Aber wer dich bezwungen,
Das sind Gottes gesinge Flammen.“

Ein York hat vor der Schlacht bei Möckern mit den Offizieren angestoßen mit dem kurzen inhaltreichen Gebet: „Anfang, Mittel und Ende, du Herr zum besten wende.“ Ein Blücher hat nach seinen großen Siegen das Bekenntnis abgelegt: „Meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit, der haben wir alles zu danken.“ Ein Körner betet:

„Vater, ich rufe dich!“
„Führ uns, Herr Zebaoth,
Führ uns, dreieiniger Gott,
Führ du uns zum Kampf und zum Siege!“

Ein Ernst Moritz Arndt, kaum hat's einen größeren Patrioten gegeben in jenen Tagen der Schmach und Knechtschaft, aber seine Vaterlandsliebe wurzelt und bewährt sich in innigem Glauben. Auf die Frage: „Wer ist ein Mann?“ giebt er die unvergleichliche Antwort: „Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut, wer glauben kann inbrünstig wahr und frei.“ Einen bessern Patrioten hat's nie gegeben. Keinen Augenblick würde er gezaudert haben, auch den letzten Tropfen seines Herzbluts für sein Vaterland zu opfern. Wer ihn aber nur in etwa kennt, der weiß es, daß nur der lebendige Glaube der Boden und die Kraft seines Patriotismus gewesen. Auch ein Freiherr von Stein ist als Christ und als Patriot zugleich ein immerwährendes Vorbild. Und 1870, was hat denn da den Patriotismus entflammt und uns zum Sieg verholfen? Vom Bußtag zogen die Heere in den Krieg, begleitet von den Gebeten der Nation. War ein Sieg errungen, dann klang es in der Heimat: „Nun danket alle Gott!“ Und König Wilhelm I. berichtet nach dem herrlichsten Sieg die geflügelten Worte: „Welche Wendung durch Gottes Fügung! Danket nur Gott für seine Gnade! Ehre sei Gott in der Höhe!“ Und wie steht's in unserm königlichen Haus?

Der Hofprediger Eylert hatte einst in Gegenwart der Eltern Kaiser Wilhelms I. über den Text gepredigt, wo im Zwiegespräch mit Naemi die fromme Ruth gelobt: „Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott." Dem König Friedrich Wilhelm III. hatte die Predigt so besonders gefallen, daß er den Geistlichen auffordern ließ, sich auf der Pfaueninsel, wo die Herrschaften gerade waren, einzufinden, und das Manuskript der Predigt mitzubringen, um es noch einmal vorzulesen. Das geschah, und im Schatten der alten Eichen saßen gegen Abend der König und die Königin Luise mit mehreren Gästen und hörten andächtig zu.

Aus der Entfernung klang durch die Stille die Melodie des Liedes „In allen meinen Thaten" hinüber. Als Eylert mit dem Lesen zu Ende war, stand Friedrich Wilhelm III. auf, legte die Hand auf die Schulter seiner Gemahlin, sah dann, wie wenn er sich auf etwas besänne, vor sich hin und sagte zu ihr leise, doch den anderen hörbar: „Es bleibt dabei, Luise, ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Sichtbar bewegt, doch schweigend nahm er seinen leichten Feldstuhl, schlug ihn zusammen und suchte damit, wie er es in solchen Augenblicken gewohnt war, die stille Einsamkeit.

Und Gott Lob! es ist dabei geblieben, heute noch wie damals. Der fromme Sinn des Königshauses hat sich fortgeerbt auch auf unseren jetzigen Kaiser. Nicht bloß an der Kuppel des Berliner Schlosses steht es mit goldenen Buchstaben: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen", auch im Leben des Kaisers ist es zur That und Wahrheit geworden. Im Konfirmationsgelübde bekennt er sich mit warmem Herzen zu dem Gott seiner Väter mit den Worten: „So gelobe ich, ihm in kindlichem Glauben ergeben zu bleiben mein Lebenlang, ihm zu vertrauen und immer wieder zu danken für seine Gnade." Das erste Wort, das er als

Kaiser an sein Volk gerichtet, lautete: „Auf den Thron meiner Väter berufen, habe ich die Regierung im Aufblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel meiner Väter, meinem Volk ein gerechter und milder Fürst zu sein und Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen." Auch dieses Wort atmet innige Frömmigkeit und Gottesfurcht von Anfang bis zu Ende. Und nicht nur, daß er seinem Volke Frömmigkeit und Gottesfurcht vorpredigt, mehr noch muß uns freuen, daß er sie mit seinem Hause seinem Volk vorlebt. Als vor einiger Zeit aus Veranlassung des schmerzlichen Ereignisses in unserm Königshause hohe Verwandte des Kaiserpaares im Marmorschloß zu Potsdam weilten, wurde von denselben natürlich auch der Kinderstube ein Besuch abgestattet. Der junge aufgeweckte Kronprinz Wilhelm wußte rasch und in frischer kindlicher Art auf alle an ihn gerichteten Fragen Rede und Antwort zu stehen, die „Kleinen" aber, wie er seine drei Brüder nannte, hörten schweigend zu. Da meinte eine Dame aus dem Kreis: „Kann der Prinz Eitel Friedrich noch nichts sagen?" „Nein," gab der Kronprinz schnell zurück, „der ist ja noch zu klein!" — Aber dann, sich ein Weilchen besinnend, fügte er erfreut hinzu: „O, er kann ja doch etwas! Er kann das Lieblingslied der Mutter, und kann es auch singen: „Sing es doch einmal!" ermunterte er freundlich den Bruder.

Und der vierjährige Prinz Eitel Friedrich sang mit klarer, feiner Stimme:

Jesu, geh voran
Auf der Lebensbahn.
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen,
Führ uns an der Hand
Bis ins Vaterland.

Es ist dies bekanntlich jenes Lied, welches die Prinzessin Augusta Viktoria sich zu ihrer Hochzeitsfeier als Festlied

ausgewählt hatte, und das ihre kleinen Söhne schon so gut als „Mutters Lieblingslied" kannten.

Segne Gott die königliche Mutter, die früh den himmlischen Samen in die Herzen ihrer Kinder gestreut und es auch nie versäumt, abends selbst mit ihnen zu beten.

Wir aber wollen uns freuen, daß auch in unserm kaiserlichen Hause Frömmigkeit und Christentum gepflegt wird, daß auch dort Frömmigkeit und Christentum der Quell ist, aus welchem man Kraft schöpft, in selbstaufopfernder Pflichttreue Patriotismus, Vaterlandsliebe und Volksliebe zu beweisen.

So ists bisher gewesen, und so muß es weiter bleiben: Patriotismus und Christenglaube aufs engste verbunden, sonst — wehe uns! „Was wird einst die Geschichte erzählen von den Jahren, welche der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches folgten? Wie wird es lauten?" So fragt das vortreffliche Buch „von der Liebe" von Generalsuperintendent Baur und giebt die Antwort: „Das deutsche Volk ward zu großen Dingen erhoben; aber der Größe, die Gott ihm zugedacht, war es nicht gewachsen. Sieggekrönt durch des gewaltigen Gottes Barmherzigkeit kehrt es heim und vergaß Gottes Wort und Haus. Wie von einem Schwindel erfaßt, fuhr es dahin zu Gewinn und Genuß. Als ob deutsche Redlichkeit ein leerer Klang wäre, so fiel es in Versuchung und Stricke. Auf ihren Schaubühnen machten sich die Ehebruchsgeschichten breit, welche das besiegte Volk sandte, als ob es die Deutschen durch Unsitte besiegen wollte. Die Gelehrten fielen so tief, daß sie predigten, des Menschen Ahne sei das Tier, und die Gemeinheit hörte das gern und ward zur Vertierung, und die Verbrechen mehrten sich, welche von tierischer Roheit und von teuflischer Bosheit zeugen. Das lange Unglück von 1806—1813 konnten die Deutschen ertragen, das rasche Glück von 1870 und 1871 ertrugen sie

nicht." Soll die Geschichte dies erzählen und weiter nichts? Damit sie auch Besseres erzähle, dazu soll die christliche Vaterlandsliebe helfen. Ja, was uns not thut, das ist Christenglaube und Vaterlandsliebe, weil ohne Christentum keine rechte Vaterlandsliebe.

Und wie soll sich die rechte Vaterlandsliebe beweisen? Nun, Abrahams Jünglinge greifen zu den Waffen, um das Vaterland, im oben angegebenen Sinn, zu schützen. Wir sehen also, von alten Zeiten her hat sich der Jünglinge Patriotismus darin zu bewähren, daß sie sich unter den Fahnen ihres Königs sammeln und ritterlich kämpfen „mit Gott für König und Vaterland". Freilich verwandelt sich das Waffentragen, wie sichs der Jüngling so gern in seiner Phantasie ausmalt, da man in Wirklichkeit dem Feind des Vaterlandes, wie hier Abrahams Jünglinge, gegenübersteht, in der Regel in das prosaische „Soldatsein" mit eintönigen Handgriffen, Exerzier- und andern höchst langweiligen Übungen, wo man sich, scheinbar für nichts und wieder nichts zu plagen, vielleicht auch drangsalieren zu lassen hat. Nun, gerade da ist eine gute Gelegenheit zur Bewährung des Patriotismus. Hast du wirklich deinen König und dein Vaterland lieb, dann wirst du auch all das Schwere und Widerwärtige des Soldatenstandes als einen deinem König und Vaterland geleisteten Dienst betrachten und dich ihm gern unterziehen. Nachdem du dann gelernt, daß es kein so ganz billig Ding um den Patriotismus ist, wirst du ihn geläutert und verklärt vom Kasernenhof und Exerzierplatz mit heimnehmen in deinen bürgerlichen Beruf. Jedenfalls wirst du eins mehr als vorher gelernt haben, worin vor allem dein Patriotismus sich beweisen soll: Gehorsam, und es nun besser befolgen können, was der Apostel fordert: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen."

Uns ist der Patriotismus viel leichter gemacht als Abraham und seinen Jünglingen, die, wie wir oben sahen, ein eigentliches Vaterland nur der Verheißung nach besaßen, in Wirklichkeit aber wenig davon wahrnehmen konnten. Wir haben noch ein einiges Vaterland in Glanz und Herrlichkeit. Aber es können auch wieder Zeiten kommen, wo es wie bei jenen 318 heißt: glauben an die Zukunft des Vaterlandes, sei es, daß das Vaterland durch Feinde von außen oder gar von innen in den Staub getreten wird. Da wird es sich vollends zeigen, was echte christliche Vaterlandsliebe des Glaubens ist, wenn es in solcher Zeit gilt, die Waffen zur Hand zu nehmen für Ordnung und Recht und Vaterland oder auch schweigen, leiden, beten, nicht aber am Vaterland verzweifeln und mutlos die Flinte ins Korn werfen.

Auch darin soll sich unsere Vaterlandsliebe als aus dem Glauben geboren, als echt und recht und christlich erweisen, daß sie erlittenes Unrecht vergißt und vergiebt. Es hätte Abraham und seinen Jünglingen ja auch nahe gelegen zu denken: „Wie hat es uns Lot früher gemacht, nun mag er sich selber helfen, wir können keine Freudigkeit finden, unsre Kraft in seinen Dienst zu stellen.“ Aber nein, so denken sie nicht. Das Vaterland ist in Gefahr und ohne jede Empfindlichkeit tritt jeder mit Leib und Leben fürs Vaterland ein. Wir haben auch in unsrer deutschen Geschichte herrliche Beläge für solch edlen Patriotismus, der frei ist von aller Empfindlichkeit. Als im Jahre 1807 Stein, dessen wir schon oben als eines christlichen Patrioten gedacht, sich eben anschickte, vom Krankenbett eines Kindes hinweg, selbst halb krank, dennoch die königliche Familie auf ihrer Flucht nach Memel zu begleiten, erreichte ihn, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, ein Schreiben des Königs, der sich von neidischen Gegnern Steins hinters Licht hatte führen lassen, folgenden Inhalts: „Ich sehe mit großem Leidwesen, daß

Sie als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates im Auge zu haben, nur durch seine Launen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind gerade diejenigen, welche für das Ganze am nachteiligsten und gefährlichsten wirken. Wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, so kann sich der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen." Das mußte sich Stein, der treubewährte Minister, von seinem König sagen lassen. Er bat um seine Entlassung und erhielt sie mit den verletzenden Worten: „Da der Herr Baron von Stein sich sein Urteil selber fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen." Was thut nun der in Ungnade entlassene Minister? Setzte er Himmel und Erde in Bewegung, um seine Ehre zu retten? Suchte er das Ansehen seiner Nachfolger und seiner Regierung durch Hinweis auf ihre Fehler und Schwächen zu mißkreditieren? Nein, er zog sich ohne Groll zurück, blieb still und wartete, bis der König ihn wieder rief. Da antwortete er, um seinen Wiedereintritt ins Ministerium gebeten, als ob nichts vorgefallen wäre: „Eurer Majestät Befehle sind mir zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung des näheren Verhältnisses." Später nochmals entlassen, handelte er genau ebenso. Auch ein Ernst Moritz Arndt hat ähnliche bittere Erfahrung von Undank und Mißtrauen seiner Regierung gemacht und dennoch hat er nicht etwa vor allem darauf sein Sinnen und Trachten gerichtet, wie er zu seinem Recht komme, sondern wie er seinem König und Vaterland dienen und nützen konnte; und das ist der rechten Vaterlandsliebe Art und Kunst.

Wir sind wohl nicht berufen, eine so hervorragende

Stellung wie Arndt oder Stein einzunehmen, aber doch müssen wir vielleicht als Beamte oder Mitglieder einer politischen Partei oder eines bürgerlichen Standes den Undank und das Mißtrauen unsrer Regierung in irgend einer Weise bitter und schmerzlich erfahren, da mögen wir von Abraham und seinen Jünglingen lernen, demütig und selbstlos die rechte Vaterlandsliebe üben, von der auch gilt, was 1 Kor. 13 von der Liebe überhaupt geschrieben steht: Sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Aber nicht nur das irdische, auch das himmlische Vaterland sollen Jünglinge lieben, und nicht nur fürs irdische, sondern auch fürs himmlische Vaterland sollen sie von jenen 318 Jünglingen lernen den Kampf wagen und bestehen. „Weil du ein Mensch bist, mußt du kämpfen; das Leben ein Kampf," das Wort zieht sich durch die Spruchweisheit aller Völker und Zeiten hindurch. Daß insonderheit die Jünglinge berufen sind zu kämpfen, das mag das Letzte sein, was das Bild jener 318 Jünglinge uns lehrt. Du kennst gewiß jenen sagenhaften Jüngling, den Ritter Georg, wie er hoch zu Roß gewöhnlich abgebildet wird, mit aller Wucht und Kraft den Spieß in den Rachen des furchtbaren Ungeheuers stoßend, eines Drachen, der das Königskind verschlingen wollte. Ein solches Ungeheuer, das längst dem himmlischen Königskind, dem Heiland Jesus Christus, Tod und Verderben sinnt, ist die Welt und Sünde. Sie gilt's zu dämpfen und zu bekämpfen. Entweder sie besiegt uns, oder wir sie. Nimm dir an jenem Heldenjüngling des Mittelalters oder an jenen 318 Jünglingen Abrahams ein Vorbild. Als im Anfang unseres Jahrhunderts unser Vaterland von fremden Tyrannen geknechtet war, da erließ Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk. Und welches war

der Erfolg? „Der König rief und alle kamen.“ Nun, der König, dem kein König gleicht, der König Himmels und der Erde, der König mit der Dornenkrone, der König Jesus ruft; er ruft insonderheit auch Jünglinge. Möge es auch von euch allen heißen: „Sie alle, alle kamen.“

Ja kommt zu ihm, bei ihm findet ihr Kraft zum Kämpfen und Überwinden. In den Kämpfen der Bergbewohner gegen Östreich brach einst ein großes Heer ins Glarnerland hinein. Da, wo dies hohe Alpenthal mit der übrigen weiten Welt zusammenhängt, war die selbstgemachte Brustwehr überwältigt und die Scharen der Feinde ergossen sich ins Hauptthal von Glarus, hielten sich für Sieger und handelten auch also — eben wie jetzt die Feinde Gottes sich schon als Sieger betrachten und im Besitzstand wähnen. — Da stellte sich hoch über dem Dorfe Näfels der Hauptmann der Glarner mit wenigen Begleitern an den Fuß des Felsen und schwang das Panier des Landes, daß es weit umher gesehen werden konnte. Die Söhne des Volkes zogen sich, während die Feinde plünderten, in kleinen Scharen auf dies Zeichen dem Banner zu und sammelten sich um dasselbe. Nun wurde der Feind aufmerksam, er brach auf mit seiner Macht, um die kleine Schar zu erdrücken. Er war an Zahl weit überlegen, die Söhne des Heimatlandes waren nur eine kleine Herde, aber die treue Liebe war in ihren Herzen, und der Fels, an dem sie standen, schützte sie. Versteht, liebe Brüder, ihr Fels schützte sie! Soll ich das euch deuten? Ihr könnt es ja selber thun, ihr kennt Israels Fels und Israels Panier. Es war ein heißer Kampf, die Feinde griffen an und wurden von der kleinen Schar zurückgeschlagen. Wenn diese aber in der Hitze des Nachjagens in die Ebene hinabkamen, da gerieten sie gewissermaßen auf des Feindes Boden, wo dieser mit seiner starken Reiterei seinen Vorteil hatte; sie wurden zurückgedrängt, aber wohin? Hinauf, hinauf zu

ihrem Felsen! So gings elfmal. Da kamen von Schwyz herüber 30 Jünglinge ihnen zu Hülfe. So wenige? Ja, so wenige, aber sie riefen voll Freudigkeit ihr Losungswort, und tausendstimmig wiederhallte es von den Felsen umher, als rückte eine große Armee heran. Und die Feinde erschraken, die Glarner wurden mutig und stark, das entschied den Kampf. Die kleine Schar jagte des Feindes großes Heer aus dem Lande, und das Alpenländchen war frei. „Das ist meine Geschichte," schloß der Erzähler, „Gott segne sein Israel." Damit schließe auch ich. Gott segne Israel, Jung-Israel, die liebe christliche Jünglingswelt, und gebe ihr Kraft zu kämpfen und zu überwinden.

4. Isaak.

Schon Isaaks Namengebung verdient beachtet zu werden. Die alten Völker, vor allem das Volk Israel, hatte von dem, was ein Name sei, einen viel höheren Begriff als wir, bei denen die Namengebung zu einem wenig bedeutsamen äußerlichen Akt geworden ist. Schon die hebräischen Ausdrücke für „Name", die so viel bedeuten, als: „Zeichen, Andenken, Erinnerung" zeigen uns, daß bei den Israeliten die Namen entweder ein Denkmal sein sollten für das, was der Herr schon vor der Namengebung an dem zu Benennenden gethan, oder auch ein Vorzeichen und Hinweis auf das, was der Herr an ihm und durch ihn zu thun verheißen hatte. So sehr entspricht denn auch bei vielen Gliedern des alttestamentlichen Israel der Name dem Wesen, daß man vielfach behauptet hat, die Namen seien den Trägern derselben erst später beigelegt, z. B. „Bileam", was soviel heißt als Volksverderber. Richtiger aber ist daraus zu erkennen, wie auch die Namengebung im Alten Testament unter Gottes besonderer Leitung und Vorherbestimmung stand.

In der Regel also legte man in die Namen, wenigstens der Knaben, große Gedanken, Hoffnungen, prophetische Vorhersagungen oder eine Bezeichnung ihres Wesens nieder. So nennt Isaak einen seiner Söhne „Jakob", den „Überlister, den Schlauen, Listigen", ganz dem Wesen des Erschleichers des Erstgeburtsrechts entsprechend, und dieser Name wird dann später durch Gottes Gnade in das ebenfalls bezeichnende

„Israel", „Gotteskämpfer" verwandelt. Hanna nennt ihren Sohn „Samuel", „von Gott erhört oder erbeten", u. s. w.

Wir können nicht in die Zukunft hinein sehen, auch bei der Namengebung in der Regel noch nicht das Wesen des Kindes beurteilen, und darum können auch bei uns die Namen darüber nichts verraten. Aber der Rat des Kirchenvaters Chrysostomus wird ja auch heute noch vielfach, wenn auch meist unbewußt, befolgt, daß man den Kindern Namen ausgezeichneter heiliger Männer des Altertums beilegen solle, damit die Kinder an diese Vorbilder erinnert würden und von ihnen einen gottseligen Wandel lernen könnten. So sind ja heute noch die biblischen Namen von Adam und Abraham an bis zu David und Samuel, oder aus dem Neuen Testament Peter und Paul, Johannes, und wie sie alle heißen, viel verbreitet. Andere Namen wieder, wie Fürchtegott, oder Gottfried, Gotthilf, Gottlieb u. s. w. haben eine mahnende, erbauliche Bedeutung. Hast du einen solchen Namen, so denke, daß er dir nicht von ungefähr gegeben sei, und beherzige, was einmal ein alter Prediger gesagt hat: „Es kann ein gutes Hilfsmittel sein zur Überwindung der Versuchung, wenn man sich des Namens erinnert, den man in seiner Taufe empfangen hat. Da Judas im Begriff stand seine Bosheit zu begehen, hält ihm Christus seinen Namen vor. Dieses Mittels können wir uns mit gutem Nutzen bedienen. Heißt jemand Jakob oder Untertreter, so kann ihm dieses, wenn er zur Ausübung der Sünde gereizt wird, eine kräftige Erweckung geben, den Satan und seine Werke unter seine Füße zu treten und tapfer zu überwinden. Der Name Gottfried kann einen erinnern, daß der Friede mit Gott werde unterbrochen, wo man der Versuchung nicht widerstehe, und so auch mit andern Namen."

Natürlich hängt deine Seligkeit nicht von deinem Namen

ab. Jeder Name ist gut, wenn er uns an den Namen über alle Namen erinnert, in dem allein Heil, Leben und Seligkeit zu finden ist. Auch der schönste Name allein kann uns nicht helfen. Auch das hilft nicht, wenn der Name im Tauf- und Konfirmationsregister geschrieben steht. Im Buch des Lebens muß er angeschrieben sein. Ein Mann Gottes hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Name des reichen Mannes nicht genannt wird, wohl aber der des armen, wahrscheinlich um anzudeuten, daß der Name des reichen Mannes im Himmel vergessen wurde, dagegen der Name des Armen unvergessen blieb, weil er eingetragen war ins Buch des Lebens. Darauf kommt's an. Ist dein Name ins Buch des Lebens eingeschrieben? —

Es könnte wohl wunderbar scheinen, daß Gott als den von vornherein passendsten Namen für den Sohn Abrahams den Namen Isaak bestimmt, und doch paßt dieser Name wie kein anderer. Isaak bedeutet: „Lacher", „er lacht" oder „man lacht". Als Isaaks Mutter Sarah über die Verheißung des Spätgeborenen im Kleinglauben gelacht, da schon hat Gott den Namen Isaak, gleichsam zur Beschämung ihres Lachens, für den Verheißenen bestimmt. Aber Abrahams und Sarahs Kleinglaube hat sich zum Glauben durchgerungen, und nun wird ihr Glaube mit Schauen gekrönt. Und wieder lacht Sarah, nun nicht mehr im Kleinglauben, sondern im Jubel dankbaren Glaubens. So mag der Name Isaak uns mahnen Gottes Verheißung zu glauben, auch wo nichts zu schauen ist; dann wird auch bei uns das Glauben in Schauen verwandelt, wenn nicht hier, dann dort, wo sich das Wort des 126. Psalms erfüllt haben wird.: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein." Doch davon genug an dieser Stelle. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß es auch aus anderem Grund über

Isaaks Wiege geschrieben stand: „Man wird lachen.“ „Jeder, der's hört, wird lachen über mich“ hat Sarah selbst gerufen. Ohne Frage wird's viel Gelächter und Gespötte erregt haben, daß ein hundertjähriger Mann und eine fast ebenso alte Frau noch ein Söhnlein bekamen. Mit scherzhaften, wohl auch höhnischen Bemerkungen wird Isaak also begrüßt worden sein, und vollends hat er später von seinem Halbbruder Ismael, wie wir das auf dem nächsten Bilde sehen werden, viel Spott und Hohn erfahren müssen. Das alles war längst vorher bestimmt und lag in dem Namen Isaaks beschlossen.

Der bedeutungsvolle Name, von dem wir bis jetzt geredet, wurde Isaak bei seiner Beschneidung feierlich zugelegt, jenem Bundeszeichen, das Gott dem Abraham gegeben hatte. Wir wissen, daß diese alttestamentliche Einrichtung in etwa unserem Sakrament der Taufe entspricht. Durch jene wurde das Kind der israelitischen Kirche einverleibt, durch diese der christlichen. Ich nehme an, daß auch du als Kind getauft bist, denn daß die Kinder alsbald nach ihrer Geburt getauft werden, entsprechend der alttestamentlichen Beschneidung, ist heutzutage — ich sage Gott Lob! — noch die Regel. Daß Kinder nicht getauft werden, gehört zu den bedauernswerten Ausnahmen. Die Gründe für letztere sind freilich sehr verschieden. Die traurigsten sind die gottlosen Beweggründe derer, die überhaupt vom Christentum, und darum auch von der christlichen Taufe nichts wissen wollen. Da indes in den Kreisen derartig Gesinnter, den Kreisen der Atheisten und Gottesleugner, diese Zeilen doch nicht werden gelesen werden, möchte ich nur kurz auf die religiösen Beweggründe eingehen, die vielfach zur Verwerfung der Kindertaufe, gerade in ernsten, christlichen Kreisen geführt haben.

Diese Kreise der „Baptisten“ und baptistisch gesinnten Christen vertreten die Ansicht, daß der Glaube der Taufe

vorangehen müsse, und verwerfen deshalb die Kindertaufe. Nun ist kein Zweifel, daß sich unter diesen Leuten entschiedene und liebe Christen finden. Ich habe manchen derselben kennen gelernt und drücke ihnen im Geist die Hand. Es ist auch kein Zweifel, daß die Gegner der Kindertaufe für ihre Ansicht manche scheinbar geradezu durchschlagende Schriftstellen anführen können, sofern sie ohne den Zusammenhang der ganzen Schrift und der Geschichte des Reiches Gottes in ihrer Einzelheit betrachtet werden. Man soll mir deshalb fein säuberlich mit den Leuten umgehen, stehen sie nur in der Demut und brüderlichen Liebe, so sollte man sie nicht als Ketzer, oder wer weiß, was sonst, ansehen. Aber deshalb darfst du dir doch auch den Segen deiner Taufe nicht nehmen lassen. Sei stolz darauf und freue dich ihrer, sie ist mindestens ebenso berechtigt, wie die Erwachsenentaufe. Dafür spricht schon die Ähnlichkeit zwischen der Taufe und Beschneidung. Beide sind Sakramente und Bundeszeichen, letztere des Alten, erstere des Neuen Testamentes. Die Taufe ist an Stelle der Beschneidung getreten, vgl. Kol. 2, 11 u. 12. Wenn nun jene alttestamentliche Stiftung für die kleinen Kinder bestimmt war, mit welchem Recht will man sagen, daß im Neuen Testament die Kinder von der Taufe ausgeschlossen sein sollen? Im Neuen Testament sind ja die Gnadenverheißungen nicht enger eingeschränkt, sondern vielmehr erweitert und auf alle Geschlechter und Völker ausgedehnt. So ist im Neuen Testament im Unterschied vom Alten jenes feierliche Aufnahme-Sakrament auch für das weibliche Geschlecht bestimmt; da ist doch kaum anzunehmen, daß Gott bei der Taufe eine Einschränkung in Hinsicht auf das Alter gewollt hätte. Wäre das die Absicht gewesen, so würde es sicherlich ausdrücklich gesagt sein; es ist aber nirgends im Neuen Testament die Kindertaufe verboten, obwohl die Juden ihre Kinder am

achten Tag beschnitten, die Griechen ebenfalls in den ersten Lebenstagen eine feierliche Namengebung hatten, und auch die Proselyten, die zum Judentum übertretenden Heiden, mit ihrem ganzen Hause, auch den Kindern, getauft zu werden pflegten. Da hätte doch wohl etwas gesagt werden müssen, wenn es nun mit der christlichen Taufe anders hätte gehalten werden sollen. Wenn sich die Freunde der Erwachsenentaufe darauf berufen, daß in der Taufeinsetzung „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie u. s. w." erst das Lehren und dann das Taufen angeordnet sei, so ist zu beachten, daß die wörtliche Übersetzung gerade die umgekehrte Anordnung zeigt: „Gehet hin . . . und machet alle Völker zu meinen Jüngern, indem ihr sie taufet", also das zuerst, „und lehret sie halten" u. s. w. Wenn Mark. 16, 16 steht: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden", so ist das eben nicht die Einsetzung der Taufe, und darum darf daraus für den Zeitpunkt der Taufe und die Art des Taufvollzugs kein Schluß gezogen werden. Markus nennt vielmehr, ohne etwas über eine Reihenfolge anordnen zu wollen, Glauben und Getauftwerden als Bedingung der Seligkeit, wobei der Glaube voransteht, weil durch Unglauben auch der Nutzen der Taufe verloren geht, wie wir nachher sehen werden. Wenn weiter gegen die Kindertaufe eingewendet wird, daß nirgends in der Bibel ein ausdrückliches Gebot derselben gegeben sei, so folgt daraus nichts. Der Heiland hat ja auch nicht ausdrücklich angeordnet, daß das heilige Abendmahl auch dem weiblichen Geschlecht solle gereicht werden, und bei der ersten Feier und Einsetzung desselben waren doch bekanntlich nur die Jünger, aber kein weibliches Wesen zugegen. Ebenso grundlos, wie es nun sein würde, deshalb das weibliche Geschlecht vom heiligen Abendmahl auszuschließen, ebenso verkehrt würde es sein, den Kindern die Taufe vorzuenthalten. Daß im Neuen Testament zumeist

von Erwachsenentaufen berichtet wird, und manche Stellen deshalb nur im Blick auf diese Großtaufe verstanden werden können, kommt daher, daß in damaliger Zeit das Christentum sich zuerst an die Erwachsenen wenden mußte, wie ja auch heute von neuen Missionsgebieten zuerst von Erwachsenentaufen berichtet werden wird. Daß aber im Neuen Testament die Kindertaufe völlig unbekannt und nirgends zu finden sei, läßt sich auch nicht beweisen. Wir lesen wiederholt in der Apostelgeschichte, daß ganze Häuser getauft sind, woher will man den Beweis nehmen, daß in diesen Häusern keine Kinder gewesen seien? Kurzum, es ist durchaus kein Grund vorhanden, daß du dich am Recht und Segen der Taufe, die du als Kind empfangen, irre machen lässest.

Daß freilich mit der Kindertaufe viel, sehr viel Unfug getrieben wird, läßt sich leider nicht in Abrede stellen. Vielfach läßt man die Kinder taufen, weil's einmal so Sitte und Brauch ist. Heinrich Heine, der sich als jüdischer Jüngling hat taufen lassen, hielt von der Taufe, wie überhaupt vom Christentum im Grunde nichts. So sagte er z. B., als man ihm einmal erzählte, daß ein anderer Jude sich auch habe taufen lassen, er hätte lieber vernommen, daß der betreffende Jude silberne Löffel gestohlen hätte. Dieser Heinrich Heine nun nennt seine Taufe das Entreebillet für die europäische Kultur. So ist auch heutzutage vielen, wenn nicht den meisten, die Taufe, ebenso später die Konfirmation, das Entreebillet in die christliche Gesellschaft, weiter nichts. Daß da von Nutzen und Segen der Taufe keine Rede sein kann, das geben wir unseren baptistischen Brüdern gern zu. Es ist eben wie Markus geschrieben hat: die Taufe allein thut's nicht, „wer da glaubet und getauft wird, der wird selig." Man kann wohl allenfalls selig werden ohne überhaupt getauft zu sein, wie das Beispiel des Schächers zeigt, niemals aber ohne Glauben bloß auf Grund der Taufe.

Die Stelle 1 Petri 3, 21 hat Luther übersetzt: „Die Taufe ist der Bund eines guten Gewissens mit Gott." Eine andere, wohl richtigere Übersetzung lautet: „Die Taufe ist die Anspruchsurkunde auf ein gutes Gewissen an Gott." Dieser Ausdruck bezeichnet so recht das Wesen der Taufe. Läßt einer eine Anspruchsurkunde, ein Testament, durch welches ihm irgend ein Schatz oder Besitz rechtlich zugesprochen ist, ohne sich weiter darum zu kümmern, unbenutzt, etwa im Schrank liegen, so hat er nichts, auch gar nichts davon. Erwacht aber das Verlangen in ihm, die verheißene, ihm zugesprochene Erbschaft nun auch wirklich zu besitzen und zu genießen, so nimmt er sein Testament und sagt: „Hier ist mir's zugesichert, darauf berufe ich mich, und kein Mensch kann ihm den erwünschten Besitz streitig machen. Ganz ebenso ist's mit der Taufe. In der Taufe hat der Herr jedem ohne Unterschied, auf seinen Namen hin, von vornherein die herrlichste Erbschaft, Gnade, Vergebung und Frieden durch Jesum Christum zugesichert, denn das Bild der Taufe besagt ja: „So wie du Kindlein jetzt mit Wasser besprengt wirst, dem äußerlichen Reinigungsmittel, so will dich der Heiland mit seinem Blut besprengen, das da rein macht von aller Sünde, und so wie durch Menschenhand Wasser ausgegossen wird über des Kindes Haupt, so will der Herr seinen Geist über das Kind ausgießen, den Geist der Kindschaft und des Friedens, wenn anders das Kind danach verlangen lernt." Daß dies Gnadenangebot von seiten Gottes das erste ist, das ist doch ganz in der Ordnung, denn ohne seine Gnade vermögen wir nichts, und Gottes Gnade muß zu allem Guten den Anfang machen. Nun aber fragt sich's, wie sich das Kind zu diesem Gnadenangebot späterhin stellt. Kümmert es sich nicht weiter darum, dann hat es von der Taufe keinen Nutzen und Segen. Erwacht aber in ihm ein Verlangen nach Gnade, Vergebung und Frieden, nachdem es

seine Ohnmacht, Sündhaftigkeit und Friedelosigkeit erkannt hat, dann darf es sich auf seine Taufe berufen und den Herrn fest daran halten: damals schon hast du's mir in meiner Taufe verheißen, daß du auch an mich gedacht, als du riefst „es ist vollbracht!" nun lasse ich dich nicht, du segnest mich denn. Dann allein, wenn das Kind so, was ihm in der Taufe verheißen war, in festem Glauben ergreifen und sich persönlich aneignen lernt, dann allein kann es Nutzen und Segen von seiner Taufe haben, dann muß es ihm aber auch ein Halt und Segen und Trost sein, daß der Herr ihm gleich zu Anfang seines Lebens ein solch sichtbares Unterpfand seiner Gnade gegeben.

Und wenn du von Angst und Zweifel und Anfechtung umringt bist und an allem verzagen willst, weil du an dir selbst verzagt bist, dann halte fest daran „ich bin getauft, auch mir, ja mir persönlich hat der Herr auf seinen Namen Gnade zugesichert, da ich kaum eingetreten war in diese Welt." Ich habe jemand gekannt, der in der Nacht der Anfechtung mehr als einmal im Begriff war Hand an sich zu legen, weil ihm die Zweifelsstimme immer wieder zurief: „Für dich ist keine Gnade mehr." Was ihn aber gehalten und zurecht gebracht hat, das war dies, daß ihm, wenn die innere Seelennot aufs höchste gestiegen, eine Stimme wieder und immer wieder zurief: „Du bist getauft!" Will auch dich die finstere Macht und Nacht in deinem Leben einmal niederdrücken, fühlst du dich verlassen von aller Welt und mußt du etwas erfahren von der Menschen Treulosigkeit, sag dir's immer wieder vor: „Ich bin getauft, du mein Gott wirst den Gnadenbund, zu dem du dort schon dich bereit erklärt hast, halten, denn deine Treue kann nicht wanken." Und ob du selber deinem Gott die Treue, wer weiß wie oft, gebrochen, zweifle nicht an seiner Treue, er bleibt dir treu, hält, was er dir in der Taufe versprochen und ruft dir zu:

„Kehre wieder, kehre wieder, der du dich verloren hast!" Und wenn dich der Herr mit der Leidenstaufe tauft, halt fest daran: „ich bin getauft, ob ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht, du bringst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht." Ja, wenn der Herr dich, vielleicht bald schon, in die Fluten der letzten Taufe, der Todestaufe hineinführt, halt fest daran: „ich bin getauft";

„Drum in meiner letzten Not,
Laß mich nicht versinken;
Soll ich von dem bitter'n Tod
Well' auf Welle trinken,
Reiche mir dann, liebentbrannt,
Herr, Herr, deine Glaubenshand."

Mißachte nicht deine Taufe und deinen Tauftag, lerne dich deiner Taufe freuen und sie hochachten, wie weiland König Ludwig der Heilige von Frankreich, der von seiner Taufe sagte: „Die drei Hände Wassers, mit denen ich einst in der Taufe besprengt ward, sind mir lieber als die goldene Königskrone auf meinem Haupt." Laß auch du dir deine Taufe zu rechtem Trost gereichen, aber auch zu rechter Mahnung.

Die Taufe wurde ursprünglich nicht durch Besprengung, sondern durch Eintauchung in reines, womöglich fließendes Wasser vollzogen. Zwar hat auch die sinnbildliche Handlung der Besprengung ihre gute Bedeutung, wie wir oben sahen, und wir sind zu solcher Besprengung nicht allein durch unsere klimatischen und geschichtlichen Verhältnisse, sondern auch durch den griechischen Ausdruck für Taufe, wie er sich im Neuen Testament findet, berechtigt, da derselbe nicht nur „untertauchen", sondern auch „besprengen" und „abwaschen" bedeuten kann. Dennoch aber wollen und müssen wir die Mahnung der ursprünglichen Taufart des Untertauchens beachten. Das Wasser bedeutet die Flut der göttlichen Gnade in Christo Jesu. In diese Flut aber soll der Täuf-

ling ganz hineingetaucht werden, mit seinem ganzen von der Sünde verderbten Wesen, mit dem ganzen alten Menschen, und täglich wieder, wie Luther so treffend sagt, herauskommen ein neuer Mensch, der in einem neuen, reinen Leben wandelt und das weiße Kleid in Ehren hält, das durch jenes weiße Taufkleid der alten Kirche abgebildet war, das Kleid, darin wir singen und sagen: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid." Wandelst auch du in einem neuen Leben? Und bist du mit jenem weißen Kleid bekleidet? Und hältst du's rein und weiß? Lerne doch immer mehr dich hüten vor allem Schmutz der Sünde und jeder Versuchung gegenüber zu sprechen: „Weiche von mir! ich bin ein getauftes Gotteskind!" So wird und muß deine Taufe ein Segen sein für dein ganzes Leben.

Das Bekannteste in Isaaks Geschichte ist ohne Zweifel seine Opferung, wie sie im 22. Kapitel des ersten Buches Mosis geschrieben steht. Wenngleich von dieser Geschichte aus in erster Linie auf Abraham, seinen Glauben und Glaubensgehorsam ein heller Lichtstrahl fällt, so treten doch auch bei Isaak selbst in dieser Geschichte manche herrlichen Züge, besonders aber einer hervor, der die Beachtung der Jünglingswelt verdient, es ist die unbedingte Erfüllung des vierten, bezw. fünften Gebots. Gehorsam begleitet Isaak den Vater auf dem Opfergang, gehorsam läßt er sich das Opferholz auflegen. Zwar wagt er unterwegs die Frage an den Vater: „Siehe, hier ist das Feuer und das Holz, aber wo ist das Lamm zum Brandopfer?" Die Menschenopfer mochten ihm von der heidnischen Umgebung her bekannt sein, und aus dieser Bekanntschaft mochte die bange Frage erwachsen: „Sollte der Vater — sollte er wirklich auch mich opfern wollen?" Aber als der Vater ihm schweren Herzens die Antwort giebt: „Gott wird sich ersehen das Lamm zum Brandopfer, mein Sohn", da geht der Sohn wieder schweigend

neben dem Vater her in unerschütterlichem Vertrauen: der Vater wird's wohl machen. Als der Altar gebaut ist, sieht er ja, seine bange Ahnung soll in Erfüllung gehen, er selbst ist das Opferlamm. Aber gehorsam, geduldig, ohne zu murren und zu klagen, läßt er sich binden und auf den Altar legen, in blindem Gehorsam erwartet er den Todesstreich. „Er ist dem Vater gehorsam," schreibt Luther, „giebet sich darein, ist gleich so viel, als wäre er bereits tot. Ein heiliger Wettstreit findet statt. Der eine erhebt sich über die menschliche Natur, dem andern dünkt es schrecklicher zu sein als der Tod, dem Vater zu widerstreben." „Der Sohn schweigt vor dem Vater, wie der Vater vor Gott, das Kind gehorcht den Eltern wie die Eltern dem Herrn" (Gregor von Nyssa). Kindlich zeigt sich Isaak in den Willen des Vaters ergeben, ebenso später, obwohl damals schon vierzig Jahre alt, bei der Verheiratung mit Rebekka, ein leuchtendes Vorbild der Erfüllung des vierten bezw. fünften Gebots. Isaak wird für seinen Sohnesgehorsam reich gesegnet mit langem Leben und Wohlergehen, mit Schafen und Ochsen und Kamelen, Silber, Gold und Edelsteinen. Wie er, so haben nach ihm Tausende den Segen der Erfüllung des vierten bezw. fünften Gebotes erfahren und umgekehrt. Doch wir wollen nicht hier, sondern später davon des weiteren reden, damit wir uns nicht allzulange bei Isaaks Bild aufhalten müssen.

Wir haben schon eben angedeutet, daß Isaak seinen Gehorsam und sein Vertrauen gegen den Vater auch, und das in hervorragender Weise, gelegentlich seiner Brautwerbung bekundete. Da Isaak nun bereits vierzig Jahre alt war, als er sich eine Braut suchte oder vielmehr suchen ließ, und diese Brautwerbung also nicht mehr auf dem eigentlichen Jünglingsbild Isaaks zu sehen ist, könnten wir sie, ohne uns den Vorwurf der Unvollständigkeit zuzuziehen, allenfalls über-

gehen. Die Neigung dazu liegt um so näher, je zarter und empfindlicher ein solches Gebiet für die Betrachtung, besonders die Betrachtung von Jünglingen sein mag. Aber, daß dies Gebiet ein etwas empfindliches ist, ist noch kein Grund hier darüber wegzueilen. Im Gegenteil, weil dies Gebiet etwas so Zartes ist, und eben deshalb Lehrer und Seelsorger häufig genug im Religions- und Konfirmandenunterricht nicht darauf eingehen, oft nicht eingehen können, auch die Eltern über derartige Dinge, oft zum großen Schaden, nicht mit ihren Söhnen reden, so wollen wir zu Isaaks Bild einen etwas größeren Rahmen nehmen, damit auch Isaaks Brautwerbung noch mit auf das Bild genommen werden kann.

Isaak war, wie wir eben sahen, zur Zeit seiner Brautwerbung kein Jüngling mehr. Er stand in dem für unsere Begriffe schon sehr gereiften Alter von vierzig Jahren. Schon daraus könnte mancher unserer Jünglinge viel lernen. Manche glauben nicht mit vierzig, sondern mit vierzehn Jahren berechtigt zu sein, wenn nicht gar allerlei „Verhältnisse“, so doch allerlei Tändeleien und Liebeleien anzuspinnen. Fragt man, wie es kommt, daß bei vielen gerade in den Jahren nach der Konfirmation ein innerer Stillstand beobachtet wird, daß sie unlustig zur Arbeit, unfähig sind sich zu sammeln und etwa in der Klasse ihre Gedanken bei der Sache zu halten, so findet man sehr häufig, daß derartige Liebeleien daran schuld sind. Solche kaum in's Jünglingsalter Eintretenden, aber auch schon Gereiftere sollten doch von Isaak lernen noch etwas zu warten, sollten erst einmal etwas Tüchtiges lernen und werden, ehe sie an dergleichen Dinge denken. Das gilt ebenso in den höheren Ständen, wie in den niederen, wo man auch immer mehr die Beobachtung machen kann, daß junge, kaum dem Knabenalter erwachsene Leute eine Braut suchen, als ob sie nicht früh

genug zum Heiraten kommen könnten. Oft genug sind das solche, die entweder kaum eine Frau ernähren können, wo dann bald das Elend seinen Einzug hält, oder auch solche, die viel besser thäten ihre darbenden Eltern oder sonstigen Angehörigen zu unterstützen, statt so früh heiraten zu wollen. Das bekannte Sprichwort sagt wohl: „Jung gefreit hat niemand gereut", aber jung und jung ist auch noch ein Unterschied, und das Sprichwort hat sicher das „jung" nicht auf allzu junge, kaum dem Knabenalter Entwachsene gedeutet. Wie viel Reue ist schon aus solchem allzu frühen „allzujung gefreit" entstanden, auch wenn man etwa dachte und sagte: „Nun, zu heiraten brauchen wir ja deshalb noch lange nicht, wir können ja noch warten!" Wie leicht kann es kommen, daß solch ein Kinderpaar bis zu der Zeit, wo es wirklich ernst mit seinem „Verhältnis" machen kann, eine so grundverschiedene Entwicklung nimmt, daß eins zum andern gar nicht mehr paßt. Da hat denn der zum heiratsfähigen Mann herangereifte Jüngling nur die Wahl, entweder sein Leben lang in einer unglücklichen Ehe darüber nachzudenken, daß es wohl besser hieße statt „jung gefreit hat niemand gereut", „zu jung gefreit hat manchen gereut", oder aber — und davor möchten wir innig warnen und dringend die Gewissen schärfen — ein weibliches Wesen durch seine Treulosigkeit unglücklich zu machen. Ich möchte dich nachdrücklich warnen: „Nimm dich nach dieser Seite in acht! Es bedarf nicht immer eines gegebenen Versprechens, daß ein Mädchen der Meinung wird, du werdest sie später als Frau heimführen wollen. Auch durch das, was wir oben Liebelei und Tändelei genannt haben, auch durch unvorsichtige Annäherung kannst du solche Gedanken hervorrufen und übernimmst damit eine oft furchtbar ernste Verantwortung.

Am besten also wirst du thun, wenn du von Isaak lernst dich in deinen Jünglingsjahren von all solchen Dingen

frei und fern halten. Es wird aber nichts schaden, wenn du dir auch schon als Jüngling des genaueren darüber klar wirst, wie du dir späterhin deine Braut zu suchen, wie du sie dir zu denken hast.

Auf keinem Gebiet werden so viele Fehler gemacht, als auf diesem. Kein Wunder, daß die Welt voll ist von unglücklichen Ehen und verbitterten, geknickten Herzen.

Da sehen wir nun zunächst bei Isaak, daß er ganz im Einverständnis mit dem Vater seine Braut wählt, ja eigentlich wählt der Vater die Braut für den Sohn. Wenn wir auch das letztere, was freilich in der patriarchalischen Zeit wohl gäng und gäbe war, nicht gerade für das Richtige halten und gerne zugeben, daß die jungen Leute, die ein Recht haben in die Ehe zu treten, bei ihrer Entscheidung die Hauptstimme haben sollen, so sollte es doch auch jetzt noch immer so gehalten werden, daß die jungen Leute diesen wichtigsten Schritt des Lebens nicht thun ohne auf der Eltern Rat zu hören und ihre freudige Zustimmung zu gewinnen, gegebenenfalls auch darauf zu warten, nicht aber sie erzwingen zu wollen. Es gilt eben auch da: der Eltern Segen baut den Kindern Häuser. Doch, das gilt ja erst einer späteren Zeit. Für jetzt käme allenfalls noch die Frage in Betracht: wie denkst du dir deine Braut, welche Anforderungen stellst du an sie! Ein Bild und Urteil darüber machst du dir besser früh als zu spät. Welche Forderungen stellt Isaak bezw. Abraham für Isaak an eine Braut? Es soll keine sein von den gottlosen Töchtern der Kananiter, sondern soll eine gottesfürchtige Jungfrau aus Abrahams Freundschaft und Vaterland sein, und endlich soll sie willig sein, ihre Heimat zu verlassen, dem Elieser nach Kanaan zu Isaak zu folgen und im Lande der Verheißung treu auszuharren. Wir sehen, alle die Forderungen drehen sich um die innere Stellung der Braut zum Reiche Gottes. Auch das

Zeichen, das Elieser mit Gott verabredet, die Bereitwilligkeit ihn selbst und seine Kamele zu tränken, die Freudigkeit und Lust am Dienen ist mit der genannten inneren Stellung der Braut gegeben und nur die Folge davon. Von Geld und Gut, Jugend, Schönheit und anderen Eigenschaften, die heutzutage bei der Brautwahl eine so große Rolle spielen, ist nicht die Rede.

Also das Geld soll keine Rolle spielen. Wohl soll sich der Mann vor der Eheschließung klar gemacht haben, ob er fähig ist einen seinem Stande angemessenen Haushalt zu versorgen, aber die Wahl der Braut soll ganz und gar unabhängig von ihren Vermögensverhältnissen getroffen werden; denn das Geld hat noch nie eine Ehe glücklich gemacht, aber Tausende haben hinterher dem Geld der Braut oder des Bräutigams, durch das sie sich bestricken ließen, geflucht. Auch nicht bloß Schönheit darf bestimmend sein, das ist ja doch nichts Bleibendes: „Ach, wie bald schwindet Schönheit und Gestalt!" und dann? dann folgt häufig die Enttäuschung und Ernüchterung. Ein wichtigeres Erfordernis ist schon die Bildung, das heißt eine der deinen annähernd gleiche Bildung; denn, steht die Frau geistig allzusehr unter dem Mann, so taugt's nicht, vollends nicht, wenn sie dem Mann geistig allzusehr überlegen ist. Die Hauptsache aber ist und bleibt noch heute wie zu Abrahams und Isaaks Zeit, daß eine Braut gottesfürchtig ist, dem himmlischen Kanaan angehören will mit all ihrem Thun und Lassen, Lieben und Leiden.

Freilich, willst du diese Forderung stellen, dann mußt du ihr auch selbst gerecht werden, sonst müßte dir die Braut deiner Wahl sagen, was Gräfin Hahn-Hahn einmal geschrieben (Peregrin I): „Fühlen Sie denn gar nicht, was das heißt, wenn zwei Menschen, die in den schönsten und edelsten menschlichen Empfindungen, Gedanken und Ideen über-

einstimmen, plötzlich auseinander gehen, wenn es sich handelt um himmlische, um übernatürliche Dinge — um Lehren, die in's Herz eingehen, um Vorschriften, die der Seele ihren Weg vorzeichnen, um Tröstungen, mit denen kein Trost hienieden zu vergleichen ist. Das alles soll ich allein besitzen — und nicht mit Ihnen! Über Kunst und Poesie und Menschenwohl und edles Streben soll ich mit Ihnen sprechen, und wenn ich von Gott spreche, dann — verstehen Sie mich nicht! Dann lassen Sie mich allein im Sonnenlicht und treten in den Nachtschatten. Nein, Peregrin, so niedrig wohnt meine Liebe nicht! Sie will mit Ihnen zuerst im Himmel zu Hause sein, und dann auf Schloß Traun."

Willst du dir also ein Bild deiner künftigen Braut machen, so magst du's immerhin im angedeuteten Sinn thun, das magst du von Isaak lernen; im übrigen lerne von ihm warten, und wenn du lang genug gewartet, lerne von Isaak auch in dieser wichtigsten Angelegenheit deines Lebens — beten. Es ist ja nicht von ungefähr, daß Isaak bei der Ankunft der Rebekka gerade nach der Richtung ausgegangen ist zu beten, von welcher die Karawane mit der Braut kommen mußte. Wir sehen, er hat die Sache seiner Eheschließung auf betendem Herzen getragen. So mache auch du es zu deiner Zeit. Ein russisches Sprichwort sagt: „Ehe du in den Krieg gehst, bete einmal, ehe du zur See gehst, bete zweimal, ehe du heiratest, bete dreimal."

Fast wundern müssen wir uns über das große Vertrauen, das Isaak in Elieser setzt, daß er ihm sogar die Brautwerbung überläßt. Elieser war, wenn auch der älteste und beste Diener des Hauses, doch eben ein Diener. Um so schöner ist der Zug inniger Liebe und unbedingten Vertrauens Isaaks zu diesem alten Hausdiener. Wieder ein Zug auf Isaaks Bild, von welchem Jünglinge viel lernen können: Billigkeit und Liebe in Behandlung der

Dienstboten. Wie sehr es daran fehlt, zeigen die häufigen Stellengesuche, in welchen Dienstboten, auch solche aus besseren Verhältnissen, wie etwa die „Stützen der Hausfrau“ als Bedingung „humane oder liebevolle Behandlung“ fordern. Sollte es nötig sein, daß darum noch besonders gebeten werden muß? Sollte das nicht selbstverständlich sein? Und doch scheint das manchen Herrschaften nicht selbstverständlich zu sein. Mit den Dienstboten einmal ein herzliches vertrauliches Wort zu reden halten unzählige Herrschaften für unfein und unschicklich. Muß das die Dienstboten, die doch auch Menschen sind mit einem fühlenden Herzen, nicht kränken, wenn sie immer nur von oben herab behandelt werden?

Vollends kränken muß es solche Dienenden, wenn junge Leute, die vielleicht gar noch viel jünger sind als sie, dieselben ihre untergeordnete Stellung fühlen lassen und sie nur als solche behandeln, die für ihre Arbeit bezahlt werden und darum schuldig sind sie zu thun, ohne Nachsicht, Geduld und Liebe erwarten zu dürfen. Denke, diese Dienenden sind Menschen gerade wie du, und es ist nicht edel, wenn du einen Menschen deine vor ihm bevorzugte Stellung, die du dir nicht einmal selbst erworben, sondern in die du hineingeboren bist, von oben herab in herrischer, unzarter Weise fühlen läßt. Daß Dienstboten ihre Schwächen und Fehler haben, die Geduld und Nachsicht fordern, sollte dir so selbstverständlich sein, wie es dir selbstverständlich scheint, daß du die deinen hast. Also nicht gleich räsonniert, sondern Geduld geübt, und wenn du etwas zu befehlen, vielleicht auch zu rügen hast, thu's in der Liebe. Luther kam einst dazu, als seine Frau eine Magd mit vielen Worten zurecht wies und zankte. Da sagte er: „Käthe, du kannst gar fein predigen, aber hast du auch zuvor ein Vaterunser gebetet?“ Das könnte sich mit Frau Käthe und mancher andern Hausfrau auch mancher Jüngling gesagt und gefragt sein lassen. Du selbst wirst ja wohl auch einmal

irgend eine Diener-Stellung einnehmen, im Geschäft oder als Beamter oder Bürger oder Soldat deine Vorgesetzten haben. Wie du von ihnen behandelt zu werden wünschest, so behandle auch du deine Untergebenen. Und wenn du auf Erden keinen Herrn über dir hättest, ein Herr ist über dir, ohne dessen Freundlichkeit, Langmut und Geduld du längst nicht mehr wärest; der wird dir einst mit demselben Maße messen, mit dem du anderen missest.

Man hat die Thatsache, daß Isaak dem Elieser die Brautwerbung so vertrauensvoll überlassen, aus Isaaks ganzem Wesen und Temperament zu erklären versucht. Und in der That, Isaak war ein stiller, in sich gekehrter Mann, der nur schwer zu einem selbständigen Schritt kam. Er hatte einen offenbaren Hang zur Einsamkeit und Trauer, und dieser hing nicht nur mit dem furchtbar erschütternden Erlebnis seiner Kinderjahre auf Morija zusammen, sondern dieser einsiedlerische, schwermütige Zug gehörte eben zu seinem Wesen, seiner Individualität. Darum hat er auch wohl so lange mit seiner Verheiratung gewartet. Daß dies sein Wesen seine offenbaren Gefahren hatte, auch die Hoffnung Abrahams zu gefährden schien, liegt auf der Hand. Man hat dem Isaak das melancholische Temperament zugeschrieben. Es ist das Temperament, bei welchem das Gefühl am meisten vorherrscht, und das hat seine großen Gefahren. Solche Leute sind vielfach Gefühlsmenschen oder sie sind sentimental. Sind sie Gefühlsmenschen, so lassen sie sich in ihrem Reden, Thun und Lassen von augenblicklichen Eindrücken und Gefühlen leiten, ohne die nötige verständige Überlegung zu gebrauchen. Unbesonnenheit im Handeln und Urteilen ist die unausbleibliche Folge, und das ist vom Übel. Hüte dich, daß du nicht ein solcher Gefühlsmensch werdest, bei dem in der Regel auch das ganze Christentum ein Gefühlschristentum ist, von dem nichts mehr

übrig bleibt, wenn die Gefühle versagen. Ismael scheint indes mehr die Bezeichnung eines Sentimentalen zu verdienen. Während der Gefühlsmensch aus seinen Gefühlen heraus handelt, ruht der Sentimentale in ihnen, gefällt sich in seinen Gefühlen, sucht überall das auf, was das Gefühl vorzugsweise das Schmerzgefühl zu berühren und zu erregen geeignet ist. Der Sentimentale gefällt sich darin, sich als den Leidenden, nicht hoch genug Geschätzten und Verkannten zu betrachten und sich selbst zu bedauern und zu beklagen. Will jemand ihm seinen eingebildeten Schmerz nehmen, so nimmt er's fast übel. Hast du auch vielleicht nach dieser Seite deine schwachen Stunden? „Wenn sie über dich kommen wollen", rät Weitbrecht in seinem herrlichen Buch, „Heilig ist die Jugendzeit", „so lache dich selbst tüchtig aus über solche Thorheit, das ist ein gutes Mittel dagegen." Bete, arbeite oder singe ein Lied nach der Regel: „Sollst uns nicht lange klagen, was alles wehe dir thut, nur frisch, nur frisch, nur gesungen, und alles wird wieder gut." Ein treffliches Mittel ist auch an andere in ihrem Unglück denken oder sie darin aufsuchen; dann lernt man allenfalls sich selbst vergessen, frisch und fröhlich werden wie jener Missionar, den man einst gefragt, wie er es denn angefangen habe, in all den Entbehrungen, Sorgen, Angsten, Nöten und Gefahren den Mut und die Freude am Leben nicht zu verlieren. „Ich gieng," so etwa gab er zur Antwort, „wenn ich in Gefahr war unzufrieden zu werden, in die Einsamkeit und ließ dort in der Stille alle die an meinem Geist vorüberziehen, von denen ich wußte, daß sie sich in irgend welcher Not und Sorge befanden. Während ich ihrer gedachte, mir vorstellte, wieviel schwerer sie es doch hatten als ich, und für sie betete, kehrte immer Dankbarkeit, Zufriedenheit und Lebensmut in mein Herz zurück." Wird der Gefühlsgenuß nicht bei Zeiten bekämpft und gedämpft,

so wirkt er lähmend und erschlaffend und führt zu einem sich Hängen- und Gehenlassen. Isaak scheint von solcher Sentimentalität etwas angekränkelt gewesen zu sein. Neigung zur Einsamkeit und ein gewisses Sichhängenlassen sind ihm eigen; so zeigt sich z. B. seine geringere Thatkraft im Vergleich zu Abraham schon in seiner geringeren Wanderlust.

Im übrigen hat jedes der vier Temperamente seine guten und schlechten Eigenschaften, Licht- und Schattenseiten, Vorzüge und Gefahren. Neben dieser Neigung sich gehen zu lassen, alles von der schlimmsten Seite anzusehen, finster und verschlossen zu sein und sich zum Menschenhasser auszubilden, neben der Reizbarkeit und Empfindlichkeit, der Verzagtheit und Mutlosigkeit stehen beim melancholischen Temperament die Tugenden der Gewissenhaftigkeit und des eingehenden gründlichen Ernstes. Dem phlegmatischen Temperament wird's leicht in allem die innere Ruhe zu bewahren und sich durch nichts aufregen zu lassen — eine wahrlich beneidenswerte Gabe — aber auch das phlegmatische Temperament birgt große Gefahren in sich, die Gefahr der Teilnahmlosigkeit, Stumpfheit, vor allem der Trägheit. Beim Choleriker wiederum paart sich in der Regel Anlage zu standhafter Ausdauer und Charakterstärke mit Neigung zum Zorn, zu erbarmungsloser Rücksichtslosigkeit, und endlich hat das sanguinische Temperament den Vorzug meist heiterer, fröhlicher Stimmung, rascher Auffassungsfähigkeit, raschen Überblicks, eine Arbeit rasch und mutig anfassen zu können, sich in Neues, Ungewohntes rasch und leicht hineinzufinden, aber auf der andern Seite drohen ihm wiederum Veränderlichkeit der Stimmung, Oberflächlichkeit und Unbeständigkeit.

So wirst du vermöge des dir anhaftenden Temperaments, oder der dir eigentümlichen Mischung der Temperamente, besonderen sittlichen Gefahren zugänglich sein; denn wir sehen, auch ein Isaak und wie sonst immer die herrlichen

Vorbilder der Schrift heißen mögen, sind diesen Gefahren zugänglich gewesen und teilweise unterlegen. Einer allein hat die Vorzüge aller Temperamente in sich vereinigt ohne ihre Schattenseiten. Auf sein Bild und seine Kraft laß dich auch durch Isaaks Bild hinweisen. Der Eine heißt Jesus Christus, gestern, heute und in Ewigkeit. Wenn er in dir geboren wird und immer mehr Gestalt in dir gewinnt, dann wirst du die Gefahren, die dein Temperament dir bringt, immer siegreicher überwinden. Ihn bitte denn um Kraft und Hilfe, daß

„In deinem Wort, im Werk, im ganzen Wesen
Sei Jesus und sonst nichts zu lesen!"

5. Ismael.

Ismael war bekanntlich der Sohn Abrahams aus seiner Nebenehe mit Hagar. Von diesem Ismael nun lesen wir 1 Mos. 21, 9, daß er bei dem Fest der Entwöhnung Isaaks diesen, seinen Halbbruder verspottete. Isaak war nämlich 14 Jahre nach Ismael geboren und war nun zum Erben Abrahams bestimmt, während Ismael vordem gehofft hatte, er werde Abrahams Erbe sein. So läßt sich Ismael durch seinen neidischen Ärger verleiten, den kleinen, höchstens zweijährigen Bruder am Fest seiner Entwöhnung mit der giftigen Lauge seines Spottes zu übergießen. Der etwa sechzehn- bis siebzehnjährige Ismael bietet uns also das Bild eines spottlustigen Jünglings. Es ist ein abschreckender Zug auf Ismaels Bild, wie überhaupt dies ganze Jünglingsbild wenig anmutend und anziehend ist.

Hüte dich vor der leidigen Angewohnheit andere Menschen, und wären's deinesgleichen, oder auch unter dir Stehende zu verspotten, durch spöttische Witze und höhnische Bemerkungen, oder sonst auf irgend eine Art lächerlich zu machen. Verspottet zu werden ist für einen einigermaßen empfindsamen, liebebedürftigen Menschen das bitterste Weh, das ihm durch Menschen widerfahren kann. Gehaßt und verfolgt zu werden ist oft lange nicht so schwer, als verspottet zu werden. „Leichter verwindet man einen Zornesblick, als ein spöttisches Lächeln, und ein roher Faustschlag thut nicht so wehe, wie ein spitziges Wort."

Ismael verspottet ein hilfloses, kaum zweijähriges Kind. Das macht seinen Spott besonders häßlich und strafwürdig; denn ohne Frage ist der Spott und Hohn besonders dann verabscheuenswert, wenn er sich auf Hilflose, geistig Schwache oder körperlich Gebrechliche erstreckt. Vor solchem Spott warnt ernst und nachdrücklich das Wort: „Verspotte niemals Elend und Gebrechen, Gott könnte solchen Spott mit gleichem Unglück rächen."

Ismaels Spott ist indes noch von ganz besonderer Art. Er verspottet Isaak als Träger des alttestamentlichen Reichsgottesgedankens, als den verheißenen Samen Abrahams, auf den nun die dem Abraham gegebenen Reichsgottesverheißungen übergehen sollen. Das darf man nicht außer acht lassen. Nur so läßt sich die ganze Geschichte, insbesondere die schwere Bestrafung Ismaels verstehen. Ismaels Spott ist religiöser Art. Der religiöse Spott aber ist der bitterste, weil er das trifft, was dem Menschen das Heiligste und Teuerste ist, seinen Glauben.

Hüte dich davor, daß du irgend jemand um seines Glaubens und seiner religiösen Anschauung willen verspottest. Du kannst deinen Nächsten kaum tiefer kränken, als eben dadurch. Hüte dich besonders vor jenem Geist, der sich in jugendlichen Kreisen so leicht breit zu machen sucht, dem religiösen Spottgeist, der seine hohe, hinter der modernen Anschauung durchaus nicht zurückbleibende Bildung dadurch zu beweisen sucht, daß er über den veralteten Glauben mitspottet und mitlacht, vielleicht bloß um nicht selbst verspottet und ausgelacht zu werden. Solches Spotten wird auch heute noch oft, wie bei Ismael hart bestraft.

Vier junge Männer kehrten einst von Trunk und Spiel in später Nacht in die Stadt zurück. Der Weg führte sie am Kirchhof vorüber. Im Mondlicht sahen sie die Grabmäler. Ihre leichtsinnigen und gottlosen Gespräche fort-

setzend, fragte einer den frechsten: „Kannst du dich auf jenen Leichenstein stellen und mit lauter Stimme über den Kirchhof hinrufen: Ihr Toten stehet auf und kommet zum Gericht!?" Der Gefragte erklärte sich bereit. Sie traten in den Kirchhof und wie jener gesagt, so that er. Er stieg auf den Leichenstein und schrie mit lauter Stimme, während die andern in einiger Entfernung sich ruhig verhielten: „Ihr Toten stehet auf und kommet zum Gericht!" Nach einer Pause wiederholte er den Ruf über die stillen Gräber hin: „Ihr Toten stehet auf und kommet zum Gericht!" Da erhebt sich hinter einem Grabhügel eine weiße Gestalt und antwortet: „Herr, hier bin ich, ich komme schon!" Der junge Spötter erschrickt, bricht zusammen und fällt vom Steine zur Erde. Er war von diesem Augenblicke an irrsinnig geworden. Einer der Andern bekehrte sich, ergriffen von dem gewaltigen Eindruck, und diente später als Missionar unter den Heiden. Die weiße Gestalt war eine geisteskranke Frau, die in ihrem Wahne auf die nahe Wiederkunft des Herrn wartete und öfters die Nächte auf dem Kirchhof zubrachte. Diesmal war sie, bei einem Grabe liegend, eingeschlafen und durch den Ruf geweckt, glaubte sie die Stimme des Erzengels zu hören, der die Toten zum Gericht rufe. Der bestrafte Spötter aber hatte erfahren müssen, was es heißt: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten." Ein anderes Beispiel:

Es war am Schlusse des Jahres 1872, da verließ ein württembergischer Geistlicher seinen Wirkungskreis, in welchem er zwanzig Jahr gearbeitet hatte, um in eine andere Gemeinde zu ziehen. Die letzten Tage, die er in seiner seitherigen Gemeinde zugebracht, sind ihm durch einen besondern Fall nicht wenig merkwürdig geworden. Es lebte in jenem Orte ein Spötter, der dem Geistlichen hie und da zu schaffen gemacht hatte. Er unterhielt gar oft die Leute im Wirtshaus

mit seinem „unverwüstlichen Humor", der aber in der Regel in Hohn über das Heiligste, was der Mensch hat, auslief. Er wurde deshalb öfters vom Geistlichen gewarnt, eine Warnung, die er um so übler vermerkte, als er in der Gemeinde eine Rolle spielte, ja sich sogar emporgeschwungen hatte. — Es nahte der Tag, da der Geistliche von seiner Gemeinde sich trennen sollte. „Weib!" sagte jener Held der Wirtshausunterhaltung, „in acht Tagen hält unser Pfarrer seine Abschiedspredigt; da reichen meine Sacktücher nicht aus; da richtest du mir ein Leinentuch her, das ich an diesem Tage voll heule." — Doch, der Mensch denkt und Gott lenkt. Es war am Mittwoch abend vor der Abschiedspredigt, da kam unser lustiger Bruder etwas unwohl nach Haus. Es ging rasch mit ihm. Donnerstag abend war er — eine Leiche. Das Leinentuch, das er bestellt, — er brauchte es, es ward sein Leichentuch. An demselben Sonntag, da der Geistliche seine Abschiedspredigt hielt, wurde er beerdigt. Durch die ganze Gemeinde tönte eine Stimme, die da rief: „Wohl dem, der nicht sitzet, da die Spötter sitzen."

Halte die Warnung vor dem Spott nicht etwa für überflüssig. Mancher, der sich für gefeit dagegen hielt, ist der ansteckenden Gefahr des Spottens unterlegen. Wiewohl er's nicht wollte, hat er zuletzt mitgespottet und gelacht. Von den Pharisäern und Schriftgelehrten ging die Verspottung des leidenden und sterbenden Heilandes aus, das Volk will nicht zurückbleiben, die Soldaten schließen sich an, und endlich stimmt auch der Schächer zu Jesu Seite mit in den Chor der Spottenden ein.

Und nicht genug, daß du nicht mitspottest und schweigst, es gilt unter Umständen nicht zu schweigen, sondern offen und mutig solchem Spott entgegenzutreten.

Der berühmte Jean Jacques Rousseau war bekanntlich keineswegs ein frommer Mann. Doch verdient der nach-

folgende hübsche Zug aus seinem Leben, der von seiner religiösen Gesinnung Zeugnis ablegt, wohl der Erwähnung. Er war eines Abends mit mehreren ungläubigen Gelehrten in einer Gesellschaft. Man behandelte religiöse Fragen, und einige der Herren fingen an, den Namen Gottes zu verspotten. Da erhob sich Rousseau und sagte: „Ist es ein Zeichen von Feigheit, wenn man es duldet, daß von einem abwesenden Freunde Böses gesagt wird, so ist es ein Verbrechen, wenn man es duldet, daß von seinem Gott, der überall gegenwärtig ist, Böses gesagt wird, und ich, meine Herren, glaube an einen Gott." Als die Unterredung trotzdem ebenso leichtsinnig weiter geführt wurde, rief Rousseau: „Meine Herren, wenn Sie noch ein solches Wort sagen, werde ich meine Wege gehen," und er entfernte sich wirklich. Man suchte ihn zurückzuhalten, aber er ließ sich erst bewegen, als man ihm versprach, die Unterhaltung sollte einen anderen Charakter annehmen. Auch von dem alten Zieten wird ein Ähnliches erzählt: Zieten war auf Karfreitag der königlichen Einladung zur Tafel nicht gefolgt, weil er da immer zum Abendmahl gehe und in seiner andächtigen Stimmung nicht gestört sein wolle. Als er das nächste Mal wieder an der Tafel erschien, fragte ihn der König: „Nun, Zieten, wie ist Ihm das Abendmahl am Karfreitag bekommen? Hat Er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdaut?" Ein lautes höhnendes Gelächter der fröhlichen Gäste schallte durch den Saal. Der alte Zieten aber schüttelte sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er tief vor seinem König sich gebeugt, richtete er mit lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn: „Ew. Königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet, und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es nützt

und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es giebt Einen über uns, der ist mehr als wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns alle mit seinem Blute teuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich mir nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee mutig gekämpft und gesiegt; unterminieren Ew. Majestät diesen Glauben, dann unterminieren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich war. Halten zu Gnaden!" Die Tafelgesellschaft war totenstill geworden. Der König war sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackeren General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Zieten! Möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respekt vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest, es soll nicht wieder geschehen!" Kein Mensch hatte den Mut, ein Wort weiter zu reden. Und da nach einer solchen ernsten Scene auch der König keinen schicklichen Übergang zu einem andern Gespräche finden konnte, hob er die Tafel, wenn gleich erst in der Mitte derselben, auf, und gab das Zeichen zur Entlassung. Zieten aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komme Er mit in mein Kabinett!"

Mache du es ebenso, wenn in deiner Gegenwart über Gott und göttliche Dinge gespottet wird. Kannst du aber den Spott nicht zurückweisen, so darf deines Bleibens nicht länger sein, wenn anders auch von dir das Wort Geltung haben soll: „Wohl dem, der nicht sitzet, da die Spötter sitzen!"

Wie ist's nun aber, wenn solch religiöser Spott dich selbst trifft, wenn du nicht an Ismaels Stelle stehst, aber ihm begegnest und selbst von ihm verspottet wirst?

Auch heute noch ist's, wie wir das schon früher hervorgehoben haben, einem christlichen Jüngling meist beschieden, daß er allerhand Spott und Hohn von seiten der Welt, vor allem von seiten weltlicher, ungläubiger Jugendgenossen erfahren muß. Als man in Rom vor längerer Zeit die Trümmer einer ehemaligen Kaiserburg freilegte, fand man an einer der Wände ein Bild eingekratzt. Das Bild stellt einen Gekreuzigten dar. Der Gekreuzigte aber hat statt eines menschlichen Kopfes einen Eselskopf. Unter dem Kreuz kniet eine Jünglingsgestalt und daneben stehen die Spottworte: „Alexamenos betet seinen Gott an." Jedenfalls war dieser Alexamenos ein christlicher Jüngling, der durch jenen eingekritzelten Eselskopf ebenso wie der Gekreuzigte selbst verspottet werden sollte. Noch heute wird der christliche Glaube mit seiner Kreuz- und Wunden- und Bluttheologie, noch heute werden seine Anhänger, und nicht zum mindesten christliche Jünglinge verspottet und verhöhnt. Was sollst du dem gegenüber thun? Nun zunächst — dich freuen.

Auch der Heiland ist verspottet worden und er hat's vorher gesagt: „Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen, wie vielmehr werden sie seine Hausgenossen also heißen," Matth. 10, 25. Was hat es dem Heiland geschadet, daß er Beelzebub, und wer weiß, was sonst gescholten ward? Gott hat ihm dafür einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, und einen neuen Überwindernamen hat er auch allen, die ihm folgen, verheißen, Offenb. 2, 17. Wer nicht etwas Hohn und Spott um Christi willen ertragen kann, der ist sein nicht wert. Solcher Spott ist nach der Vorhersage des Heilandes das Erkennungszeichen seiner Jünger. Freue dich also, wenn dies Zeichen auch bei dir zu finden ist. Im übrigen:

Es giebt eine gute Waffe gegen Hohn und Spott, die, welche Saul gebraucht; thun, als höre man's nicht.

„Laß sie spotten, laß sie lachen, Gott, mein Heil, wird in Eil' sie zu schanden machen," und wer dann lacht, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Vor allem aber gieb acht, daß du den Spott der Feinde nicht herausforderst und ihnen selbst die Waffen in die Hand drückst. Das geschieht leider so viel, und so mancher Spott der Feinde Christi und des Christentums über seine Anhänger enthält oft so viel Wahrheit, wenn sie etwa sagen: „So sind die Frömmler, sie predigen die Liebe und lassen's selber an der Liebe fehlen, sie eifern so viel gegen unsere Sünde, und wenn man in ihr Leben hineinsieht, nehmen sie's selbst nicht genau damit." Das alles ist sehr zu beklagen. Mancher hat es sich selbst zuzuschreiben, daß er so viel Spott und Hohn von seiten der Welt erfahren muß. Wenn dagegen der Wandel und das Leben seiner Anhänger dem Herrn allewege Ehre machte, dann sollte der Spott seiner Feinde oft genug zum Schweigen gebracht werden. Vor vielen Jahren war eines Tages die Postkutsche zwischen New-York und Boston ganz besetzt. Unter den Reisenden befand sich auch ein Schiffskapitän, der Schiffbruch gelitten und Hab und Gut dabei eingebüßt hatte. Außer ihm war von der Mannschaft keiner gerettet, und er selbst war mehrere Tage lang auf einer Planke umhergetrieben worden. Er erzählte unter allgemeiner Teilnahme seinen Mitreisenden seine Abenteuer, begleitete aber seine Erzählung immer wieder mit rohen Flüchen. Als am andern Morgen die Postkutsche einmal anhielt, lud einer der Passagiere den Schiffskapitän ein, während des Umspannens eine Strecke Weges mit ihm vorauszugehen und unterwegs, wenn die Kutsche sie eingeholt hätte, wieder einzusteigen. Dem Kapitän war's recht. — „Habe ich Sie gestern abend recht verstanden?" hob nach einiger Zeit der Begleiter an. „Sagten Sie nicht, Sie hätten Ihr Schiff verloren und Ihr Leben nur auf einer

Planke gerettet?" — Der Kapitän bejahte es. — „Dann erlauben Sie mir noch eine Frage!" fuhr der andere fort. „Gelobten Sie nicht auf der Planke Gott, daß Sie Ihr Leben, wenn es Ihnen erhalten bleibe, Ihm weihen wollen?" — „Ei, was soll das?" rief der Kapitän ärgerlich. „Ich bin kein Freund von solchen Dingen! Sie sind wohl auch so ein Frömmler, ein Pietist, ein Mucker . . ." Die Postkutsche holte sie in diesem Augenblick wieder ein und unterbrach das Gespräch, aber auch im Postwagen setzte der Kapitän seine Spöttereien gegen jenen Christen, der ihn, ob auch in aller Freundlichkeit und Liebe zur Rede gestellt hatte, fort und wurde dabei noch von der Reisegesellschaft unterstützt. Die einzige Waffe indes, mit welcher sich der Angegriffene zur Wehr setzte, war Freundlichkeit, Sanftmut, Liebe. Als man in der Stadt Providence ankam, wo gespeist werden sollte, erklärte der Kapitän, er werde nicht mitessen, weil er die Mittagsmahlzeit nicht bezahlen könne. Da griff derselbe Mann, welcher mit ihm gegangen war, in die Tasche und reichte ihm eine anständige Summe Geldes hin. — „Ich bin arm, aber kein Bettler!" sagte der Kapitän. — „Ich gebe Ihnen das Geld nicht als einem Bettler, sondern als einem unglücklichen Manne!" entgegnete der andere. „Sie müssen wissen", setzte er hinzu, „daß ich ein Christ bin, und daß mein Glaube mich lehrt, jedermann Gutes zu thun!" Die Gesellschaft drückte jetzt dem vorher Verspotteten ihren Beifall aus und drang in den Kapitän, das Geld anzunehmen. So nahm er es endlich, steckte es aber mit verdrießlichem Gesicht, ohne ein Wort des Dankes auszusprechen, ein. — Beide Reisenden übernachteten hierauf an demselben Ort. Mit Tagesanbruch wurde der Begleiter des Schiffskapitäns durch ein lautes Klopfen geweckt. Er öffnete seine Thür, und siehe, da stand der Kapitän vor ihm. Mit Thränen in den Augen und in großer Bewegung ergriff er

die Hand des andern und sagte: „Es ist kein Schlaf in meine Augen gekommen! Ich habe Sie gestern beleidigt und komme nun, um Sie um Verzeihung zu bitten! Ihre Worte hatten zwar nur meinen Spott herausgefordert, aber Ihre Sanftmut und Geduld, mit der Sie diesen Spott ertrugen, und vollends Ihre Liebe, mit der Sie meinen Spott vergalten, hat mich überwunden und zum Nachdenken gebracht. Ja, ich habe wirklich Gott gelobt, als ich auf der Planke herumtrieb, mein Leben zu ändern, und ich bin nun entschlossen, mit seiner Hilfe es auch auszuführen!" — Weiter konnte er nicht sprechen; der andere aber drückte ihm die Hand. Nach einer Stunde gingen ihre Wege auseinander. Ein Spötter und Feind alles Christentums war für den Herrn gewonnen.

Gelingts dir aber so nicht den Spott zu bannen, versuche nur nicht ihn dadurch von dir abzuschütteln, daß du dich selbst mit deinem Christentum der spottenden, aufgeklärten Welt anbequemst und deinen Glauben der modernen Aufklärung mundgerecht machst, sonst wirst du, ehe du dichs versiehst, ein Stück nach dem anderen von deinem christlichen Glauben künstlich umdeuten, bis nichts mehr übrig ist, als allenfalls der Schein, und dein Glaube zur Muschel ohne Perle geworden ist. Laß dich durch allen Spott der Welt nicht bange, vor allem aber nicht irre machen und denke daran, der Jünger ist nicht über seinen Meister. Mißfällt dein Glaube der Welt nicht, so mißfällt er dem Herrn.

Ein anderer Zug auf dem abschreckenden Bilde Ismaels ist sein Neid, von dem wir schon oben andeutungsweise gesprochen haben. Neid und Eifersucht war ja der Anlaß, der Ismael zur Verspottung Isaaks getrieben, und dieser Neid ist, wenn nicht entschuldbar, dann doch wohl verständlich. Ismael hatte vor kurzem eine sehr bittere Enttäuschung erfahren. Er war als der anerkannte Erbe Abrahams auf-

gewachsen und immer als solcher von allen behandelt worden. Nun muß es für ihn sehr schwer gewesen sein, mit Gleichmütigkeit die Vorbereitungen mit anzusehen, welche zu Ehren des Kindes getroffen wurden, das dazu bestimmt war, ihn auszustechen.

So regt sich denn bei ihm Neid und Eifersucht, und er verhöhnt unter dem Deckmantel heiteren Scherzes Isaak in einer Weise, welche die Bitterkeit seines Neides verriet.

Wir wollen deshalb keinen Stein auf Ismael werfen. Von Neid wirst auch du dich, wenn du ehrlich bist, nicht frei und rein wissen; denn seit der Teufel, neidisch auf das Glück der nach Gottes Bild geschaffenen und in seinem Frieden lebenden Menschen, Eva zum sündevergifteten Biß verführt, ist das Gift des Neides ins Blut der Menschheit gekommen und drin geblieben. Aus Neid schlägt Kain seinen Bruder tot, aus Neid verspottet Ismael den Isaak, aus Neid verfolgt Esau den Jakob, und so geht's fort, bis die Hohenpriester aus Neid den Heiland an's Kreuz gebracht, und so wird's fortgehen, bis eine neue Erde an Stelle der sündigen Welt getreten ist. Nur einzelne, besonders begnadigte Seelen mag es gegeben haben und noch geben, die wirklich sagen können: „Ich weiß nichts von Neid, mir wirds gar nicht schwer, die Vorzüge anderer neidlos anzuerkennen, ich kann es jedem neidlos gönnen, der mich überflügelt, ich kann mich über ein Glück, das anderen vor mir widerfährt, von Herzen neidlos mitfreuen."

Eine alte Geschichte erzählt uns, daß ein König zwei Männer zu sich in seinen Palast einlud, von denen, wie er wußte, der eine ein Sklave des Neides war. „Nun," sagte der König, „ich will euch geben, was euch gefällt, unter der Bedingung, daß dieser Mann zuerst wählen und sein Gefährte zweimal so viel haben soll, als er selbst." Der erste war neidisch. Er wünschte sich großen Reichtum, aber er konnte

nicht ertragen, daß der andere das Doppelte haben sollte. Er wollte deshalb um etwas Geringeres bitten, aber auch dann wäre der andere im Vorteil gegen ihn gewesen, und wie die Fabel lautet — denn vielleicht war es nur eine Fabel — behielt sein Neid die Oberhand, daß er erwählte, eins von seinen Augen sich ausreißen zu lassen, damit der andere ganz blind werden möchte.

Wenn auch der Neid sich nicht immer in so häßlicher Form zeigen mag, wie er sich äußert, das hängt von dem Charakter des Neidischen ab und von den Verhältnissen, in denen er lebt. Aber wie immer der Neid sich äußert, ob er bloß zu Zank und Lieblosigkeit, oder zu Verleumdung, oder gar zu böser That verführt, das bleibt doch wahr: „Neiden und beneidet werden ist das meiste Thun auf Erden." Wieviel Brotneid unter Handwerks- und Geschäftsgenossen, von denen kaum einer dem andern eine gute oder gar bessere Kundschaft gönnt, wie viel Neid und Eifersucht bei hochgestellten Staatsmännern, und wiederum wie viel Neid bei den Schülern einer Klasse oder bei den Geschwistern einer Familie! Und doch kommt bei dem Neid so wenig heraus. Man verbittert dadurch nur dem andern das Leben und vergällt sich selbst den Genuß dessen, was einem der Herr beschert. Es ist so, wie das Sprichwort sagt: „Der Neid frißt seinen eigenen Herrn." Jener Mann, der sich aus Neid sein Auge ausreißen läßt, fällt ebenso seinem Neid zum Opfer, wie Kain, der aus Neid den Bruder totgeschlagen und nun unstät und flüchtig sein muß, oder die jüdischen Priester und Schriftgelehrten, die aus Neid den Heiland der römischen Obrigkeit überantwortet und bald darauf ihr eigenes Volk dem Gericht der römischen Adler verfallen sehen. Auch Ismael muß seinem Neid zum Opfer fallen. Die Strafe folgt seinem Neid auf dem Fuße nach, er wird ausgestoßen aus dem Lager Abrahams und muß fast in der

Wüste verschmachten. Weil er den Isaak beneidet, der mehr hat als er, verliert er auch das, was er hatte.

Gerade in jugendlichen Jahren, wo das Herz so voller Wünsche ist, liegt die Gefahr des Neides besonders nahe, wenn man etwa sieht, wie andere das erlangt, was man selbst vergeblich, ob auch noch so heiß, gewünscht. Wir sprachen schon von dem Schüler- und Geschwisterneid, man könnte aber ebenso gut von dem Neid der Lehrlinge, Gesellen, Kommis, kurz einem Neid in allen Ständen und Lagen, vorab in der Jünglingswelt reden. Hüte dich vor dem Neid!

Der Neid ist eine gewaltige Undankbarkeit, weil er immer nur auf das sieht, was er nicht hat und darüber die Dankbarkeit für das, was er hat, vergißt. Wenn du in Gefahr bist neidisch zu werden, dann erinnere dich daran, wie viel Tausende froh und dankbar wären und gar nichts weiter mehr wollten, wenn sie an deiner Stelle stehen dürften.

Rechte Liebe üben gegen solche, die unter uns stehen, oder uns allenfalls gleich gestellt sind, das ist im Grund nicht so schwer, aber darin soll sich gerade die rechte Liebe bewähren, daß du den, der deinesgleichen war oder unter dir stand, auch mit neidloser Liebe kannst über dich steigen sehen.

Wie edel die Gestalt eines Jonathan, der es weiß, daß David der Erbe des Thrones ist, den er eigentlich als Kronprinz zu beanspruchen hat, und dennoch gönnt er neidlos dem Hirtenjüngling Krone und Thron und hält ihm Freundschaft und Treue bis in den Tod. Wie edel die Gestalt des Täufers, dem erst alles Volk zuläuft, der aber dann neidlos vor dem Heiland zurücktritt mit dem Bekenntnis: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Das sind im Gegensatz gegen Ismael edle Gestalten und liebliche Vorbilder neidloser Liebe.

Wir haben schon vorhin von der harten Strafe ge-

sprochen, die Ismael ob seines neidischen Spottes getroffen. Denken wir uns in seine Lage, so muß die Strafe unser innigstes Mitleid erregen, sie muß sich aber auch zu einem ernsten Ausrufungs- und Fragezeichen gestalten. So lange hat Ismael als Erbe Abrahams gegolten, und nun geht er doch noch des Erbes verlustig. Gott hat sich durch die Beschneidung bereit erklärt ihn in den Bund des Reiches Gottes aufzunehmen, und nun wird er doch noch wenigstens von der Erbschaft ausgeschlossen. Er mochte vielleicht eben auf Grund seiner Beschneidung denken, ihm könne es nicht fehlen, aber — weit gefehlt!

Ismaels Bild ist eine laute Mahnung: „Wer stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle!" Sein Bild ist auch eine ernste Warnung: „Mach' dir aus der neutestamentlichen Beschneidung, aus deiner Taufe, oder aus deiner Konfirmation, der Zugehörigkeit zu deiner Kirche, oder aus deinem christlichen Elternhaus, kurz, mach dir aus nichts ein Ruhekissen. Die Juden hatten sich darauf verlassen, daß sie Abrahams Kinder seien, und was sagt ihnen der Herr? „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken", mit anderen Worten: „Ob ihr auch zu Abrahams auserwähltem Geschlecht gehört, dennoch kann es dahin kommen, daß euch der Herr verwirft und andere zu Abrahams Erben, zu Erben des Reiches Gottes macht." Ein Bauer sagte eines Tages zu seinem Pfarrer: „Herr Pastor, der liebe Gott muß wohl sehr mit mir zufrieden sein, denn sehen Sie einmal, wie mein Raps blüht!" Thörichter Bauer! Aber ob einer aus einem blühenden Rapsfeld oder aus der ultralutherischen Lehre von der Taufe, oder aus seiner Konfirmation, seinem christlichen Elternhaus und seiner Eltern Gebete oder aus seinem moralischen Wandel und seiner vermeintlichen Gesetzeserfüllung sich ein Ruhekissen macht und seine Seligkeit darauf baut, ist völlig einerlei.

Eins allein giebt Trost und Ruhe und fröhliche Heilsgewißheit, das ist das Evangelium von Jesu Christo, der für deine und meine Seligkeit am Kreuz gestorben. Das ist das letzte, was wir auf Ismaels Bild vorgebildet sehen.

Freilich, wenn wir uns auf das alttestamentliche Bild Ismaels beschränken wollten, wären wir mit unserer Betrachtung zu Ende. Aber auch im Neuen Testament ist ausführlich von Ismael die Rede, und wir werden gut thun, das alttestamentliche Bild aus dem Neuen Testament zu ergänzen und zu vervollständigen.

Der Apostel Paulus stellt im vierten Kapiel des Galaterbriefes die beiden Söhne Abrahams, Isaak und Ismael, in bestimmten Gegensatz. Er sieht in Isaak ein Vorbild des Evangeliums, in Ismael den Vertreter des Gesetzes und zieht aus jener alttestamentlichen Geschichte Ismaels den Schluß: das Gesetz führt zur Verwerfung, das Evangelium allein macht fähig Gottes Reich zu erben. Es wird gut sein, wenn wir diesem aus der Geschichte Ismaels gezogenen Schluß noch etwas nachdenken.

Mit unerbittlicher Strenge steht vor dir das Gesetz, so wie es auf jenen steinernen Gesetzestafeln des Alten Bundes geschrieben steht, wie es außerdem in deinem Innern geschrieben steht, ein unerbittliches „du sollst" und „du sollst nicht". Wehe, wenn du meinst, du brauchest dich vor diesem Gesetz nicht zu fürchten, du wollest es, könnest es, werdest es halten. Zwar es mag wohl ein redlicher Eifer in dir wohnen, dem Gesetz Gottes, deinem Gewissen, deiner Pflicht gerecht zu werden. Du magst redlich bemüht sein, dein Handeln und Wandeln, dein Leben und Streben so zu gestalten, wie es vor Gott und Menschen recht ist und all dein Thun und Lassen, Reden und Denken und Fühlen und Wollen dem dir durch Gottes Gesetz vorgezeichneten Ideal nachzugestalten. Aber wenn du ehrlich bist, mußt du gestehen, daß in dir

auch eine Neigung wohnt, gerade das zu thun, was dem Gesetz entgegengesetzt ist, eine unwiderstehliche Gewalt, die dich zu Dingen treibt, die du mit deinem edleren Streben niemals hast thun wollen, nun aber doch thust, um ihrer dann mit Unwillen, Scham und Reue zu gedenken. So gleichst du mit deinem Streben und Ringen dem Gesetz gerecht zu werden jenem Sisyphus, von dem wir auf Kains Bild geredet. Von der Vergeblichkeit dieser Sisyphusarbeit der Gesetzeserfüllung in eigener Kraft haben vor dir von Anfang an zahllose andere sich überzeugen müssen. Die größten Menschenkenner, die Erfahrung, die Schrift sagt's uns: vollkommene Gesetzeserfüllung in eigener Kraft ist nimmer möglich.

Das Gesetz allein kann dich also nicht retten und glücklich machen, im Gegenteil, es muß dich tief unglücklich machen, weil es dich immer wieder an deine innere Ohnmacht erinnert und dir deinen geistlichen Bankerott vor Augen führt. Das aber soll das Gesetz eben. Es soll dich erst unglücklich machen, daß du dann völlig glücklich werdest, es soll dir deine innere Ohnmacht vor Augen führen, damit du dich nach einer göttlichen Kraft umsehen lernst, die dir hilft. Das Gesetz soll zum Arzt hintreiben, indem es die Wunden zeigt. Wo aber ist jener Arzt, wo ist die göttliche Lebenskraft zu finden, deren du in deiner Ohnmacht dem Gesetz gegenüber bedarfst? Nirgends anders als im Evangelium, dem Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu. Diese Gnade allein gewährt dir die Kraft, deren du bedarfst zur Gesetzeserfüllung. Laß dich nicht bethören von denen, die mit diesem Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu nichts anzufangen wissen, die im Evangelium von Christo nichts anderes sehen, als ein hehres Vorbild, das mit unerbittlicher Gesetzesgewalt uns zuruft: „So sollst du sein, wie ich bin, Jesus Christus" ohne uns die Kraft zu zeigen,

wie wir so werden können. Wäre es so, dann wäre das Evangelium nichts anderes als ein Hohn auf die menschliche Ohnmacht.

Und auch in anderer Beziehung bedarfst du ja, wie wir schon sahen, des Evangeliums von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu, du bedarfst dieser Gnade als einer sündenvergebenden. Selbst wenn du von heute an alle die Forderungen erfüllen könntest, die das Gesetz an dich stellt, alles bezahlen könntest, was du zu thun nach dem Gesetz schuldig bist, sind denn damit die alten Schulden bezahlt, die du gemacht, die alten Fehler, Versäumnisse, Sünden getilgt? Du bedarfst also auch nach dieser Seite des Evangeliums, der freien, verzeihenden Gnade. Hast du diese Gnade gesucht und gefunden?

Pfarrer Krafft wurde einst zu einem Mädchen gerufen, das sich durch starkes Tanzen eine tödliche Krankheit zugezogen hatte. Die Kranke nannte ihm die Ursache ihrer Krankheit, und bat ihn, sie auf den Tod vorzubereiten, aber nur ja nicht aus dem Evangelium von Jesu Christo. Krafft fragte sie freundlich, warum sie eine so große Abneigung gegen dies Evangelium von Christo habe, und sie antwortete, ein junger Theologe in Mannheim habe ihr gesagt, dies Evangelium sei ein Fabelbuch, Jesus habe nie gelebt, und nach einem Fabelbuch wolle sie nicht zum Tode vorbereitet werden. „Nun," sagte Krafft, „so will ich Sie denn ohne das Evangelium vorbereiten. Sehen Sie, Gott hat sein Gesetz gegeben; handelt der Mensch dawider, so wird er verdammt. Nun haben Sie gegen das Gesetz gehandelt, was wollen Sie thun, wenn der Richter Sie verdammt? Wäre es nicht tröstlich, wenn Sie da einen Mittelsmann hätten, der sich Ihrer vor dem strengen Richter annähme?" Weinend antwortete das Mädchen: „O ja! O ja!" „Nun," fuhr der Pfarrer fort, „sind wir, liebe Freundin, im Evangelium.

Das stellt uns in Jesu einen solchen Mittelsmann vor Augen.“ Er erklärte ihr dann die Stelle 2 Kor. 5, 19: „Gott war in Christo“ ꝛc. Nun war ihr das Evangelium kein Fabelbuch mehr, sie zerfloß in Thränen und verschied mit großer Freudigkeit.

Die Geschichte ist eine Bestätigung dessen, was Paulus im vierten Kapitel des Galaterbriefes aus der Vergleichung Ismaels mit Isaak gefolgert hat: „Das Gesetz allein führt ins Verderben, das Evangelium allein macht fähig Gottes Reich zu erben.“ Womit hast du's bisher gehalten? Stehst du noch, wie jeder natürliche Mensch, unter dem Gesetz? Oder hast du das seligmachende Evangelium erfahren, so daß du rühmen kannst: „Auch mir sind meine Sünden vergeben, mein Freund ist mein und ich bin sein?“ Wenn du's noch nicht erfahren, daß du's dann heute erführest! Das wäre ein seliges heute. Ich scheide von dem Bilde Ismaels mit dem innigen Wunsch, daß auch du das Evangelium von Christo in festem Glauben ergreifest und durch dasselbe glücklich und selig werdest.

6. Jakob.

Der Name dieses Jünglings bedeutet, wie wir schon oben sahen, so viel als „der Schlaue, der Listige". Er weiß sein mit Kraft und Ausdauer verfolgtes Ziel, ob auch auf Umwegen, doch stets mit Gewandtheit und List zu erreichen. Aber viel Unlauterkeit ist an dieser Klugheit. Gottes Wort zeichnet auch diese Unlauterkeit mit treuen Farben auf Jakobs Bild, um uns davor zu warnen. Nur mit Lügen und Betrügen erwirbt sich Jakob den Segen der Erstgeburt. Es wird das im 27. Kapitel des 1. Buches Moses genau erzählt, im ersten Kapitel, das in der heiligen Schrift die Überschrift trägt: „Hüte dich vor der Lüge!"

Die Lüge — wer kennt sie nicht? Sie liegt so tief im menschlichen Herzen, hat sich so eingebürgert im menschlichen Leben. Freilich einst war es nicht so, Gott hat den Menschen aufrichtig geschaffen nach seinem Ebenbild, und er selbst ist ja wahr, völlig wahr, sein Wesen, sein Wort, sein Thun ist in völliger Übereinstimmung. Die Lüge ist nicht aus Gott, sondern „von dem Teufel, der ein Lügner ist von Anfang und ein Vater derselbigen". Durch die Lüge im Paradies „sollte Gott gesagt haben?" und durch die weitere: „ihr werdet mit nichten des Todes sterben" hat der Teufel den Menschen zur Sünde verführt, und seitdem lügt er, seitdem ist's so, wie wir sagten: die Lüge, sie sitzt so tief im menschlichen Herzen. „Zaghaft tritt sie aus dem Kinde hervor, leise und still wagt sie sich, wie eine tückische Schlange,

heraus aus dem Herzen. Erst überführt die Röte im Angesicht, der wirre Blick, die bebende Lippe das Kind von der Unwahrheit; aber wie bald wirft die Lüge diese Scheu ab, wie schnell ist die Schamröte verloren! wie ein Schmuggler anfangs bebenden Herzens mit seiner verbotenen Ware über die Grenze zieht und später ein Meister wird und ungescheut hinübergeht, so zieht auch das Wort mit dem Lügeninhalt erst bebend, dann frech über die Grenze der Lippen. Im Lügenhandwerk ist man bald ein Meister. Da wird gelogen, um einer Schuld los zu werden. Ein anderer lügt, weil er durch die Lüge etwas zu erringen meint; er lügt im Handel, verschwört sich hoch und teuer, daß er eine Ware nicht anders geben könne, und am Ende giebt er sie doch. Ein anderer lügt aus Gewohnheit, er kann fast nicht mehr anders. Giebt's doch Leute, die am Ende selbst glauben, was sie erlogen haben" (Frommel, Die zehn Gebote). Allenthalben steht wie ein unbesiegbarer Feind der Riese der Lüge vor uns. Ich las, daß im Jahre 1886 eine junge Dame sich erst von Moltke und dann von Bismarck einige Worte in ihr Album erbeten habe. Moltke schrieb: „Lüge vergeht. Wahrheit besteht." v. Moltke, Feldmarschall. Fürst Bismarck, hierauf bezugnehmend, schrieb darunter: „Wohl weiß ich, daß in jener Welt die Wahrheit stets den Sieg behält, doch gegen Lüge dieses Lebens kämpft selbst ein Feldmarschall vergebens." v. Bismarck, Reichskanzler. Und doch schändet kaum eine Sünde den Menschen so, wie die Lüge, und keine macht ihn zum Verkehr mit andern so unfähig, wie die Lüge, da einzig und allein in dem Element der Wahrheit die Menschen Gemeinschaft miteinander haben und Vertrauen zu einander fassen können. Eine alte, Weitbrecht's „Heilig ist die Jugendzeit" entnommene Anekdote erzählt uns folgendes: „Ein Vater hatte drei ungeratene Söhne: einen Dieb, einen Säufer, und einen Lügner. Das machte ihm großen Kummer. Er klagte seine Not einem Edelmann.

Der nahm die drei zu sich und sprach bei sich selbst: „Wenn man die Katze auf den Käse bindet, so frißt sie ihn nicht.“ Demgemäß setzte er den Säufer über seinen Weinkeller und den Dieb über seine Kassen, und richtig wurden beide ihrer alten Gewohnheiten überdrüssig und glücklich wieder zurecht gebracht. Nur der Lügner war zu nichts zu gebrauchen; denn er ging ohne Nutzen bloß des Vergnügens wegen mit lauter Unwahrheiten um, hetzte das Haus durcheinander, schädigte seines Herrn guten Namen, wußte aber immer, wenn es darauf ankam, die Schuld auf andere zu schieben. Da sandte ihn der Edle endlich seinem Vater heim und ließ ihm sagen: „Der Säufer und der Dieb sind mit Gottes Hülfe rechtschaffene Männer geworden, aber an dem Lügner ist Hopfen und Malz verloren, der wird des Teufels Livree bis an sein Ende tragen.“ Es ist jedenfalls richtig, was die Anekdote sagt, daß die Lüge ein fast unausrottbares Laster ist, und daß sie zu jedem ehrlichen Beruf, welcher Art er immer sei, schlechterdings untauglich macht. Man kann eben einen Lügner nirgends brauchen, weder als Geschäftsmann, noch als Beamten, noch als Kassenführer; weder beim Militär, noch in irgend welcher Civilstellung — nirgends. Freilich, daß es um die Lüge ein jämmerlich und gemeines Ding ist, das bestreiten nur wenige, und viele, die sich einen Ruhm daraus machen, es in allerlei Untugend, z. B. im Trinken oder gar noch schlimmeren Dingen wer weiß wie weit gebracht zu haben, betrachten doch den Vorwurf des Lügners als eine der schwersten Ehrenkränkungen. So ist's bei Jakob. Er wendet gegen Rebekkas Vorschlag ein: „Mein Vater möchte mich begreifen und würde vor ihm geachtet, als ob ich ihn betrügen wollte.“ Er macht sich keine Skrupel wegen des Unrechts. Ein Lügner und Betrüger zu sein, fällt ihm nicht besonders aufs Gewissen; aber als Lügner erkannt und angesehen werden, das schien ihm arg.

Aber wenn auch die Verwerflichkeit des Lügens im allgemeinen zugestanden wird, so ist man doch um so geneigter, allerhand Ausnahmen stillschweigend oder laut das Wort zu reden. „Sollte etwa," so hört man wohl sagen, „eine kleine Notlüge so etwas Schreckliches sein? Eine solche muß man doch zugestehen!"

Aber die Notlüge bleibt Lüge, es giebt keine Notlüge, die erlaubt wäre, so wenig es einen erlaubten Notdiebstahl oder Notmord giebt. Es heißt nicht etwa: „Lüge die Leute an in der Not," sondern: „Rufe mich an in der Not." Wie steht's denn aber mit der Notlüge, wenn es sich darum handelt, nicht im eigenen, sondern in anderer Interesse durch eine kleine Unwahrheit ein viel größeres Übel abzuwenden? Fichte bekam einst von Steffens folgende Frage vorgelegt: Eine Gattin ist gefährlich krank, das Kind, sterbend, liegt in einer anderen Stube; die Ärzte haben entschieden erklärt, daß eine jede Erschütterung der Mutter das Leben kosten wird. Das Kind stirbt — der Mann sitzt am Krankenlager seiner Frau; diese fragt nach dem Befinden des eben gestorbenen Kindes; die Wahrheit würde sie töten; soll der Mann sie sagen? die größten Autoritäten stehen in der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen einander gegenüber. Die einen sagen: „In diesem Fall ist Unwahrheit Pflicht der Liebe und berufen sich dabei auch auf biblische Beispiele wie Abraham und David. Die anderen, wie z. B. Fichte, antworten: „Wir dürfen über die Folgen unserer Handlungen gar nicht nachdenken; wir sollen nur thun und reden, was die Pflicht gebeut und die Folgen in die Hand der Vorsehung legen." Ja Fichte versteigt sich bei obiger Frage zu der Antwort: „Stirbt die Frau an der Wahrheit, so soll sie sterben."

Nun, in dem angegebenen Fall ist ohne Frage einerseits ein rücksichtsloses Herausplatzen mit der Wahrheit gewiß

nicht zu billigen; gewiß sollen wir mit der Wahrheit nicht gegen die Liebe verstoßen, und wenn jemand in dem Kampf zwischen Wahrheitsliebe und Liebe gegen den Nächsten sich für die letztere gegen die erstere entscheidet, so wollen wir mit unserer Verurteilung zurückhaltend sein. Aber was im Ausnahmefalle entschuldigt werden darf, ist keineswegs zu billigen, oder gar als Regel zu fordern. Es giebt einen Ausweg, der dagegen sichert, daß die Wahrheit nicht mit der Liebe in Widerspruch gerät, das ist die Verbindung der Wahrheit mit der Weisheit. So führt Martensen bei dem angeführten Beispiel aus: „Wer darf behaupten, daß, wenn anders der Mann imstande gewesen wäre, in der rechten Weise, d. h. in der Kraft des Evangeliums, mit der Weisheit und dem Trost des Glaubens den Tod des Kindes mitzuteilen, daß dadurch nicht in der Seele der Gattin eine religiöse Krisis hätte entstehen können, welche heilend und belebend auch auf ihren leiblichen Zustand einwirkte?" Eins ist klar: mit der Lüge, also etwas Bösem, der Liebe, also dem Guten, dienen wollen, ist nichts als eine aufgewärmte Auflage des jesuitischen Grundsatzes: „Zweck heiligt die Mittel." Kommt man in Zweifelsfälle hinein, so ist doch immer der sicherste Ausweg, sich an das zu halten, was Gott klar und bestimmt fordert: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden." Folgen wir diesem Gebot, dann werden wir, mag's kommen wie es will, in unserm Gewissen ruhig sein können und uns vielleicht wundern, wie der Herr die bösen Folgen, die wir gefürchtet, wunderbar abzuwehren weiß; im andern Fall tragen *wir* die Folgen, die oft schwerer sind, als wir gedacht, wenn etwa die kranke Mutter dem notlügenden Gatten seine Verlegenheit anmerkt und nun in Zweifel, Ungewißheit und Mißtrauen ihr Herz noch viel mehr martert, als wenn der Mann mit tröstender Liebe und Weisheit die Wahrheit bekannt hätte. Was aber die

angeführten biblischen Beispiele angeht, so ist nirgends gesagt, daß die Notlügen Abrahams und Davids eher und mehr zu entschuldigen seien, als die Notlüge Jakobs. Und was bei Abraham die Notlüge für schlimme Folgen gehabt hätte, steht 1 Mos. 12, 10—20 deutlich zu lesen.

Auch die Lüge „zum Spaß", die Scherzlüge, läßt sich durchaus nicht gutheißen. Es ist doch auch wahrlich keine große Heldenthat, wenn man einem andern etwas aufgebunden hat und sich darüber schier tot lachen will. Geradezu unedel aber ist dies „Bärenaufbinden", wenn der Angeführte geistig beschränkt ist und du ihm nun zu dem Schaden auch noch den Spott aufbürden willst; kannst du's verantworten, wenn der Ärmste für die Folge eingeschüchtert, abgestoßen, mißtrauisch, menschenscheu wird? Es ist unedel, wenn Menschen Freude daran finden zu lügen, nur um die Befriedigung zu haben, andere durch ihr experimentierendes Spiel hinters Licht geführt zu haben. Von jenem heidnischen Weisen wird rühmend berichtet, daß er nicht einmal im Scherz gelogen habe, und wir wollen als Christen mit der Wahrheit leichtfertiger umgehen?

Was von der Lüge im Scherz Geltung hat, gilt nicht minder von den sogenannten Höflichkeitslügen, die so alltäglich im Schwange gehen, die so leicht von den Lippen fließen, während das Herz nichts dabei denkt. Da hat's den einen „gefreut" oder gar „sehr gefreut", den andern kennen gelernt zu haben, während von solcher Freude keine Spur vorhanden gewesen. Warum kann man's da nicht bei einer Verbeugung, einem Händedruck, einem Abschiedsgruß bewenden lassen?

Wie alltäglich ist ferner die Lüge: man sei „nicht zu Hause", wenn man einen Besuch nicht annehmen will. Kommst du in die Lage, daß dir ein Besuch nicht angenehm ist, so fragt sich's, aus welchem Grund. Bist du wirklich

derartig in Anspruch genommen, daß du dich deinem Besuch nicht widmen kannst, dann sag's ihm in Liebe und Freundlichkeit, dein Besuch wird dir's als vernünftiger Mensch nicht übel nehmen und gern wiederkommen; bist du aber bloß deshalb nicht geneigt, Besuch zu empfangen, weil's dir nicht in deine Gemütlichkeit paßt und du nicht aufgelegt bist, dich dem und jenem zu widmen, so opfere aus Liebe deine Bequemlichkeit und Gemütlichkeit, versuche recht gemütlich und liebevoll zu sein, und, wenn dein Besuch dann geht, hast du einen doppelten Sieg davongetragen, den Sieg der Liebe und der Wahrheit. Würde all den Unzähligen, die angeblich „nicht zu Hause" sind, angenehm sein, wenn ihnen passierte, was ich verschiedentlich gelesen: Eine Dame läßt, als sie vom Fenster aus sieht, daß eine Bekannte sie besuchen will, durch ihr kleines Töchterchen sagen, sie sei nicht zu Hause. Als die Besuchende die Kleine fragt, wann denn die Mama nach Hause komme, antwortet das Kind: „Ach, warte doch ein wenig, ich will eben die Mama selbst fragen" — würde dir so etwas angenehm sein? — Also sei immerhin höflich, aber bleibe wahr dabei, du kommst in allen Fällen damit am weitesten.

Hüte dich auch vor unwahrer Schmeichelei, auch das ist eine Lüge. Laß dir aber auch nicht schmeicheln, bedenke, was Claudius sagt: „Die Schmeichler sind wie die Schwalben, die nur so lange bleiben, als schön Wetter ist, Sonnenuhren, die gehen, so lange die Sonne scheint, Blutegel, die abfallen, wenn sie sich satt getrunken haben."

Ja, hüte dich vor jeglicher Lüge, jeglichem unwahren Wesen, und beherzige das Gebot, das auf Jakobs Bild geschrieben steht: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden." Sprich nicht falsch Zeugnis über dich, indem du überall das herausstreichst, was du bist und hast und gethan hast, prahle und übertreibe nicht, sprich lieber mit Paulus: „Ich

will mich am allerliebsten meiner Schwachheit rühmen." Alles Großthun und Prahlen und Eingebildetsein steht wahrlich gerade der Jugend übel an, denn es ist im Grunde nichts anderes, als ein Versuch, sich durch die Lüge einen bessern Namen zu machen, als man verdient.

Wie aber über dich, so sollst du nicht allein gegen den Nächsten, sondern auch über den Nächsten allezeit wahr sein. Luthers Erklärung zu unserm Gebot lautet: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir nicht nur unsern Nächsten nicht fälschlich belügen, sondern auch nicht verraten, nicht afterreden oder bösen Leumund machen. Also auch der Verrat ist verboten im Verbot der Lüge. Es wird vielfach die schmähliche Kunst ausgeübt, andere auszuhorchen, sie zu verlocken, daß sie sich über andere äußern, und dann hinzugehen und es dem andern brühwarm wieder zu sagen, eine Kunst, die dadurch noch schändlicher wird, daß dem Verrat so oft das bekannte „sag' aber ja nichts" hinzugefügt wird, oder „sag' aber nicht, daß ich's gesagt habe". Nicht wahr, du wirst dich hüten vor solch unedlem Verrat? Schändlich, wenn etwa ein Freund den andern, nachdem er sich mit ihm entzweit, aus Rache verrät, seine Geheimnisse ausplaudert, um ihm dadurch zu schaden. Lieber mache „aus deinen Ohren ein Grab", — nicht so etwa, daß du über das schweigst, was andern schaden könnte, oder sonst vor Gott und Menschen verboten und schändlich ist, nein, da gilts aufzudecken, ehe aus dem Feuer ein Brand geworden ist, — aber hüte dich vor der Falschheit des Herzens, das den Verrat aus elenden Beweggründen treibt.

Ferner ist mit der Lüge nach Luthers Erklärung alles „Afterreden und bösen Leumund machen" verboten. Wie kitzelt's die Menschen so vielfach, wenn sie vom Nächsten Böses reden oder auch nur denken dürfen! Öffentlich Böses zu sagen wagt man vielleicht nicht, aber bereitwilligst ist man

dabei, wenn es gilt, Böses von anderen zu glauben, ihnen immer die schlimmsten Absichten unterzuschieben, auf irgend eine Weise, sei's durch ein Lächeln oder ein bedeutsames Schweigen die Tugend, die gute Absicht, den guten Namen des Nächsten mit einem geschickten Fragezeichen zu versehen. Im Handumdrehen hat der Nächste etwas von seinem guten Namen eingebüßt und weiß nicht, wie es geschehen ist. Wie gut wäre es, wenn man sich die alte Regel von Ahlfeld merken wollte: „Wenn dir selbst Böses nachgeredet wird, so glaube es wenigstens halb, so dir aber über deinen Nächsten böse Nachrichten gebracht werden, so glaube sie höchstens halb," besser noch, du hörst sie gar nicht, oder gehst auch gegebenenfalls der Sache auf den Grund, fragst: „Haben sie Beweise?" und machst's wie's jener so manche Christen beschämende heidnische König Alexander gemacht, der, als ihm über einen geklagt wurde, das andere Ohr zuhielt und sagte: „Das muß ich aufheben für den Beklagten." Denke also immer auch an die zweite Hälfte der Erklärung Luthers: „Wir sollen unsern Nächsten entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren." Das sind herrliche Worte. Folge ihnen! Jedenfalls hüte dich vor allem Splitterrichten, schadenfrohen Hervorziehen der Fehler des andern und bösen Klatschereien.

Das alles liegt in dem einen Gebot, das wir auf Jakobs Bild mit großen Lettern geschrieben finden: „Du sollst kein falsch Zeugnis reden, du sollst nicht lügen."

Jakob ist für sein Lügen und Betrügen schwer bestraft worden. Die Furcht vor des betrogenen Bruders Rache, den er mit List um das Recht seiner Erstgeburt und das Erbe des väterlichen Segens gebracht, vertreibt ihn aus Vaterhaus und Vaterland. Wie er den Vater betrogen hat, so wird er von Laban betrogen; wie er sich des rauhen Rockes bedient, um den alten Vater über seine Person zu

täuschen, so bedienen sich später seine Söhne des in Blut getauchten Rockes, um den alten Vater glauben zu machen, ein wildes Tier habe Joseph zerrissen. Alle diese Züge auf Jakobs Bild predigen laut und nachdrücklich: „Hüte dich vor der Lüge!"

Das Bild Jakobs hat seine Schattenseiten, seine dunklen Punkte, aber groß ist Jakob dennoch. Das zeigt sich vor allem in dem weiteren Verlauf seiner Geschichte, das zeigt das Bild von Jakob auf der Wanderschaft und Jakob im Dienst.

Wer kennt nicht das wunderbare Traumerlebnis des jugendlichen Wanderers, da ihm von jener Himmelsleiter geträumt? Das ist eine reiche, für manchen Jüngling gar lehrreiche Geschichte. Die Jugendjahre sind ja noch vielfach Wanderjahre, sei's, daß der Jüngling zum Besuch der Schule oder Universität, sei's, daß er als Lehrling oder Geselle oder als Soldat die Heimat verläßt; und daß die Jünglinge dann in einer Wüste sind, paßt doch auch. Zwar so arm wie Jakob, der nichts hatte als seinen Wanderstab, sind unsere Jünglinge in der Fremde nicht, und ein besseres Lager als er in jener Nacht in der Wüste haben sie sicherlich. Sie sind meist in der glänzenden Großstadt, die gar nicht nach einer Wüste aussieht, und doch kann's einem gerade da so fremd, so einsam sein, wie dem Wanderer in der Wüste, daß das Heimweh mit unwiderstehlicher Gewalt hereinbricht; geht's doch den meisten in der Jugend wie dem Parzival, der's nicht erwarten konnte, bis er wandern durfte. Schon die erste Nacht in der Fremde läßt's ihn erkennen, daß er die Heimat und mit der Heimat alles verlor. Und ist nicht die Fremde oft auch noch in viel schlimmerem Sinn der Wüste vergleichbar, einer Wüste im moralischen Sinn? Und auch, wenn du noch im väterlichen Hause weilst, ist nicht das ganze Leben eine Wüstenwanderung? Du bist also in gleicher Lage wie Jakob.

„Da nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort und ich wußte es nicht!"

Der Schlaf des Jakob war der natürliche. Aber man redet bekanntlich auch von einem Seelen- und Sündenschlaf, es ist das gedankenlose Dahinleben, da man das ewige Woher? und Wohin? des Menschen völlig vergißt. In diesen Seelenschlaf tönt von obenher der Wächterruf hinein: „Wache auf, der du schläfst." Und so redet man denn auch von einer Erweckung, wenn der Mensch endlich zu sich selbst kommt und fragen lernt: „Wo bin ich denn? Was soll ich denn? Welches ist denn der Zweck meines Daseins? Was wird aus mir, wenn ich sterben muß?" Lieber Freund, bist du schon wie Jakob aus dem Schlaf erweckt? Oder schläfst du noch, lebst in den Tag hinein? Die Amerikaner behaupten, die Neger hätten einen wunderbar festen Schlaf. Ist neulich, so erzählt man, ein Neger, der auf den Schienen eingeschlafen war, von einer Lokomotive zur Seite geschleudert worden, daß jederman sicher glaubte, er sei tot; aber als man genauer zusah, fand man, daß er ruhig weiterschlief. Daß dies eine wahre Geschichte ist, brauchst du nicht zu glauben, aber das weiß ich, daß viele „Christen", zumal auch viele Jünglinge, in einem solch totenähnlichen geistlichen Schlafe sind und allerlei schöne Sachen träumen, daß auch die gewaltigsten Stöße sie nicht zu erwecken vermögen. Wie Ewigkeitsdonner pochen so mancherlei Lebensführungen an die Herzen. Kannst du schlafen? — „Jetzt ist's für diese Nacht aus mit dem Schlaf," sagte ein Kranker im Spital. „Warum denn?" fragte man ihn. „Man wird wohl schlafen können, wenn neben einem einer stirbt!" und er deutete auf das Bett neben ihm, wo ein junger Mann im Sterben lag. Er hatte recht. Wie kann man schlafen, wenn neben einem jemand stirbt? — Und doch sterben täglich rings um uns

her Hunderte den zeitlichen und ewigen Tod. Vernimm auch du, lieber Freund, den Wächterruf von oben: „Wache auf, der du schläfst!“ schau um dich, schau vor dich, schau nach dem vorgesteckten Ziel und sorge, daß du nur das nicht versäumst und verträumst!

Jakob erschrickt beim Erwachen, er sagt sich: „Gewißlich ist der Herr an diesem Orte.“ Wo du auch seist, der Herr ist gewißlich an dem Ort, er sieht dich, sieht, hört, weiß alles, was du thust und treibst und denkst. So vielen Jünglingen ist der Aufenthalt in der Fremde eine willkommene Gelegenheit, sich der elterlichen Aufsicht, der väterlichen Zucht zu entziehen. Wie viele treibt's in die Fremde, vielleicht über den weiten Ozean, bloß damit sie dort, wo sie keiner kennt und niemand nach ihnen fragt, nach ihres Herzens Gelüsten thun und lassen können, was sie wollen. O der Thoren! „Gewißlich ist der Herr auch an diesem Ort,“ ihm kann keiner entfliehen. Wer du aber auch und wo du immer seiest, stündlich rufe ich es dir zu: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort.“ Wie ganz anders würdest du wandeln und handeln, wenn du in Gottes Gegenwart lebtest und allezeit wie Jakob an Gottes Nähe dächtest! Bei all deinem Thun und Lassen, bei jeder Versuchung stehe das Wort mit unerbittlicher Strenge vor dir: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort“!

Ein Gelübde legt Jakob ab in jener feierlichen, bedeutsamen Stunde: „Der Herr soll mein Gott sein.“ Das ist ein kurzes, aber äußerst inhaltreiches und vorbildliches Gelübde. Es heißt: Von jetzt an will ich all mein Vertrauen auf den Herrn allein setzen, mit ihm will ich pilgern, Schritt für Schritt mich seinem Schutz anvertrauen, mir von ihm helfen lassen in allen Lagen meines Lebens, in allen großen wie kleinen Aufgaben; es heißt aber auch: Dein Wille, mein Gott, soll von heute ab mein Wille sein,

ich will auf Schritt und Tritt fragen: Was verlangt der Herr von mir? Was willst du, Herr, daß ich thun, lassen, fühlen, denken, reden soll? Und dann will ich diesen Willen unbesehen erfüllen, unbekümmert um die Welt und Sünde und mich selbst. So lege auch du, lieber Freund, Tag für Tag, insbesondere, wenn du etwa zum erstenmal in die Fremde hinaustreten sollst, oder sonst bei entscheidenden Wendepunkten deines Lebens, das ehrliche Gelübde ab: „Der Herr soll mein Gott sein," „von heute ab du Herr mein, und ich dein, ganz dein." In deiner Konfirmation hast du ja schon eben dies Gelübde des Jakob abgelegt, daß der Herr dein Gott sein solle. Möge dich dein Gelöbnis als mahnender Engel durchs Leben begleiten. Eines Tages — so erzählt in seinem Bismarckbüchlein Pastor Pank — gegen Anfang 1880 erzählte mir der Reichskanzler, daß er einst in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin von Schleiermacher konfirmiert worden sei. Ich fragte ihn, ob er auch den Denkspruch noch wisse, welchen Schleiermacher ihm mitgegeben habe. „Ja," erwiderte er, „den Spruch glaube ich so ziemlich richtig sagen zu können: „Was ihr thut, das thut dem Herrn, und nicht den Menschen"; aber die Stelle, wo er steht, habe ich vergessen. Nicht wahr, ein besseres Wort konnte mir nicht mitgegeben werden!" — Zu Hause schlug ich die Stelle auf: Kol. 3, 23. Mein Küster aber, dem ich davon erzählt hatte, durchblätterte die alten Konfirmandenregister und fand dort richtig unter den Konfirmanden Schleiermachers den Namen: Otto von Bismarck. Zugleich machte er mich darauf aufmerksam, daß am kommenden 31. März gerade fünfzig Jahre seit Bismarcks Konfirmation verflossen sein würden: „Da müßten wir eigentlich dem Reichskanzler einen Jubiläums-Konfirmationsschein schreiben; wer weiß ohnehin, ob er den früheren noch hat." Gesagt, gethan. Der Konfirmationsschein wurde angefertigt, mit ein-

fachen Randzeichnungen um den Text, oben das Bildnis Schleiermachers, unten den Denkspruch Kol. 3, 23: „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen als dem Herrn, und nicht den Menschen." Am Morgen des 31. März 1880 legte ihn die Fürstin auf den Frühstückstisch des Reichskanzlers. Sie sagte mir nachher, daß er sich kaum über etwas so gefreut habe, als über diese überraschende ernste Erinnerung an einen Gedenktag seines Lebens, an dessen fünfzigste Wiederkehr er nicht entfernt gedacht hatte. Als ich einige Zeit darauf dem Fürsten das heilige Abendmahl reichte, führte er mich nach der Feier zu seinem Schreibtisch, auf dessen Mitte der Konfirmationsschein aufgestellt war, und sagte: „Es hat doch etwas auf sich, wenn man sich sagen muß: fünfzig Jahre sind dahingegangen, seitdem du vor dem Konfirmationsaltar gestanden! Aber der Spruch soll mein Leitstern bleiben." Gott gebe, daß auch dir deine Konfirmation mit ihrem Gelöbnis: „Der Herr soll mein Gott sein" der Leitstern bleibe durchs ganze Leben.

„Und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe zu einem Male, soll ein Gotteshaus werden," so lautet weiter Jakobs Gelübde, und er hat's treu erfüllt, sobald er konnte, wenn auch erst nach langen Jahren. Am Hause Gottes zu bauen ist eines jeden Christen, auch eines jeden Jünglings Pflicht und Aufgabe. Das kann aber in der verschiedensten Weise geschehen. Der Herr braucht Baumeister zum Bau seines Reiches, Missionare, Prediger, Lehrer. Schön, wenn ein Jüngling dazu den Beruf in sich fühlt. Hat dir aber der Herr dazu den inneren oder äußeren Beruf nicht gegeben, nun, er braucht auch Handlanger bei seinem Bau; hilf dann um so treuer in dem Beruf, in den dich der Herr gestellt hat, als Handlanger mitbauen am Bau seines Reiches, und, wirst du einmal dein eigenes Haus gründen, sorge von vornherein, daß dein Haus ein Gotteshaus werde,

und gelobe es dir und deinem Herrn: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Daß man in allerlei Stand und Stellung dem Herrn dienen und an seinem Haus bauen helfen kann, eben das sehen wir an Jakob in der Fremde, das zeigt uns, wenn wir unserer Traumgeschichte in etwa vorgreifen dürfen, Jakobs Dienst bei Laban. Weil er sich vorgenommen hat, dem Herrn zu dienen, darum thut er auch den Dienst bei Menschen nicht als Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als Knecht und Diener des Herrn aller Herren. Was Paulus den Ephesern schreibt Eph. 6, 7: „Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dient und nicht den Menschen," das hat schon ein Jakob befolgt, ja mehr noch: er ist auch eine Illustration zu der Mahnung des Petrus, nicht nur den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen Herren unterthänig zu sein. Laban, dem Jakob dient, ist so ein wunderlicher, harter Herr, viel Arbeit und wenig Lohn findet Jakob in seinem Dienst. Wir entnehmen das dem Wort Jakobs 1 Mos. 31, 38—42. Und dennoch hält Jakob aus. Zwanzig Jahre bleibt er, bis der Herr ihm ausdrücklich befiehlt: „Ziehe wieder in deiner Väter Land." Wie aber Jakobs Ausdauer, so ist vielmehr noch seine Treue im Dienst rühmenswert. Er vergilt dem Laban seine Treulosigkeit nicht mit gleicher Untreue, sondern hat immer auch den Vorteil seines Herrn im Auge, so daß sich Jakob beim Abschied von Laban dieser seiner Treue ohne alle Überhebung rühmen kann 1 Mos. 30, 30. Doch, da wir später noch einmal auf dem Bild des Onesimus das rechte Dienen miteinander zu betrachten haben, kehren wir nun noch einmal zu dem Wanderer Jakob und seinem Gelübde zurück.

Noch eins gelobt Jakob auf seiner Wanderschaft: „Alles, was du mir giebst, dessen will ich dir den Zehnten

zurückgeben." Das sei auch dein Gelöbnis. Was du hast an jugendlicher Kraft, an Geld und Gut, an leiblichen und geistlichen Dingen, und was dir in Zukunft beschert wird, das ist alles Gottes Gabe. Gieb ihm wieder, was er dir anvertraut. Eine arabische Legende erzählt folgendes: Eine öde Sandfläche inmitten der Wüste erhob die Stimme zu Gott und bat: Könnte ich doch zur Oase werden! Verwandle mich, Mächtiger, in einen Garten mit sprudelnden Quellen, an denen Palmen rauschen und Blumen duften! Die Bitte wurde erhört. Wo bisher unfruchtbarer Boden war, entstand ein lachendes Paradies, das aber nie von eines Menschen Fuß betreten ward. So vergingen Jahre, und fast unmerklich versiegten allmählich die Quellen und der grüne Rasen wurde grau und welk. „Ich sterbe und vergehe," erklang es wie ein Seufzer zu Gott empor. „Das ist deine Strafe," erscholl die Antwort. „Ich habe deinen Sand in eine Oase verwandelt, damit du das Land um dich her an deinem Segen teilnehmen, den Schatten deiner Palmen andern zu gute kommen ließest. Du hast alles allein für dich behalten und sollst deshalb wieder zu Sand werden."

Man sagt wohl, Gott habe uns eine Hand zum Nehmen und die andere zum Geben gemacht, und so ist es. Die Juden teilten die Menschen in drei Klassen ein: in Gottlose, deren Wahlspruch lautet: „Was mein ist, das ist mein, und was dein ist, das ist auch mein," in Gerechte mit der Devise: „Was mein ist, das ist mein, und was dein ist, das ist dein," und in Fromme oder Heilige, deren Symbol heißt: „Was dein ist, das ist dein, und was mein ist, das ist auch dein." Dies Mitteilen und Wohlthun aber will auch geübt sein, und schon in der Jugend muß es geübt werden. Hast du ein wöchentliches oder monatliches Taschengeld, so gewöhne dich, einen gewissen Bruchteil für die

Mission oder irgend welchen Zweck der Wohlthätigkeit zurückzulegen. Über dein Taschengeld bist du ja, auch wenn du's nicht selbst verdienst, dein eigener Herr, und vollends, wenn du selbst schon etwas verdienen kannst, dann lege immer etwas in die himmlische Sparbank, die nie falliert, und so reichlich und pünktlich Zinsen bezahlt, wie keine andere. Der Herr lohnt über kurz oder lang reichlich, was man ihm, oder aus Liebe zu ihm den Brüdern giebt. Und ist nicht das Geben selbst reicher Lohn? Freilich nicht jeder empfindet Lohn und Freude beim Geben. Es kommt eben darauf an, wie man giebt. Das Wort „Almosen" ist eigentlich ein griechisches Wort, „Eleemosyne", und bedeutet „Barmherzigkeit, Erbarmung". Das ist die erste Bedingung eines gesegneten Gebens: Barmherzigkeit, barmherzige Liebe zum Nächsten. Die zweite Bedingung ist dankbare Liebe zum Herrn. Ein indisches Märchen erzählt, daß ein Vater mit seinen fünf Söhnen zum Tempel seines Gottes gegangen sei und unterwegs gebetet habe, daß die Gottheit ihm doch offenbare, wie es um die Herzen seiner Söhne bestellt sei, damit er keinem etwas Falsches zutraue. Dann gab er einem jeden eine Münze, die er vorher gezeichnet, um sie wieder zu erkennen und befahl ihnen, sie in den Opferkasten zu legen. Der erste legte seine Münze ein und dachte dabei, wie lästig es doch sei, immer geben zu müssen, und was er alles für die Münze sich hätte kaufen können. Als der Vater die Münze wieder sah, war sie zu Eisen geworden, hart, wie das Herz des Sohnes. Der zweite legte die Münze mit Leichtsinn und Oberflächlichkeit hinein. „Was kommt darauf an, ob ich sie habe oder nicht," sagte er, und die Münze verwandelte sich in dünnes Blech. Der dritte sah sich um, als er zum Gotteskasten trat, ob auch wohl die Anwesenden alle sein Opfer bemerkten, dann ließ er die Münze mit lautem Geräusch hineinfallen. Es klang

wie schweres Gold, war aber unecht und falsch. Der vierte sagte sich: „Die Armen, die das Geld bekommen werden, thun mir leid, ich gebe ihnen gern, was ich habe und wollte, es wäre mehr," da sah der Vater mit Freuden, daß das Opfer dieses Sohnes echtes Silber geworden. Der fünfte aber sagte ernst: „Dem Gott, der mich zu dem gemacht hat, was ich bin, gehört mein Herz und alles, was ich habe. Will er dies Opfer von mir haben, so bring ich es gerne aus dankbarer Liebe zu ihm." Da ward die Münze hellleuchtendes glänzendes Gold. So soll es sein, wenn sich unsre Opfergabe in Gold verwandeln soll, wenn wir Freude und Lohn von unserem Geben erwarten wollen: all unser Opfern und Wohlthun soll im Dank gegen den seine Wurzel haben, der uns zuerst gab, was wir ihm wiedergeben sollen. So war es ja auch bei Jakob.

Welch reicher Segen auf solchem Geben ruht, hat einst ein zur Schwermut geneigter Mann erfahren, der schon den Entschluß gefaßt hatte, sich durch Ertränken das Leben zu nehmen. Auf dem Weg zum nahen Fluß begegnet ihm ein kleines Mädchen, das ihn flehentlich für die Mutter und die Geschwister um eine Gabe bittet. Er giebt dem Kind die paar Silberstücke, die er bei sich trägt. Mit unaussprechlicher Freude und Überraschung empfängt dieses das Geld, dankt tausendmal und eilt nach Hause. Ganz hingenommen von der Dankbarkeit und dem Glück der kleinen Bettlerin, vergißt der Mann für den Augenblick seine Selbstmordgedanken und folgt ihr. Er findet eine ebenso elende wie über die Hülfe dankbare Familie, und kann es nicht hindern, daß Mutter und Kinder ihm zu Füßen fallen. Als er das Haus verläßt, sind alle Selbstmordgedanken fort. „Wie?" sagt er zu sich selbst, „eine einzelne Wohlthat kann das Leben mit solcher Freude erfüllen? O Gott, vergieb mir meinen sündlichen Vorsatz; ich will in Zukunft wenigstens

andere glücklich zu machen suchen, wenn ich mich selbst nicht glücklich fühle." Und wenn dieser Mann seinem Vorsatz treu geblieben ist, ob er wohl nicht durch das Wohlthun seine Schwermut vertrieben hat und selbst noch ein glücklicher Mensch geworden ist? Merke dir also das Rezept, recht fröhlich und glücklich zu werden, und übe es bei Zeiten.

Daß das Wohlthun schon in der Jugend geübt werden kann, dafür nur noch ein Beispiel: Von Fritz Oberlin, dem späteren Pfarrer und großen Wohlthäter im Steinthal, wird aus seiner Jugendzeit folgendes erzählt: Eine Bäuerin bot in Straßburg Eier zum Verkauf feil. Als sie so dasaß, rannten zwei mutwillige Knaben an den Korb, so daß er umfiel und die Eier zerbrachen. Fritz Oberlin sah dies und lief sogleich nach Hause. Bald darauf kam er mit seiner wohlgefüllten Sparbüchse zurück, schüttete der Bäuerin den Inhalt derselben in den Schoß und entfernte sich so schnell, daß sie ihm gar nicht dafür danken konnte. Ähnlich hat er's nicht einmal, sondern oft in seinen jugendlichen Jahren gemacht, und das wurde später der gesegnete Mann, den Gott so vielen zu großem Segen gesetzt hat.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Gelöbnis Jakobs. „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, und mich in Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen, — so soll der Herr mein Gott sein."

Nun, das brauchen wir dem Jakob, der ja im Alten Bunde stand und noch ein Anfänger im Glauben war, nicht nachzumachen, daß wir dem Herrn im Himmel unsere Bedingungen vorschreiben, unter welchen wir ihn als unsern Gott anerkennen wollen. Ein rechter Christ schreibt dem Herrn keinerlei Bedingungen vor und wird dabei am besten fahren, auch immer wieder erfahren, daß der Herr an ihm thut über Bitten und Verstehen. Aber auch von Jakobs

Bedingungen können wir etwas lernen, nämlich Genügsamkeit. Brot zu essen und Kleider anzuziehen, mehr verlangt Jakob nicht, daran läßt er sich genügen. In unsern Tagen ist die Genügsamkeit ein seltenes Kraut geworden. Aus diesem Mangel an Genügsamkeit in allen Schichten der Gesellschaft ist die klaffende Zeitwunde, die sociale Verbitterung entstanden, und für diese Wunde giebt's kein Kraut noch Pflaster, da kann nichts Wandel schaffen, kein Ausgleich des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital, nicht die Entdeckung neuer Verdienstquellen, oder Erniedrigung der Preise für Lebensmittel, oder Beseitigung der Wohnungsnot. Das alles ist auf dem Boden des Christentums anzustreben, aber nur eines kann gründlich Wandel schaffen: die Genügsamkeit. In einem amerikanischen Blatt stand unlängst folgendes zu lesen:

Es sind nun dreizehn Jahre! schreibt A., da fuhr ich die Straße von Genua nach Nizza, nicht mit Dampfroß, wie jetzt fast alle Reisenden auf jener Strecke, sondern auf der unvergleichlich schönen, an der Westküste des Golfs von Genua sich hinziehenden alten Fahrstraße. Ich weiß nicht mehr genau, bei welchem Dorf, oder bei welcher Stadt es war — es liegen dort so viele an die Berge geschmiegt oder im Thal versteckt — da lag ein einfaches Landhaus am Fuße der Berge, das sich mir unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt hat. Nicht als wäre es ein Prachtbau gewesen in einem glänzend und großartig angelegten Park; nein, es war ein ganz schlichtes, zweistöckiges Häuschen ohne jeden Schmuck, gelb angestrichen, mit grünen Fensterläden, und war umgeben von einem kleinen, einfachen Garten. Was mich an dem Hause so anzog, das waren zwei Worte, die in schwarzen Buchstaben an die Wand über den Fenstern geschrieben waren, die zwei Worte: Morituro satis! deutsch: Genug für einen, der sterben will!

Ich weiß nicht, wer sie angeschrieben hat; aber das weiß ich: es war ein weiser Mann, der sie erdacht hat. Er war zufrieden mit seinem kleinen Häuschen und seinem kleinen Gärtchen, denn er wußte, daß er doch bald ausziehen würde auf Nimmerwiederkehr. Darum ließ er sich genügen an einer bescheidenen Wohnung und kleinem Besitz.

Wie oft ist mir das Wort wieder eingefallen! Ihr lieben Armen, wenn ich in euer Hüttlein kam und sah euer kleines Heim und euren geringen Hausrat, so dachte ich oft: Morituro satis! Genug für solche, die da sterben wollen! Und ihr Reichen in euren Palästen und Prunkgemächern, ihr, denen trotz alles Besitzes so oft die Unzufriedenheit auf der Stirn geschrieben stand, ihr wecket in mir die Frage, ob wohl an euer Haus die Worte paßten: Morituro satis! — die Geldschränke und die Kleiderschränke, die Schmuckkasten und die Weinkeller u. s. w. — Wir alle aber, reich oder arm, wollen's uns auf gut deutsch ins Herz schreiben:

Wir bauen hier so feste,
Und sind doch fremde Gäste;
Und wo wir ewig wollen sein,
Da bauen wir so wenig ein.

Lerne auch du, lieber Freund, von jenem Jüngling Jakob das „morituro satis", die Genügsamkeit, die des Sprichworts eingedenk bleibt: „Nicht der ist reich, der viel hat, sondern der wenig braucht," oder noch besser des Bibelworts: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt sich genügen." Da hat der Apostel denn auch gleich den Grund und die Quelle rechter Genügsamkeit angegeben, die wir auch bei Jakob finden: die Gottseligkeit. Mach's auch zu deinem Wahlspruch, lieber Freund: „Genügsamkeit durch die Gottseligkeit," dann wird der Herr auch dir thun, wie er Jakob that, er wird mit dir sein und dich

behüten auf dem Weg, den du reisest und Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, bis hin zum Letzten: er wird dich mit Frieden heimbringen ins Vaterhaus, ins ewige Vaterhaus, die ewige Heimat, davon der Dichter singt:

„Jerusalem droben, von Golde erbaut,
Ist dieses die Heimat der Seele, der Braut?
Ja, ja, dieses allein
Kann Ruhplatz und Heimat der Seele nur sein."

7. Esau.

Mit etwas sehr Äußerlichem wollen wir bei dem aufs Äußere gerichteten Esau unsere Betrachtung beginnen, nämlich mit seinen Kleidern. Wir lesen 1 Mos. 27, 15: „Und Rebekka nahm Esaus, ihres größeren Sohnes, köstliche Kleider, die sie bei sich im Hause hatte, und zog sie Jakob an, ihrem kleineren Sohne." Also Esau hatte „köstliche Kleider". Man hat nun wohl die Ansicht vertreten, daß damit die Kleider gemeint seien, in welchen Esau als der Erstgeborne an Stelle des alten und schwachen Vaters den priesterlichen Dienst in der Familie zu verrichten pflegte. Nach anderer Ansicht aber soll Esau auch in Bezug auf die Kleidung schon eine vornehme Stellung im Hause haben einnehmen wollen, und sein aufs Äußere gerichteter Sinn sich eben darin schon verraten haben, daß er sich gerne besonders vornehm kleidete. Die letztere Annahme ist gewiß nicht unwahrscheinlich und entspricht ganz der Eigentümlichkeit Esaus.

Es ist keine Frage, daß die Art und Weise, der Charakter eines Menschen sehr häufig schon an seiner Kleidung erkannt werden kann. In dem Dienstbotenbüchlein von Leberecht „Wie dienst du?" wird u. a. folgendes erzählt: „War da einmal in der Zeitung zu lesen, es sei einem Schlossergesellen sein Felleisen entwendet worden. Die gestohlenen Gegenstände waren alle genau mit ihrem Wert angegeben. Der Hausvater, der im Kreise seiner Familie

abends nach dem Nachtessen seine Zeitung zu lesen gewohnt war und, wenn etwas Wichtiges darin stand, es den Seinigen vorlas, las auch dieses Verzeichnis der gestohlenen Kleider bis ins einzelne vor, nämlich: „Das Felleisen ist von schwarzem Kalbleder (Wert 4 fl. 30 kr.) und enthielt folgende Gegenstände: 1 Paar braune Tuchhosen (5 fl. 30 kr.); eine schwarze Atlasweste mit roten und weißen Streifen (5 fl.); eine schwarzblaue, halbseidene Weste (2 fl. 30 kr.); eine braune, baumwollene, gestrickte Unterjacke (1 fl. 48 kr.); ein Schurzfell von Kalbleder (2 fl.); 1 Paar Hausschuhe (1 fl.); 1 Paar gestickte Hosenträger (30 kr.); 4 Vorhemdchen (50 kr.); ein schwarzseidenes Halstuch (2 fl.); ein schwarzes Merinohalstuch (40 kr.); Handwerkszeug (1 fl.); 3 Schuhbürsten (30 kr.); eine Kleiderbürste (30 kr.); eine hellblaue, eine dunkelblaue und eine braune Kappe (2 fl. 30 kr.); 3 Kragen (20 kr.); eine Schmierbüchse (12 kr.); blaues Strumpfgarn (12 kr.); 1 Paar graue wollene Socken; ein braun und weiß gestreiftes Halstuch (8 kr.); 2 blaue Sacktücher (10 kr.)." —

Aber lieber Vater, sprach eine der anwesenden Töchter des Hauses, warum liest du uns denn alles so genau vor? Das kann doch nur die Polizei interessieren, die den gestohlenen Sachen nachforschen muß! Ich glaube, erwiderte er lächelnd, du bist da im Irrtum; während des Lesens machte ich mir ein Bild von dem Eigentümer des Felleisens, und ich glaube, dir nun den ganzen Mann beschreiben zu können, wie er ist, leibt und lebt.

Dieser Handwerksgeselle hat sein Felleisen aus der Heimat mitbekommen, nicht aber die Sachen, die darin waren; er wandert schon lange in der Fremde, ist ein guter Arbeiter, aber ein schlechter Christ, zwar kein Säufer, aber ein eitler Großthuer bei Tänzen und Mädchen. Woher ich das weiß? Ich habe ihn freilich noch nie gesehen, auch nie

etwas von ihm gehört, aber sein Felleisen und seine Kleider sagen das alles von ihm aus. Sein Felleisen hat er von Haus aus mitbekommen, denn ein Handwerksbursche, der seidene Westen kauft, hat weder Sinn noch Geld, sich so ein starkes, gutes Felleisen zu kaufen. Wo aber ein Vater seinem Sohn ein solches Felleisen mitgiebt, da thut die Mutter nicht überflüssige Kappen und seidene Westen hinein, sondern gute hanfene Hemden und Strümpfe. Von dem fand sich jedoch im Felleisen außer einem Paar Socken nichts mehr. Der Geselle hatte also nur noch das einzige Hemd, das er auf dem Leibe trug, und mußte demnach die andern, seit er von Haus weg ist, verbraucht haben, folglich schon lange wandern. Ein guter Arbeiter ist er, denn um seidene Westen und Halstücher, Kappen und Vorhemdchen zu kaufen, mußte er Geld verdienen, und das verdient kein schlechter Arbeiter. Ein schlechter Christ ist er, denn er führte kein christliches Buch mit sich; ein Säufer ist er nicht, denn ein solcher behält nicht so viel Geld übrig, um sich in Sammet und Seide zu kleiden; dagegen ist er ein hoffärtiger, eitler Mensch, sonst hätte er sich statt seiner Atlasweste, Vorhemdchen ꝛc. gute Hemden, Strümpfe und Stiefel gekauft. Während er nur noch ein einziges Hemd auf dem Leib hatte, wollte er dennoch groß thun, deshalb verdeckte er den Schmutz seines einzigen Hemdes durch Hemdkragen und Vorhemden und prangte in seidenen Westen; und wo das? In der Werkstatt sicherlich nicht, in der Kirche wohl auch nicht, desto lieber auf den Tanzplätzen und anderen Orten, wo er sich vor Mädchen zeigen konnte. Von einem solchen hatte er wohl auch die gestickten Hosenträger; und es war noch gut, wenn sie ihm nicht auch ihre Ehre mitgab, und er mit ihrem Geschenk nicht einen nagenden Wurm im Gewissen von ihr forttrug."

Das alles konnte jener Hausvater aus der Kleidung

des Handwerksgesellen herauslesen. Wenn nun aber auch lange nicht jeder so geschickt sein mag, daß er so bis ins einzelne den Menschen nach seiner Kleidung beurteilen kann, so wird es doch in der Regel nicht allzu schwer fallen, von der Kleidung auf den Menschen zu schließen. Jedenfalls enthält das Sprichwort: „An den Federn erkennt man den Vogel" viel, sehr viel Wahrheit.

Den nötigen Schluß daraus zu ziehen, dürfte nicht schwer sein. Er dürfte vielleicht am kürzesten lauten: „Halte nicht allzuwenig, aber auch nicht allzuviel auf deine Kleidung."

Halte nicht allzuwenig darauf, das heißt: „Kleide dich rein und ganz, sauber und ordentlich, damit man nicht aus deiner äußeren Erscheinung den Schluß ziehen muß: das ist ein unordentlicher Mensch. Eine Nichtachtung der Kleidung kann freilich auch andere Untugenden verraten; so kann z. B. einer auch auf die Löcher in seinem Rock stolz sein und etwas darin suchen, eine größtmögliche Nichtachtung seines äußeren Menschen an den Tag zu legen. Mancher will am Ende gar dadurch als großer Geist scheinen, weil je und dann große Geister, z. B. zerstreute Professoren, es auch so gemacht. Ein solcher vergißt eben, daß das, was dem Bild ernster, großer Männer unter Umständen einen heiteren Hintergrund verleihen kann, gewöhnlichen Sterblichen nichtsdestoweniger recht schlecht ansteht, daß insbesondere Unordnung in der Kleidung den Schluß auf unordentliches Wesen mit Recht sehr nahe legt.

Halte aber auch nicht, wie Esau, allzuviel auf deine Kleidung, sonst werden andere mit Recht schließen müssen, daß du auch, wie Esau, ein recht äußerlicher Mensch seist. Macht's schon bei jungen Mädchen einen wenig günstigen Eindruck, wenn sie sich immer recht auffallend und nach der neusten Mode zu kleiden suchen, so ist's vollends bei einem

jungen Mann etwas Widerliches, wenn er sich, wie so eine Modepuppe, mehr oder weniger nach Art der „Gigerl", immer nur geschniegelt und gestriegelt blicken läßt. Jedenfalls verrät so etwas eine sehr äußerliche Richtung. Je mehr einer auf seinen äußeren Menschen übertriebenen Wert legt, um so weniger wird er um seinen inneren Menschen besorgt sein.

Und das ist doch, mein lieber Freund, das allerwichtigste, daß deine Seele bekleidet werde mit dem Kleid, davon wir singen und sagen: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid," daß du zu denen gehörst, von welchen in der Offenbarung Johannis gesagt ist: „Sie haben ihre Kleider helle gemacht im Blut des Lammes." Drum sorge vor allem, daß du mit dem Gewand bekleidet werdest, das deine Seele nötig hat, um einst vor Gottes Richterstuhl bestehen zu können. Viel mehr wert, als dein sterblicher Leib, ist deine unsterbliche Seele.

An diesen unendlichen Wert der Menschenseele will uns Esaus Bild im Folgenden erinnern.

Esau ist grundverschieden von seinem Zwillingsbruder Jakob. Schon äußerlich trifft bei ihnen nicht zu, was man sonst wohl bei Zwillingen beobachten kann, daß eins dem anderen gleicht, wie ein Ei dem andern. Im Gegenteil, sie schienen schon äußerlich keine Spur von Ähnlichkeit gehabt zu haben. Vollends in ihrer Art und Weise, in Anlage und Temperament sind sie völlig verschieden. Das äußert sich denn auch in dem verschiedenen Beruf, den sie ergreifen; Esau, der ältere, wird ein Jäger und ist des Vaters Freude, Jakob bleibt in der Hütte und ist der Mutter Liebling.

Derartige Betrachtungen, wie sie sich auch heute noch machen lassen, daß Geschwister, vollends Zwillingsgeschwister, trotz der gleichen Verhältnisse, unter welchen sie sich von Anfang an entwickelt haben, in ihrer ganzen Art und ihrem

ganzen Wesen doch grundverschieden sein können, legt uns unausweichlich die Folgerung nahe, daß diese menschliche Verschiedenartigkeit und Eigentümlichkeit von Gott selbst in den Menschen hineingelegt worden ist.

Freilich, auch die äußeren Verhältnisse, in denen der Mensch lebt, prägen ihm in der Regel seine Besonderheit und Eigenartigkeit auf und ein. Schon die Zeit, in der wir leben, giebt uns ein eigentümliches Gepräge, und ob etwa ein Mensch heute lebt oder in hundert Jahren, das wird für seine Anschauungen wie für seine ganze Art und Weise gewiß nicht gleichgiltig sein. Auch die Nationalität, der er angehört, giebt dem einzelnen Menschen sein ganz bestimmtes Gepräge. Jede Nation hat etwa von ihrem Ursprung her einen eigentümlichen Charakter. Dazu kommt die natürliche Beschaffenheit des Wohnplatzes, auf welchem eine Nation wächst und groß wird. Die Landesbeschaffenheit, seine Lage, sein Wechselverkehr mit anderen Ländern, das alles ist von dem bedeutsamsten Einfluß auf die Beschäftigungen, Neigungen, Sinnesart, Sitten und Verfassung seiner Bewohner. Ja, jeder einzelne Zweig der Nation hat in der Regel wieder seinen besonderen, ihn von den übrigen Zweigen unterscheidenden Charakter. So wird man einem Deutschen ohne großes Kennergeschick leicht anmerken, ob er ein Norddeutscher ist, oder ein bedächtiger, gemütlicher Schwabe. Ja sogar die Familie, welcher zwei an demselben Ort, unter denselben Verhältnissen wohnende Menschen angehören, wird in der Regel jedem seine eigentümliche Familienähnlichkeit und Eigentümlichkeit aufprägen, die beide voneinander unterscheidet. Aber das alles allein reicht nicht hin, die Verschiedenartigkeit der Menschen voneinander genügend zu erklären; denn die Beobachtung, die wir auf dem Bilde Esaus gemacht, können wir auch heute noch nicht selten machen, daß nämlich auch die, die

innerhalb derselben Familie stehen, also z. B. Geschwister, ja Zwillingsgeschwister, wie Jakob und Esau, dennoch oft grundverschieden sind, wiewohl sievon der ersten Stunde an ganz unter denselben Verhältnissen gelebt haben. Eine gewisse Verschiedenartigkeit wird ja auch die, welche einander besonders ähnlich sind, immer noch unterscheiden. Wenn schon in der Pflanzenwelt kein Blatt dem andern völlig gleicht, wären sie auch auf demselben Zweig dicht nebeneinander gewachsen, so gilt das viel mehr noch vom Menschen. In jeden einzelnen Menschen hat eben Gott seine besondere Eigenart, seine Individualität hineingelegt.

Eben das aber, daß Gott sich von vornherein um jeden einzelnen Menschen kümmert, einen besonderen Schöpfergedanken in jeden einzelnen niederlegt und verkörpert, eben das giebt dem einzelnen Menschen, der einzelnen Seele ihren unendlich hohen Wert.

Freilich, daß Gott sich um jede einzelne Menschenseele kümmert, daß jede einzelne Person sein eigentümliches Schöpferwerk ist, und daß darum jede Menschenseele etwas unendlich Wertvolles ist, diese Erkenntnis hat sich zuerst im Christentum Bahn gebrochen. Auch die edelsten Weisen des Altertums hätten diesen Gedanken verlacht. Wir entsetzen uns, wenn wir lesen, wie ein heidnischer König Hunderte von Sklaven auf dem Grabe seines Vaters hinschlachten läßt. Da kann von dem Bewußtsein, ja von der Ahnung des hohen Wertes jeder einzelnen Seele keine Rede sein. So ist's aber außerhalb des Christentums immer gewesen. Von dem Schöpfergedanken Gottes in jeder Menschenseele und der Wertachtung jeder einzelnen Seele vor ihm ist nirgends ein volles und klares Bewußtsein zu finden. Selbst im Volk Israel dachte man nicht von fern daran, der Seele des Weibes denselben Wert zuzuerkennen, wie der Seele des Mannes, oder der Seele des Fremdlings denselben

Wert zuzusprechen, wie der Seele des Volksgenossen. Im Alten Bund gilt überhaupt nur das Volk als Ganzes etwas, die Seele des einzelnen wenig oder nichts.

Erst als der gekommen, der von der Freude der Engel spricht über jeden Sünder, der Buße thut, über jede gerettete Menschenseele, erst da fing man an, den unendlich hohen Wert einer jeden Menschenseele zu schätzen.

Aber wie? — Scheint es nicht auch jetzt noch, als ob der Gedanke, daß jede Menschenseele vor Gott einen unendlich hohen Wert habe, nicht festgehalten werden könne? Wieviel Blöde, Geistesschwache, und auch von ihnen zu schweigen, wieviel Menschen giebt's, die ihre Seele selbst zu Grunde gerichtet zu haben scheinen! Denkt man an diesen oder jenen Trunkenbold, der sich unter das Tier erniedrigt, oder an andere, die anderen Lastern verfallen sind, an Ehebrecher und Mörder oder an andere Verbrecher und ihre tierischen, oft teuflischen Verbrechen, ihren Lug und Trug, Selbstsucht, Niederträchtigkeit und Gemeinheit, soll man auch noch von denen glauben, daß ihre Seele einen unendlichen Wert hat? Ja, auch von denen. Das Evangelium sagt uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn dahingegeben hat, damit er suchend auch der verkommensten Sünderseele nachgehen solle; das Evangelium sagt uns, daß unsre Seele nicht wegen ihrer natürlichen Eigenschaften vor Gott wert geachtet ist, die gelten vor ihm nichts, gar nichts. Gottes Wort sagt uns, daß Gott jeden Menschen geschaffen und in jeden seinen eigentümlichen Schöpfergedanken hineingelegt. Darum hat er ihn gut erschaffen nach seinem Ebenbild; und dies Ebenbild Gottes kann niemals ganz ausgelöscht werden, ein Zug, eine Spur davon wird immer noch übrig sein, woran Gottes rettende Gnade in Christo anknüpfen kann, und eben darum ist die Seele auch des Verkommensten vor Gott immer noch geachtet und geliebt.

Diese Achtung der Menschenseele durch Gott muß die Grundlage auch unserer Achtung vor anderen sein. Hüte dich immerhin vor dem sogenannten Optimismus, der dem Menschen nur Gutes zutraut, ihn immer überschwenglich erhebt und verherrlicht und der Ansicht ist, der Mensch werde sich selbst immer höher hinaufschwingen zu den Höhen des Guten, Wahren und Schönen, bis er's zum Engel gebracht, oder noch höher, wir wissen's nicht wie weit. Ein solcher Optimismus erinnert freilich an den Menschen, der sich an seinem eigenen Haar aus dem Sumpf herausgezogen und widerstreitet dem Wort der Schrift: „Sie sind allzumal abgewichen, allesamt untüchtig. Da ist nicht, der Gutes thue, auch nicht einer."

Hüte dich aber auch vor dem sog. Pessimismus, der Menschenverachtung, die immer nur von den Flecken und Runzeln und der Schändlichkeit der menschlichen Natur zu reden weiß. Du darfst wohl eine Handlungsweise, du darfst die Sünde des Menschen verachten, aber niemals den Sünder, den Menschen. Denke daran, jeder einzelne, und wäre er noch so verkommen, ist berufen, dereinst eine Königskrone zu tragen in Gottes Reich.

Die große Wertachtung der einzelnen Menschenseele in Gottes Augen, der in jeden einzelnen Menschen seine eigentümlichen Schöpfergedanken niederlegt, dieser unendlich hohe Wert der einzelnen Menschenseele macht's uns zur heiligen Pflicht, nun auch an unserem Teil alles das zu achten, was an ihm aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen ist. Die Achtung vor dem Leibesleben des Nächsten ist uns durch ein besonderes Gebot anbefohlen: „Du sollst nicht töten", d. h. du sollst das Leben deines Nächsten in keiner Weise schädigen und gefährden.

Aber mindestens dieselbe Wertachtung bist du der Seele deines Nächsten schuldig. Wehe dem, der sie schädigt durch

böses Beispiel! Wehe dem, der sie verführt! Ihn trifft das Wort vom Ärgernis: „Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.“ Das ist ein ernstes, zumal auch für Jünglinge wohl zu beherzigendes Wort. Wieviel Verführung giebt's in Jünglingskreisen, die geradezu einem groben oder doch feinen Seelenmord gleichkommen! Wie werden die Jüngeren von den Älteren oft aus Übermut und Unbesonnenheit, oft auch aus geradezu teuflischen Beweggründen verführt, in der Schule, in der Kaserne, in der Lehre, im geselligen Verkehr! Laß du dir die Verantwortung für jede Verführung, für jedes böse Beispiel mit Centnerschwere aufs Gewissen binden, sonst wird der Herr dereinst die Seele des Verführten von deiner Hand fordern. Die Erkenntnis von dem unendlich hohen Wert jeder einzelnen Persönlichkeit, jeder einzelnen Seele, soll dich vielmehr treiben, mitzuhelfen an der Rettung unsterblicher Menschenseelen. Gelegenheit ist genug dazu vorhanden in deiner unmittelbarsten Umgebung. Doch, davon später.

Aber auch für deine eigene Person soll der Gedanke an den unendlich hohen Wert der einzelnen menschlichen Persönlichkeit, der einzelnen Menschenseele in Gottes Augen von Segen sein. Erst wenn du den Wert deiner Seele entdeckst und bedenkst, daß du eine unsterbliche Seele hast, die in ihrer ganzen Eigenart und Eigentümlichkeit von Gott erschaffen wurde und für Gott geschaffen wurde, für eine ewige Seligkeit, erst dann lernst du dich selbst schätzen, erst dann fängst du an, in Wahrheit zu leben, weil einem solchen Leben kein Sterben und kein Tod folgt, der dich schrecken könnte.

Die Welt und alles, was die Welt dir bietet an Geld und Gut, Freude und Ehre, das alles hat keinen ewigen

Wert, denn es bleibt dabei, „die Welt vergeht mit ihrer Lust“; aber deine Seele hat einen ewigen Wert, sie wird bleiben, entweder im ewigen Leben, oder im ewigen Verderben. Ruhe nicht, bis du diese deine Seele hast retten lassen durch deines Heilandes Gnade und Blut. Dann aber zittere täglich und stündlich davor, an deiner Seele Schaden zu nehmen. Vergiß es nicht: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“

Esau ist ein warnendes Beispiel. Aus bloßer Eßgier, nur um eines Linsengerichts habhaft zu werden, giebt er in einem leichtfertigen Augenblick sein Bestes preis, das Recht seiner Erstgeburt, und erst als es zu spät ist, erkennt er, was er gethan, und wir lesen von ihm die ergreifenden Worte: „Wisset aber, daß er hernach, da er den Segen ererben wollte, verworfen ward; denn er fand keinen Raum zur Buße, wiewohl er sie mit Thränen suchte.“ Er ist ein treffendes und warnendes Bild aller derer, denen von Gott die Kindeswürde angeboten ist, das Erbrecht auf ein viel herrlicheres, seligeres Erbe, als es in jenem Erstgeburtsrecht Esaus enthalten war, die aber um elenden, sinnlichen Genusses, um irdischen Tandes und Truges willen ihr himmlisches Erbe verschleudern, an ihrer Seele Schaden nehmen, das eine, was not thut, preisgeben.

Eine die ergreifende Esaus-Geschichte trefflich erläuternde Sage ist mir in einem hiermit bestens empfohlenen Büchlein „Allerlei für einfache Leute“ von F. Gerber aufgestoßen. Ich lasse sie hier folgen:

„Auf einer Wiese spielten drei Mädchen gar munter, pflückten Blumen und wanden sie zu Kränzen, banden sie zu Sträußen. Da tritt plötzlich zu ihnen ein wunderschöner Knabe mit freundlichen Augen, hellem Antlitz und goldenem Lockenhaar, das von einem Kranze zusammengehalten wurde.

Gar teufelig trat er zu den Mädchen und sagte: „Seht, liebe Kinder, hier habe ich für jedes von euch eine schöne Perle in einem goldenen Druckli (kleine Kapsel), die will ich euch schenken. Wenn ihr die treu und gut bewahrt, bis ihr von der Erde weggenommen werdet, so komme ich dann und lasse euch hintragen in der schönen Sterne einen, die ihr so golden abends am Himmel seht, da dürft ihr dann mit mir sein und ewig viel schönere Blumen sammeln auf viel herrlicheren Wiesen, als ihr hier habt, im himmlischen Paradiese, wo die Blumen nicht verwelken. Verkauft ihr aber eure Perle oder verleichtsinnigt und verliert ihr sie, ach, dann geht's euch schrecklich! o, nehmt euch in acht — und achtet auf die Perle!"

Damit hängte der schöne Knabe jedem der drei Mädchen an einer seidenen Schnur die Kapsel mit der Perle um den Hals, grüßte sie noch einmal so freundlich, daß es ihnen durchs Herz ging, und verschwand.

Es war den drei Kindern wie ein Traum, und fast hätten sie geglaubt, es sei ihnen nur so vorgekommen; aber sie griffen an ihren Hals — sie sahen das Band, sie zogen die Kapsel heraus und sahen darin die Perle. So merkten sie, daß sie nicht nur geträumt.

Sie gingen nun heim. Aber das älteste Mädchen war noch nicht weit gegangen, da sah es einen Mann kommen, der hatte einen hölzernen Fuß und einen großen Kasten auf dem Rücken, und winkte ihm und rief: „Mägdlein, lustiges Mägdlein mit deinem blonden Haar und deinen Äuglein — ich habe da gar wunderschöne Sachen für so junge Leutchen wie du bist. Komm, ich will sie dir zeigen." — Damit stellte er seinen Kasten ab, that ihn auf — und: „Ei, ei, wie schön!" rief das Mädchen. Da waren seidene Bänder, silberne und vergoldete Kettchen, schöne Halstüchlein und bunte wollene Käppchen, Zeug zu Röcklein und Brüstlein, —

leichte glanzlederne Schühlein mit roten und gelben Schnüren zum Zuziehen, — alle Herrlichkeit, daß Salomo nicht schöner gekleidet war in aller seiner Pracht! — Das Kind schaute und schaute, — es griff im Sack an sein Beutelchen, darin es einige wenige Spar-Bätzlein hatte, und dachte: „Du kramst etwas. Was werden die andern Mädchen sagen, wenn du ein so schönes Tüchlein oder Kettelein hast!“ — Und der Mann machte ihm recht Mut: „Sieh nur recht alles an und lies dir aus, was dir am besten gefällt. Ei, sieh doch, wie das dir gut steht, und das steht wieder so gut dazu — und jetzt dies Ringlein — und jetzt, wenn du so ein Röcklein hättest von Seide und Sammt darum herum, wie hübsch stünde dir das!“ Das Mädchen verhörte sich lange dabei und las aus, legte wieder weg, nahm's wieder, wies etwa Mädchen am Markte thun, wenn sie manches gelüstet und sie nicht davon können und doch nicht Geld genug da ist. — „Was kostet das, lieber Mann?“ fragte es endlich — „und das? — und das?“ — Der Krämer sagte es ihm; es war aber so viel mehr, als es im Beutelchen hatte, daß es sich schämte, nur das wenige, das es besaß, darzuzählen. Fast kamen ihm die Thränen. Der Mann merkte es und sagte ihm: „Hast du etwa nicht Geld genug?“ — „Ach nein,“ sagte das Kind. — „Ja nun, da muß ich wohl wieder einpacken und gehen.“ — „Ach, lieber Mann, ich hätte doch jetzt die Sachen so gerne gehabt, sie sind so schön und stehen mir so gut und wäre dann nicht mehr von den Reichen verachtet!“ — „Ja,“ sagte der Mann, „bezahlt muß ich sein, umsonst kann ich's nicht geben. Aber sage, was hast du da an dem Bändelchen auf deiner Brust in dem Drucklein? Zeig!“ — „Das hat mir ein lieber Knabe vorhin gegeben; aber ich darf's nicht fortgeben, hat er mir gesagt; es sei viel wert und ich soll's ja behalten!“ — „Ei ja,“ sagte der Mann, „für nichts mußt du es nicht fortgeben;

aber für so herrliche Sachen, die dir so gut stehen und dich kleiden? — solltest du es dafür auch nicht geben dürfen?" — „Ich weiß es nicht recht," sagte das Kind, „aber ich denke nicht." „Ja nun, wenns so ist," erwiderte der schlaue Mann mit dem Stelzfuß, „so lebe wohl! ich muß weiter, ehe es Nacht wird." Und damit fing er, wies schlaue Hausierer machen, an, einzupacken. — Im Mädchen kämpfte es — aber das Mädchen kämpfte nicht recht. — „Nun, so nimm das Druckli," sagte es plötzlich, zog's vom Hals und überreichte es ihm; nahm dann alle seine Herrlichkeit und eilte dem Hause zu, wo es wohnte. Der Mann aber hinkte rasch, rascher als man hätte erwarten sollen, von hinnen, zu suchen, ob er bald wieder eine andere Perle finden könne.

Als aber am nächsten Sonntag das Mägdlein sich mit all der Herrlichkeit geputzt und geschmückt hatte und zur Kirche stolzierte und auf den Kirchhof kam, wo schon viele Leute standen, da kam ein heißer Wind und riß ihm seine Bänder weg, und die schöne Seide und Sammet fielen herunter an ihm, wie mürber Zunder — und den Kleidern nach sank Haut und Fleisch und ein Grab öffnete sich leise und das Gerippe sank darein. Aber etliche, die herumstanden, sagten nachher: sie hätten einen wunderschönen Knaben gesehen, der sei herbeigeschwebt und habe geweint ob dem Mädchen und gesagt: „Armes Kind, o hättest du deine Perle nicht verkauft, armes Kind!" Der Krämer aber habe über die Kirchhofmauer hereingeguckt und den Stecken durch die Luft geschwungen und gerufen: „So, das hab ich!"

So gings dem größten der drei Mädchen. Das mittlere ging auch heim zu mit seiner Perle und hatte Freude daran. Da kam es an ein Häuschen, das hatte es bis dahin gar nicht beachtet. Am Fenster stand ein Mann. Der schaute gar freundlich drein und hatte einen Korb neben sich voll herrlicher Eßwaren und Früchte: Äpfel, Birnen, Apfelsinen,

goldene und silberne Nüsse; — dann allerlei Lebkuchen, Zuckerbrot und viel Köstliches sonst von Zucker und Zimmt und was dem Gaumen schmeckt. Aber erst drinnen im hübschen Saal — welche Herrlichkeiten! und hinter dem Haus klangs von Musik und fröhlichen Liedern. — „Willst heim?" fragte der Mann. „Komm, krame etwas. So leer wirst doch nicht heim wollen und so junge Mädchen wissen ja auch, was gut und süß ist." — „Aber ich habe gar wenig Geld," sagte schüchtern das Mädchen, dem der Geruch in die Nase drang, „und eure herrlichen Sachen kosten gewiß viel Geld." „Kommt darauf an," sagte der Mann, „man kann für viel und wenig bei mir haben. Da seh ich aber an deinem Hals ein himmelblaues Schnürlein, daran wird wohl auch ein Drucklein sein mit einem Edelstein. Für das zum Beispiel könntest du bei mir essen und trinken, was du wolltest und noch heimnehmen, und ich wollte dir noch aufspielen mit den lustigen Buben hinter dem Haus im Garten, daß du recht fröhlich würdest. Kannst aber auch für weniger etwas haben, wenn du willst, und dein Drucklein behalten." — „Ja Mann," sagte das Mägdlein schnell, „das Drucklein geb ich nicht weg, das hat mir ein wunderschöner Knabe gegeben, und mir versprochen, daß ich einmal, wenn ichs nicht verkaufe, noch verliere, noch verwahrlose, in der schönen Sterne einen darf." „Nun," sagte der Mann listig, „wenn das so ist, so will ich nichts gesagt haben. Da behalte du dein Drucklein und kram, kram nur etwas Weniges, denn ein Paar Bätzlein wirst du wohl haben, ein so gut und schön angezogenes Kind. Es soll dich nicht reuen, ich habe gar süße Sachen." — Da ging das Mädchen ins Haus und zog sein Geldsäcklein heraus und zeigte dem Mann, wieviel Batzen es habe, und fragte ihn, was er ihm dafür geben könne, denn das Drucklein sei ihm lieb, das wolle es nicht fortgeben. — „Nun, ein Stück Zuckerbrot und zwei

Lebkuchen giebt es schon und ein halbes Gläslein von dem süßen, roten Wein da oben auf dem hohen Tisch; auch ein Tänzlein kannst du schon machen nach meiner Handharfe, die ich spiele." — Und damit schnitt der Mann von einem Zuckerkuchen ein Stück ab, sagte aber: „Wart noch, Mädchen, ich will dir noch etwas Süßes darauf thun." Er nahm eine schwarze Büchse und streute etwas wie Zucker darauf, es war aber nicht Zucker, sondern ein giftiges, süßes Pulver, welches machte, daß, wer davon aß, der konnte nicht anders, er mußte noch mehr haben. — Darauf schenkte er dem Mädchen in ein gelbes Glas süßen Wein und goß aus einem kleinen Fläschchen einige Tropfen drein, daß es sauste und brauste im Glas und schöne Perlen gab, und wer davon trank, der konnte es nicht lassen, er mußte noch mehr trinken. Und wie es getrunken hatte, da kam's ihm in die Füße, daß es tanzen mochte — und der Mann sagte: „Aber du hast gar grobe Schühlein an, du mußt diese roten Schühlein anziehen." Wer die aber anzog, der konnte nicht anders, er mußte immer wieder tanzen. Und da nahm er die Handharfe und spielte ein gar lustig ausgelassen Stücklein, daß das Mädchen tanzte und schien ihm, es hätte erst angefangen, als das Stücklein fertig war. Als es nun gegessen und getrunken und gesprungen hatte, da sagte der Mann: „Nun gieb mir das Geld und gehe hübsch heim, denn ich habe dir für dein wenig Geld viel gegeben." — Aber das Mädchen war ganz heiß geworden und sein Kopf brannte ihm und seine Füße wollten nicht stille stehen — und als es durchs Fenster im Garten die Knaben sah auf dem Tanzplatz, — da bat es: „Kann ich nicht fortfahren?" — „Nein," sagte der Mann, denn dein Drucklein willst und darfst du ja nicht geben. Sonst kannst du ja wohl den ganzen Abend da bleiben." — Da stand das Mädchen und besann sich — und der schönen Sterne einer schaute vom Himmel herab

durchs Fenster herein — und es wollte gehen, — aber das Pülverlein und die Tropfen und die Schühlein zogen und wirkten, — — zweimal reckte es seine Hand aus nach der Schnur um den Hals, zweimal zog es sie zurück; aber zum dritten Male zog es das Drucklein mit Perle und Seidenschnur vom Halse und legte es auf den Tisch und sagte: „So, gieb mir noch mehr von dem Zuckerbrot und von dem süßen Wein und spiele auf deiner Handharfe, daß ich tanzen kann mit den lustigen Knaben dort auf dem Tanzboden im Garten!“ — Der Mann schaute gar froh drein und gab und gab und spielte; — und das Mädchen aß und trank und sprang, glühend vor Tanzlust, hinaus unter die Bäume im Garten und tanzte wild und immer wilder — und der Mann spielte schneller und immer schneller. — Es schauten aber Leute herein über die Ladenwand des Gartens und schauten dem Tanze zu. Und ihrer etliche sahen den wunderschönen Knaben herbeischweben — Thränen in den Augen — ausstreckend seine Hände gegen das Mägdlein — und sahen zwei rote Flecken in seinen Händen wie Blut. Aber das Mädchen tanzte und wirbelte immer schneller — und wurde rot und blau und fand keinen Atem mehr — und sank tot zusammen. „Armes Kind, o hättest du deine Perle nicht verkauft, armes Kind!“ sagte leise der herrliche Knabe. — Der Wirt aber öffnete eine tiefe Grube und warf das Kind hinein, schloß sie wieder zu und warf seine Mütze in die Luft und rief: „So, das habe ich auch!“

So hatten die zwei älteren Mädchen ihre Perlen verkauft und sind schrecklich zu Grunde gegangen.

Das jüngste aber war ein armes, verlassenes Waislein, hatte keinen Vater und keine Mutter mehr hier unten auf der Erde und war verachtet und verstoßen. Das war lange noch auf der Wiese geblieben, als das schöne Knäblein schon fort war, und hatte das Drucklein wohl am Hals, ja in

der Hand. Ihm war's so wohl und weh ums Herz, und wäre so gerne dem Knäblein nach, gleich dem Himmelssterne zu. — Endlich ging es gegen heim zu und dachte in allem Gehen immer wieder, wie lieblich und freundlich das Knäblein gewesen und wie es zu dem Drucklein Sorge tragen wolle, daß es solches nicht verliere, nicht verwahrlose, nicht verkaufe.

Da kam auch der Krämersmann und zeigte ihm seine schönen Bänder und bunten Kleider; aber es sprach: „Sie gefallen mir nicht, so schön sie sind; denn das Knäblein, das ich gesehen, hatte ganz andere Bänder und Kleider, ein ganz ander Kränzlein, — und mir gefällt nur noch so, wies das Knäblein hatte, zu dem ich will." — Da kam es auch zum hübschen Häuschen und der Mann stand auch da und rief zu Spiel und Tanz. Aber das Mädchen sagte: „Es riecht wohl süß und herrlich, was du hast; es tönt wohl lustig und frei, was du spielst; — aber nichts mahnt mich an den lieben Knaben, der mir 's Drucklein gab; der ist nicht in deinem Garten. Dahin will ich nicht." Aber als es das gesagt, da kam ein großer, furchtbarer Mann mit einem Stecken wie ein Weberbaum — und schrie schrecklich: „Gieb mir dein Drucklein am Halse, oder ich schlage dich tot." — Das Mädchen erschrak zuerst. Aber es griff schnell an seine Brust, faßte das Drucklein und hielt's fest verschlossen in seiner Hand und rief: „Schlage nur, o schlage mich nur tot, denn ich lasse meine Perle vom schönen Knaben nicht; dann darf ich mit ihm von dieser Erde weg auf einen der schönen Himmelssterne. Schlage nur!" — Und wie der große Mann von dem Knaben hörte, da zerfloß er in schwarzen, schrecklichen Rauch und verschwand in der Tiefe. — Und als das Kind weiter ging und an das Häuschen kam, wo eine böse Pflegemutter hart gegen es war und schon wartete, um es zu quälen, — siehe, da senkte sich ein Wagen, halb Wagen, halb Schiff anzusehen, wie eine große Muschel,

vom Himmel herab — und an einer langen himmelblauen und rosenroten Schnur waren große, herrliche Schmetterlinge angespannt — und im Wagen saß der Wunderknabe und winkte freundlich dem kleinen, armen Mädchen — und das wäre fast zusammengesunken vor Freude, weil's den Knaben wiedersah — und sprang bald hinzu, und der Knabe reichte ihm die Hand und es schwang sich in den Himmelswagen — und die Englein flogen um ihn — und höher und höher stieg's über das Dorf und über die Berge und an dem Mond vorbei und den unteren Sternen nach dem schönsten Himmelsstern — und eine Stimme rief hinunter, daß es durchs Dörflein klang: „Selig sind, die ihre Perle nicht verkauft, verwahrlost, verloren haben in einer bösen Welt mit ihrem Tand und Flitter, sondern haben ihre Seele bewahrt, denn sie sollen heimgeholt werden."

Das ist die Sage. Sie predigt dir und mir das, was als Überschrift auf Esaus Bild geschrieben steht: „Gieb doch die köstlichste Perle, dein ewiges Seelenheil nicht preis um das Linsengericht der Welt, bedenke es: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" Beherzige, was der Dichter sagt, und was du so oft gesungen:

Eins ist not, ach Herr dies eine
Lehre mich erkennen doch!
Alles Andre, wie's auch scheine,
Ist ja nur ein schweres Joch,
Darunter das Herze sich naget und plaget,
Und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang ich dies eine, das alles ersetzt,
So werd' ich mit einem in allem ergötzt.

Volle G'nüge, Fried' und Freude
Meine Seele nun ergötzt,
Weil auf eine frische Weide
Mein Hirt, Jesus, mich gesetzt.

Nichts Süßes kann also mein Herze erlaben,
Als wenn ich nur, Jesu, dich immer soll haben;
Nichts, nichts ist, das also mich innig erquickt,
Als wenn ich dich, Jesu, im Glauben erblickt.

D'rum auch, Jesu, du alleine
Sollst mein Ein und Alles sein:
Prüf', erfahre, wie ich's meine,
Tilge allen Heuchelschein.
Sieh', ob ich auf bösem, betrüglichem Stege,
Und leite mich, Höchster, auf ewigem Wege.
Gieb, daß ich nichts achte, nicht Leiden, nicht Tod,
Nur Jesum gewinne, dies eine ist not.

8. Joseph.

Eins der schönsten Jünglingsbilder der heiligen Schrift tritt uns in Joseph entgegen. Mohammed, der Stifter des Islam, soll die Geschichte Josephs sogar als „die schönste aller Geschichten" bezeichnet haben. Nun, wir wissen, daß es eine Geschichte giebt, die jedenfalls noch schöner ist, die Geschichte des Schönsten unter den Menschenkindern, die Geschichte des Heilands, aber wir werden gern zugestehen, daß nächst dieser Geschichte allerdings die Josephsgeschichte die schönste ist. „Es ist eine Thatsache," schreibt Funcke (der Wandel vor Gott), „daß kleine Kinder und Professoren je und je gleichmäßig für diese Geschichte begeistert waren. Ich bin auch überzeugt, daß Sokrates und Goethe, Cato und Hegel, der alte Kaiser Wilhelm und sein Urenkel in dem Preis dieser Geschichte übereinstimmen würden, wenn man sie zusammenbringen könnte." Doch, sehen wir uns das Bild Josephs näher an.

Den dunkeln Hintergrund zu Josephs leuchtender Gestalt bilden die rohen, leidenschaftlichen Brüder. Die Brüder hassen den Joseph, weil er, der Sohn der von Jakob heißgeliebten Rahel, durch sein freundliches, mildes und anschmiegendes Wesen vor seinen rohen Brüdern ausgezeichnet, der Liebling des alten Vaters ist. Sie können's dem Joseph nicht verzeihen, daß ihn der Vater schon in der Kleidung vor den Brüdern bevorzugt hat, zumal diese Auszeichnung wohl andeuten sollte, daß Joseph zum Erbsohn bestimmt

war. Jakob macht kein Geheimnis daraus: er liebt den Joseph „mehr als alle seine Kinder", weil er der Sohn seines Alters ist.

Daß nun Jakob diesen einen Sohn allen anderen in so auffälliger Weise vorzog, war ein Unrecht, das sich freilich auch heutzutage noch oft genug wiederholt. Denn wenn Eltern ein Kind bevorzugen und sich nicht sagen, daß die anderen ebenso wie das eine ihre Kinder und die Fehler des oder der zurückgesetzten Kinder in der Regel nur die Fehler der Eltern sind, so kann es nicht fehlen, daß eine immer tiefer werdende Kluft zwischen Eltern und Kindern und eine Kluft des Neides zwischen den Geschwistern entsteht, daß die Herzen der zurückgesetzten Kinder kalt, scheu und verbittert werden, und daß die vorgezogenen Kinder ihre Bevorzugung zuletzt nur zu leicht als ihnen zustehendes Recht in Anspruch nehmen. Das zeigt sich in Jakobs Familie. „Die Brüder waren dem Joseph feind und konnten ihm kein freundlich Wort zusprechen," das hatte der bunte Rock gethan. Was nun Jakobs Unrecht betrifft, so geht das uns hier nichts an, denn diese Zeilen sind ja vornab für Jünglinge bestimmt. Wenn freilich diese Zeilen auch Elternaugen begegnen sollten, nun, so mögen sich Väter und Mütter bitten lassen, unparteiisch all ihre Kinder mit ganzer Herzenshingabe zu lieben und sich vor jedem bösen Unterschied, Vorzug und Verzug des Nesthäkchens oder sonst eines Lieblings unter ihren Kindern wie vor der Flasche mit dem bewußten Totenkopf zu hüten.

Auch der Neid der Brüder Josephs geht die jugendlichen Leser hier weniger an, da wir's nur mit Joseph zu thun haben, und von dem traurigen Neid schon früher geredet worden ist.

Es fragt sich hier vor allem, ob Joseph selbst nicht in irgend einer Weise an dem traurigen Familienverhältnis, wie

es durch seine Bevorzugung hervorgerufen war, Anlaß gegegeben. Und da will es uns scheinen, als ob Joseph doch auch nicht gerade frei von aller Schuld gewesen sei. Ob es gerade nötig war, daß er den bunten Rock allein trug, ob er es nicht beim Vater leicht hätte zuwege bringen können, daß die Brüder die gleiche Kleidung bekamen, oder er selbst auf sein Vorrecht hätte verzichten können, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls will uns dünken, er habe nicht gerade nötig gehabt, den Brüdern seine Träume zu erzählen und durch diese unschwer zu deutenden Bilder seiner künftigen Oberhoheit ihren Neid und Haß noch weiter herauszufordern. Wenn ein Kind im Hause, Sohn oder Tochter, von den Eltern bevorzugt wird und nützt diese seine Stellung ohne Rücksicht auf die Geschwister in eigennütziger, selbstsüchtiger Weise aus, ohne sich in die gekränkte Bruder- oder Schwesterseele hineinzudenken und ohne etwas nach ihrer Verstimmung zu fragen, dann ist ein solches Kind, sei's Sohn oder Tochter, keine Geschwister und keine Geschwisterliebe wert. Wir schieben dem Joseph nicht solche Selbstsucht und Eigennützigkeit unter, glauben aber doch, daß er nicht ganz frei zu sprechen ist von einer gewissen Eitelkeit und Unvorsichtigkeit in der Ausnutzung seiner bevorzugten Stellung. Lebst du also in einem Geschwisterkreis, wo, mit oder ohne Schuld der Eltern, sich Eifersucht und Neid einbürgern will, — suche lieber in allem etwas zurückzustehen, als den andern über zu sein.

Noch aus einem anderen Grund ist Joseph den Brüdern verhaßt, weil er nämlich vor den Vater bringt, wo ein böses Geschrei wider sie war. Wir haben schon bei der Betrachtung der Lüge Jakobs gesehen, daß nach Luthers Erklärung mit der Lüge zugleich auch der Verrat verboten ist. Daß solches Verraten, Antragen und Anklagen unter Geschwistern doppelt schändlich ist, zumal wenn damit die Absicht ver-

bunden ist, für sich selbst etwas dabei zu Ungunsten des Angeschwärzten herauszuschlagen, bedarf kaum besonders erwähnt zu werden, es sollte sich das von selbst verstehen. Es sollte selbstverständlich sein, daß Geschwister, soweit eben möglich, einander vor den Eltern in Schutz nehmen, nicht aber noch auf allerlei, vielleicht sehr geschickte, harmlos scheinende Weise, Öl ins Feuer gießen. Das hat Joseph auch nicht gethan, er hielt es aber bei den schreienden Missethaten seiner Brüder für seine Gewissenspflicht dem Vater Meldung zu machen. Natürlich wollen die verderbten Brüder solche Gewissenspflicht nicht anerkennen, sie hassen das „Mutterskind", den „Vatersliebling", den „Erbschleicher" immer glühender und leidenschaftlicher.

Nicht zum mindesten mag der Haß der Brüder daher gerührt haben, daß Joseph frömmer war als sie und sich darum von ihrem Thun und Treiben, gewiß auch überhaupt von ihrem Umgang fern gehalten. Wir können das von Joseph lernen: bösen Umgang meiden, auch wenn wir uns Haß dadurch zuziehen, sonst ist's um unsere Frömmigkeit wer weiß wie bald geschehen. „Selbst Laien," schreibt Drummond in seinem viel gelesenen Buch „Das Naturgesetz in der Geisteswelt" „ist die seltsame Anpassung beinahe aller Tiere an ihren Aufenthaltsort, z. B. in Bezug auf die Farbe, aufgefallen. Die Sandfarbe der Seezunge und des Flunders, das Weiß des Eisbärs mit seiner Mahnung an den Schnee des Polarkreises, die Streifen des bengalischen Tigers, als ob das Rohr seiner Heimat sich von Natur auf seinem Fell abgedruckt hätte —; diese und hundert andere, die jedem hier ins Gedächtnis kommen werden, sind hervorragende Beispiele von Anpassung an Umgebung." So übt unverkennbar auch auf den Menschen die Umgebung, schon äußerlich, vollends in geistiger Beziehung, ihren unwiderstehlichen Einfluß aus. Darum sei vorsichtig in der Wahl

deines Umganges, fliehe, wie Joseph, böse Gesellschaft. „Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten," sagt ein bekanntes Sprichwort und ein anderes sagt: „Mitgegangen, mitgehangen," mit anderen Worten, wer böse Gesellschaft liebt, wird sich auch der Strafe des Unheils und Unsegens teilhaft machen, wie er über die Bösen früh oder spät hereinbricht.

Ein Landmann hatte ein großes Stück Land mit Welschkorn besät, aber die benachbarten Krähen richteten großen Schaden an. Der Bauer, nicht willens, seine Saat gänzlich zu verlieren, lud sein Gewehr in der Absicht, jenen Dieben bei ihrem nächsten Besuche einen warmen Empfang zu geben. Nun hatte er aber einen schönen, zahmen Papagei, der sich der völligen Freiheit erfreute und somit hingehen konnte, wohin er wollte. Der „Jakob" liebte die Gesellschaft, und da er nicht fragte, ob dieselbe gut oder böse sei, so war er bald auf dem Felde und half den Krähen in ihrer verheerenden Arbeit. Da kam der Landmann mit seiner Flinte. Als er sah, was geschah — den Papagei gewahrte er jedoch nicht — so legte er an, und bald hörte man das Totengekrächze der Krähen und einen Schmerzensschrei des Papageis. Als der Landmann Leichenschau hielt, entdeckte er mit Staunen seinen Papagei, der mit zerzausten Federn und einem gebrochenen Beine unter den Krähen lag. „Du dummer Vogel," sagte der Mann, „das kommt davon, wenn man sich in schlechter Gesellschaft befindet!" — Als er den Vogel heimbrachte, fragten die Kinder: „Wie ist das gekommen, Papa, wer hat unsern hübschen Jakob verletzt?" — „Schlechte Gesellschaft, schlechte Gesellschaft!" antwortete der Papagei in feierlichem Tone. — „Ja, das war es," sagte der Landmann, „der Jakob war bei jenen bösen Krähen, als ich nach ihnen schoß." Unter sorgsamer Pflege war der Vogel bald wieder geheilt, aber er vergaß nie sein Abenteuer in dem Felde, und hat noch oft ausgerufen: „Schlechte

Gesellschaft!" — Wie mancher Jüngling hat in böser Gesellschaft sein inneres Leben und damit sein zeitliches und ewiges Heil eingebüßt.

„Wo das Aas ist, sammeln sich die Geier," sagt die heilige Schrift, und es hat jemand hinzugefügt: „Wo die Blume ist, da sammeln sich die Bienen." Mancher mag erkennen, ob er Aas oder Blume ist, an den Menschen, die sich zu ihm hingezogen fühlen; mancher mag auch an den Leuten und Orten, wohin es ihn zieht, erkennen, ob er eine Biene oder ein Geier ist.

„Alle guten Seelen veredeln sich, sind sie bei Guten,
Wende — bist du gut — dich nie von besseren Seelen!
Willst du liebender werden, so suche liebende Herzen,
Suche reine, ist's dein Ernst stets reiner zu werden."
(Lavater.)

Freilich dem Spott und Haß wirst du nicht entgehen, wenn du dich von böser Umgebung und ihrem Thun und Treiben zurückziehst. Auch Joseph wurde eben deswegen von seinen Brüdern verspottet und gehaßt. Als einst Jakob ihn zu denselben aufs Feld sendet, rufen sie ihm das höhnische Wort zu: „Seht da kommt der Träumer her!" In bekannter trefflicher Weise hat Gerok gezeigt, daß es auch heute nicht anders geht. Er hat über das Wort, das Joseph von den Brüdern zugerufen bekommt, die Strophen gedichtet:

„Fröhlich wallt auf Sichems Triften
Joseph her im bunten Rock,
Goldbesäumt, in Abendlüften
Spielt sein fliegendes Gelock!
Doch der Brüder falsche Rotte
Naht dem Jüngling hoch und hehr,
Und sie lacht mit rohem Spotte:
„Seht, da kommt der Träumer her."

Ja, wo noch in Kindesweise
Fromm ein Herz am Vater hängt,
Und vom Staub zum Sternenkreise
Ahnungsvoll die Blicke lenkt:

Immer höhnt die Welt, die blinde,
Denn sie faßt es nimmermehr,
Spottet ob dem Gotteskinde:
„Seht, da kommt der Träumer her."

Solchen Spott und Hohn und Haß der Welt darfst du nicht anschlagen; wir haben früher schon gesehen: wenn es echt und recht mit dir steht, mußt du von der Welt gehaßt werden, solcher Haß wird dir nur zum Segen gereichen. Auch bei Joseph wird der Haß der Brüder durch Gottes wunderbare Fügung das Mittel, ihn durch die Schule des Dienens und Leidens hindurch für seinen hohen Beruf zu erziehen und demselben zuzuführen.

Die Brüder, welche dem herannahenden Joseph entgegenrufen: „Seht, da kommt der Träumer her!" wollen ihn anfangs töten, werfen ihn aber dann auf Rubens Rat in eine wasserleere Cisterne und verkaufen ihn zuletzt auf Judas Vorschlag als Sklaven an eine vorüberziehende Karawane. Diese führt ihn nach Ägypten und verkauft ihn an Potiphar, den Kämmerer Pharaos. Hier aber erwirbt sich der siebzehnjährige Jüngling bald das Vertrauen seines Herrn, der ihm die Verwaltung seines ganzen Hauses überträgt.

Dies unbedingte Vertrauen seines Herrn hat sich Joseph offenbar ebenso durch seine Tüchtigkeit, als durch seine Arbeitslust und Treue erworben.

Daß Joseph ein tüchtiger Mensch war, geht zweifellos daraus hervor, daß er auf einen so verantwortungsvollen Posten berufen wird, der, welcher Art er immer gewesen sein mag, gewiß viel Weisheit und Umsicht erforderte.

Jedenfalls aber hat Pharao auch gemerkt, daß Joseph ein ebenso treuer wie tüchtiger Mensch war, sonst würde er nicht in rückhaltlosem Vertrauen diesem Fremdling alles überlassen haben. Ohne Treue ist ja auch alle Tüchtigkeit und alles Talent ohne Wert, wie vor Gott, so vor den

Menschen. Anlagen und Gaben haben für sich allein keinen Wert, auch die höchsten Gaben und Talente nicht. Wir sahen oben schon: gewaltig und fast unüberbrückbar sind die Standesunterschiede unter den Menschen, aber ob einer ein Fabrikarbeiter ist oder ein Schornsteinfeger oder ein gelehrter Naturforscher, das ist vor Gott alles gleich. Er fragt nicht: „Was bist du?“ sondern: „Wie bist du? bist du treu und zuverlässig in deinem Beruf, wo immer ich dich hingestellt habe?“ Nur wer in der Stellung, die ihm Gott angewiesen, treu ist, nur der wird einst das Wort vernehmen: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“ — Die Untreue im Beruf ist heutzutage leider eine Zeitkrankheit geworden und fast jedes Zeitungsblatt bringt unter der Aufschrift: „Wieder einer!“ die Nachricht, daß einer anvertraute Gelder veruntreut habe oder sonst untreu erfunden wurde. Diese Berufsuntreue aber fängt in der Jugend an, etwa auf der Schulbank, wo der Schüler für allerlei Liebhabereien Interesse zeigt, nur sich nicht auf das konzentriert und auf das all seine Kraft richtet, was eigentlich seine Aufgabe ist. Die jugendliche Berufsuntreue zeigt sich in der Berufsvorbildung bei Lehrlingen und Gesellen, Studenten und Praktikanten, die etwa gar nicht thun, was sie thun sollen, oder allenfalls das thun, was sie thun müssen, aber darüber hinaus auch keinen Finger rühren, da wird der Grund zur Untreue und Halbtreue im späteren Beruf gelegt. Gewöhne du dich nicht an solche Untreue oder Halbtreue. Die ganze Person setze ein zur Lösung der Aufgabe, die der Herr dir gerade zugewiesen, wäre es eine Schulaufgabe in der Klasse, wäre es der langsame Schritt auf dem Kasernenhof. Ein Beispiel rechter Berufstreue giebt Luther, der in der ersten Pestzeit, die er in Wittenberg durchmachte, an seinen Freund, den Augustinerprior zu Erfurt,

schrieb: „Die Pest ist da und fängt hier hart und plötzlich an, absonderlich an der lieben Jugend. Ihr ratet mir, daß ich fliehen soll. Ich hoffe, die Welt wird nicht einfallen, wenn gleich Bruder Martin stirbt. Ich bin hieher gesetzt. Wegen meines Gehorsams darf ich nicht fliehen, bis es mir der Gehorsam, der mich hieher berufen, wiederum befiehlt."

Ein Seitenstück dazu ist jener Priester, von welchem Folgendes berichtet wird: Ein spanisches Schiff segelte mit vielen Menschen nach Amerika. Unterwegs litt es Schiffbruch. Der Schiffshauptmann ließ schnell das Boot nieder, und dieses war bald mit Menschen angefüllt. „Wo ist Don Alonso?" rief er, so hieß der Geistliche des Schiffes; ihn hätte der Schiffshauptmann noch aufgenommen. Dieser aber rief vom Bord herunter: „Lebet wohl, Freunde und Brüder! Meine Pflicht beginnt jetzt." Er tröstete die Verzweifelnden, hörte die Beichte der dem Tode Geweihten, betete mit ihnen und wurde mit allen in den Wellen begraben.

Wir kennen alle den Ausspruch des sterbenden Kaisers Wilhelm I.: „Ich habe jetzt keine Zeit müde zu sein," wir haben oft bewundernd seinen letzten Namenszug angeschaut, von zitternder, sterbender Hand geschrieben. Das sind für jeden Jüngling beschämende Vorbilder von Berufstreue.

Mit der Treue im irdischen Beruf soll und muß aber auch die Treue im himmlischen Beruf Hand in Hand gehen, auch das sehen wir auf Josephs Bild.

Ägypten war eine rechte Heimat der Unzucht, und die Versuchung für Jünglinge war daselbst groß. Auch an Joseph tritt sie in der Gestalt von Potiphars ehebrecherischem Weib heran. Joseph aber widersteht der gefährlichen und frechen Versuchung, er bewahrt seinem Gott und Herrn die Treue, das Wort: „Wie sollte ich ein so großes Unrecht thun" und wider Gott sündigen?" macht ihn stark und siegreich.

„Joseph war schön und hübsch von Angesicht," so lesen wir 1 Mos. 39, 6. Auch die leibliche Schönheit ist ohne Frage ein Geschenk Gottes. Selten genug ist sie auf Erden, und wo sie sich wirklich einmal findet, gilt doch von ihr das Wort: „Ach, wie bald schwindet Schönheit und Gestalt!" Leibliche Schönheit ist also ein hohes und seltenes, aber auch ein gefährliches Gut. Insbesondere der heranwachsenden Jugend ist die Schönheit in der Regel gefährlich, weil sie sich nur zu leicht mit der Eitelkeit paart. Es ist ja freilich ein thörichtes Verlangen, daß ein Mensch gar nicht wissen solle, daß er schön sei, aber er soll auch das Wort nicht vergessen:

„Schön'res sind ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in schöner Form die schöne Seele,"

mit anderen Worten: die rechte Schönheit besteht gar nicht in den regelmäßigen Gesichtsformen und Zügen, Farben und Schattierungen; es muß in dem Auge, in den Zügen des Gesichts die edle Gestalt und Haltung, vor allem auch die Demut der Seele zum Ausdruck kommen. Besser ein unschönes Gesicht und dafür die innere Schönheit, weil Gottebenbildlichkeit der Seele, als ein Fehlen dieser inneren Schönheit und dafür leibliche Vorzüge, die nichts sind als ein verschwebender Schatten. Bloße leibliche Schönheit ist also durchaus noch kein Grund, sich etwas darauf einzubilden. Drum hüte dich vor aller Eitelkeit. Schon einem Mädchen steht die Eitelkeit übel an, vollends aber macht sie den Jüngling und Mann widerlich und unleidlich.

Josephs Schönheit brachte ihm, wie schon erwähnt, die Versuchung, die sich von jeher besonders der Jugend genaht hat, die Versuchung zur Unkeuschheit, jener Sünde, die offenbar zumal für die Jünglingswelt die Pestilenz ist, die im Finstern schleicht und die Seuche, die im Mittag, ja noch am Morgen des Lebens verderbt.

Wir haben vorhin große geistige Tüchtigkeit wie auch Treue im Beruf bei Joseph wahrgenommen. Wie es scheint, hat er auch eine vortreffliche Gesundheit gehabt und bewahrt, da er trotz Kerkerhaft und all der schweren Wege, die er zu gehen hatte, doch, soviel wir wissen, frisch und gesund blieb. Das alles war offenbar nicht zum mindesten die Folge und der Segen seiner Keuschheit. Mag es auch nicht ganz zutreffend sein, was Goethe einmal sagt: „Alle Schuld rächt sich auf Erden," so trifft es doch in der Regel bei der Sünde, von der wir reden, mit furchtbarer Wahrheit ein. Legion ist die Zahl der jungen Greise, die sie schafft, Legion die Zahl der wankenden, marklosen, zerknickten Gestalten, die das Gegenteil sein könnten, Legion die Zahl der jungen Leute mit müdem Geist, ausgebranntem Gehirn, mit verunreinigter Phantasie, mit hohlen Augen und verlorener Kraft. Geschwunden ist ihnen die heitere Lust am Leben, die Freude an der Arbeit. Mit übler Laune und Verstimmung schleichen sie dahin, ohne Achtung vor sich selbst. Das alles ist die Folge jener furchtbaren Seuche, die im Finstern schleicht. „Venus ist nach der Mythologie dem Meer entsprungen und zieht ihre Opfer hinab in die grundlose Meerestiefe. Die Schaumgeborene heißt sie und Schaum ist ihr Wesen. Sie kostet dem Simson seine Jugendschöne und Holofernes den Kopf" (Steiger, Pretiosen). Mit Lust lockt gerade diese Sünde und mit Verzweiflung lohnt sie, wie keine andere. Hüte dich! Groß, unendlich groß ist die Macht der Verführung, vorab in unseren Großstädten. Bileam wußte, daß das Volk Israel vom Herrn gesegnet war und nicht untergehen konnte; da gab er Israels Feinden den Rat, sie sollten durch ihre Töchter Israel erst zur Unzucht verführen, dann würde es schon vernichtet werden können. Das ist auch heute noch bei vielen die schwache Seite, die Achillesferse, und darum stellt der Böse gerade

nach dieser Seite seine Netze aus. Wehe allen Verführern in jeglicher Gestalt! Bileams Lohn wird auch ihr Lohn sein: der Untergang. Du aber, wenn du gesegnet und vor dem zeitlichen und ewigen Untergang bewahrt bleiben willst, hüte dich!

Fragst du wie du dich hüten kannst und sollst? Zunächst und vor allem habe, wie Joseph, Gott vor Augen und im Herzen. Wandele in seiner Gegenwart und Nähe. Bleibe im Gebetsumgang mit ihm. Seine Nähe strömt heiligende, reinigende Kräfte aus. Und naht sich dir die Sünde, denke, wie Joseph, an deinen Gott und Herrn, der dich so reichlich gesegnet, dem du alles verdankst, was du hast und bist, dem du Rechenschaft auch über die herrliche Gabe deines Leibes schuldig bist, und, gewiß, du wirst wie Joseph sprechen: „Wie sollte ich ein so großes Übel thun und wider Gott sündigen!“

Das zweite Mittel, der Versuchung Herr zu werden, ist, wie wir wiederum bei Joseph sehen, ernste Arbeit und treue Pflichterfüllung. Es ist nur zu wahr, daß auf einem Mühlrad, das in Bewegung ist, die Vögel nicht nisten können, daß dagegen „Müßiggang aller Laster Anfang“ ist. Wenn also unreine Lüste und Bilder in deiner Seele aufsteigen, dann arbeite, lerne, säge Holz, sei nie ohne Beschäftigung, lieber schaffe dir leibliche Anstrengung und Bewegung; und gewiß wirst du den Segen der Arbeit auch nach dieser Seite hin erfahren.

Sehr anzuempfehlen ist auch, vor allem dann, wenn du in städtischer, also besonders verführerischer Umgebung lebst, der Beitritt zum Bunde junger Männer oder dem „Verein des weißen Kreuzes“, der fast durch unser ganzes Vaterland verbreitet ist. Wir werden an anderer Stelle noch einmal darauf zurückkommen.

Vor allem aber gilt's von Joseph eines lernen: fliehen vor der Versuchung, wo immer und wie immer sie dir

entgegentreten mag, auch dann ſchon, wenn ſie zunächſt deine Gedanken, deine Phantaſie verführen und vergiften will.

Die Phantaſie iſt ja ein wichtiges Stück des inneren Lebens, das ſorgfältiger Pflege bedarf. Sie muß vor allem vorſichtig und richtig ernährt werden, ſonſt iſt ſie im Handumdrehen vergiftet und zur beſtändigen Quelle der Unreinheit, der Unkeuſchheit geworden. Darum ergeht denn die Mahnung: fliehe, wie Joſeph floh, vor aller ſchädlichen Nahrung deiner Phantaſie.

Da es nun zunächſt der Leſeſtoff iſt, durch welchen die Phantaſie gebildet und ernährt wird, ſo erhebt ſich die Frage: „Was lieſeſt du?“

Es giebt des Leſegiftes, Gott ſei's geklagt, ſo unendlich viel, daß nicht ernſt genug davor gewarnt werden kann. Sei auf deiner Hut! Begegneſt du, einerlei wo, einer Stelle, die deine Phantaſie erhitzt und vergiftet: fliehe! Und ob ſie ein Schiller oder Goethe geſchrieben hätte, und ob ſie noch ſo viel Kunſtwert hätte; deiner Seele Heil iſt doch mehr wert als alle Kunſt! Laß dir in Bezug auf die Auswahl deines Leſeſtoffes raten und begieb dich nicht mutwillig in Gefahr, denn von denen, die das thun, heißt's nicht vergeblich: ſie kommen darin um. Nicht nur vor den Schauerromanen mit bunten Umſchlägen, ſondern auch vor vielen in der gebildeten Welt Aufſehen erregenden litterariſchen Erſcheinungen kann nicht ernſt genug gewarnt werden. Lies lieber zu wenig davon als zu viel, und laß dich nicht irre machen durch das Gerede, ein gebildeter Menſch müſſe doch dies und jenes geleſen haben. Allgemein zutreffende Anweiſung zu geben, was du leſen darfſt und was nicht, fällt freilich ſchwer, da für manchen Gift iſt, was dem anderen keinen Schaden thut. Jedenfalls ſei auf deiner Hut und fliehe, wie Joſeph, lieber zu früh, als zu ſpät.

Was von Büchern gilt, gilt auch von den Erzeugniſſen

der „Kunst", vor allem der Malerei und Bildhauerei. Auch durch ihren Anblick wird die Phantasie gebildet, entweder zum Guten oder zum Bösen. Warum man nun gerade lüsterne Darstellungen und Bilder betrachten soll, ist durchaus nicht einzusehen. Namentlich in der Darstellung nackter Gestalten leistet die heutige „Kunst" oft geradezu Unglaubliches. Wer seine Phantasie und Gedankenwelt rein halten will, der wird vor vielen, ja den meisten dieser Kunsterzeugnisse fliehen müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß ihm solche Flucht als Mangel an Bildung und Verständnis ausgelegt wird. Was dein Gewissen und Gottes Stimme in deinem Gewissen dir sagt, das muß doch sicherlich mehr gelten, als was Menschen sagen und denken.

Noch an einige andere Dinge, bei denen die Phantasie gar zu leicht Gefahr läuft, möchte ich dich erinnern. Es ist zunächst das Tanzen. Auch da wird in der Regel das „Fliehe, so wie Joseph floh," wohl angebracht sein. „Aber was soll denn beim Tanzen Gefährliches sein?" so höre ich fragen, „es ist doch zunächst eine gesunde Bewegung." Also auf gesunde Bewegung soll's beim Tanzen abgesehen sein? Nun, die kannst du gerade so gut, wenn nicht besser, am Reck und Barren, beim Holzsägen oder durch einen tüchtigen Dauerlauf haben. Wenn es nur darauf ankommt, dann hatte der alte Flattich ganz recht, der seinen jungen Leuten, als sie einst um Erlaubnis zum Tanzen baten, zur Antwort gab: „So, ihr möchtet gerne springen? Wißt ihr was, da ist die Birkener Höhe, springet einmal da hinauf und wieder zurück, da könnet ihr die Gelüste auf einmal büßen und brauchet niemand um Erlaubnis zu bitten." „Nun freilich," wendest du wieder ein, „um Bewegung allein geht's uns beim Tanzen nicht, sondern um Bewegung nach den Regeln der Schönheit." Nun, Gelegenheit zu Bewegung nach den Regeln der Schönheit könnte auch auf dem Turnplatz im

Reigen gefunden werden. Und soll denn diese Bewegung durchaus nur dadurch Reiz und Würze gewinnen, daß man sie paarweise ausführt, warum tanzt denn nicht Jüngling mit Jüngling, und Jungfrau mit Jungfrau? Man beruft sich ja für das Tanzen so gern auch auf die Schrift, aber das im Alten Testament erwähnte Tanzen der Jungfrauen ist doch auch von diesen allein und nicht paarweise mit Jünglingen ausgeführt worden. Was endlich noch den Einwand angeht, das Tanzen sei die beste Gelegenheit, sich an einen freien, unbefangenen Verkehr mit dem anderen Geschlecht zu gewöhnen, nun, verlaß dich darauf, ein wenig Befangenheit dem anderen Geschlecht gegenüber wird dir viel besser anstehen, als das sichere, selbstbewußte, überhöfliche, oft unnatürliche und darum widerwärtige Auftreten so mancher Jünglinge, bei denen die ersten Spuren des Bartes noch lange nicht gewachsen sind. Daß man Gelegenheit biete, wo junge Leute sich kennen und miteinander verkehren lernen, dagegen wäre ja am Ende nichts einzuwenden, aber dazu bietet sich am allerwenigsten im Ballsaal mit den oberflächlichen Gesprächen und steifen Förmlichkeiten Gelegenheit. Nach all diesen Seiten hin bietet dir das Tanzen keinen Vorteil und Nutzen. Und wenn du dir weiter vor deinem Gewissen aufrichtig Antwort auf die Frage giebst: „Bin ich durch dies Vergnügen gesammelter, arbeitslustiger geworden, oder zerstreut und mißmutig zur Arbeit?" Ich glaube kaum, daß du dann noch ehrlicher Weise dem Tanzen das Wort reden kannst. Vollends, wenn du den Gefahren ins Auge siehst, die der Tanz, so wie er sich bei uns nun einmal gestaltet hat, für deine Seelenreinheit und Einfalt mit sich bringt, wenn du ehrlich die Frage beantwortest: „Bringt mich dies Vergnügen näher zu Gott, oder treibt's mich ferner von ihm? ist meine Sinnlichkeit gar nicht dabei in Wallung gekommen? sind gar keine lüsternen, unreinen Gedanken da-

durch in mir wachgerufen? keine? gar keine?" mußt du dann nicht selber dem Kapitel vom Tanzen die Überschrift geben: „flieh davor, wie Joseph floh"? — „Gehe nicht dahin, wo du nicht auch sterben möchtest," schrieb jener Vater seinem Sohn, als er ihn bezüglich des Tanzes um seinen Rat gefragt hatte.

Als einst Herzog Karl von Württemberg bei einem Hoffeste den frommen Prälaten Bengel aufforderte, mit der Herzogin einen Tanz zu thun, da antwortete derselbe: „Ich bin bereit dazu, wenn zu dem Tanze das Lied gespielt wird: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende!" Der Tanz unterblieb. Gewiß würdest auch du beim Gedanken an dein Ende wenig Lust zum Tanzen verspüren und unter keinen Umständen tanzend in die Ewigkeit abgerufen werden wollen. Wäre mit dem Tanz nicht unziemliches Kleid, Erregung der Eitelkeit und vor allem der Sinnenlust verbunden, dann wäre nichts dagegen zu sagen. So aber gleicht das bei uns übliche Tanzen meist dem Tanz jener Tochter Herodias, der auch anmutig und schön war und doch einen Mord im Gefolge hatte. Schon manche Seele — wir sagen manche, nicht alle, — schon manche Seele ist durchs Tanzen gemordet, vergiftet. Bist du gewiß, daß du nicht zu den manchen gehörst? „Als ich Gymnasiast in Paderborn war," schreibt Pastor Dammann einmal in seinem Wochenblatt „Licht und Leben", „sah ich auf öffentlichem Markte den berühmten Seiltänzer Kolter mit einer Seiltänzerin auf zwei sehr hochgespannten Seilen eine Polka tänzeln. Dieser gefährliche Tanz hat sich seit 30 Jahren meinem Gedächtnisse eingeprägt. In dieser schwindelnden Höhe hätte ich nicht eine halbe Minute auf dem Seile stehen oder gehen, geschweige denn tanzen können, ohne in die Tiefe zu stürzen. Aber der Kolter konnte es. Sehen Sie, so können auf dem sehr schmalen Wege nach dem ewigen Leben vielleicht auch einige

tanzen, ohne an ihrem Glauben Schaden zu nehmen und in die Tiefe des Unglaubens zu stürzen. Die mögen denn tanzen. Ich fürchte, daß es nicht viele sind."

Wir fassen das, was wir über das Tanzen gesagt haben, dahin zusammen: „Den meisten ist das Tanzen, so wie es heute getrieben wird, für ihre Seelenreinheit gefährlich, darum hüte dich, fliehe davor!"

Was vom Tanzen gilt, hat nicht minder Geltung vom Besuch des Theaters. Schiller wollte freilich die Schaubühne als „moralische Anstalt" angesehen wissen, aber unser heutiges Theater ist nicht wie Schiller es sich gedacht, oder wie es J. F. v. Meyer, der bekannte Bibelübersetzer, zu Anfang dieses Jahrhunderts zu gestalten suchte. Unsere Theaterstücke betrachten durchweg die sittliche Einwirkung als Nebensache, ja sie schlagen seit längerer Zeit zum großen Teil jeglicher Sitte ins Angesicht. Auf unseren Schaubühnen machen sich französische Ehebruchsgeschichten breit, die schlüpfrigsten Stücke „ziehen" am meisten und werden deshalb am öftesten aufgeführt. Auf der Bühne ist alles, vorab durch eine hier noch viel unziemlichere Kleidung als im Ballsaal, auf Erregung der Sinnlichkeit berechnet, und hinter den Kulissen geht vollends die Sünde im Schwang. Das muß schon ein sehr gefestigter Charakter sein, der beim Besuch unseres heutigen Theaters gar nichts fühlt und denkt, was er besser nicht dächte und fühlte. Darum bleibe du weg und und fliehe lieber davor! Wie kannst du beten: „Führe mich nicht in Versuchung", wenn du dich selbst hineinführst? Wohin du nicht betend gehen kannst, dahin gehe überhaupt nicht, da fliehe! — Nicht bestreiten wollen wir, daß es auch solche giebt, denen Tanz, Zirkus oder Theater nicht zur Sünde werden mag, wir wollen andere nicht verurteilen, sondern ein recht weites Herz für sie haben, aber für uns selbst ein enges Gewissen, für uns selbst wollen wir lieber

vorsichtig als nachsichtig sein. Auch bei dem, was an und für sich nicht Sünde ist, aber zur Sünde werden kann, ehrt dich die Flucht, so wie sie Joseph geehrt. Vor allem gilt das von der Sünde der Unkeuschheit und der Versuchung dazu. Jener edle fürstliche Jüngling, der spätere „große Kurfürst", floh in dunkler Mitternacht von dem niederländischen Hof, wo man ihn nach einem Gelage durch leichtfertige Dirnen in den Zauber der Wollust verstricken wollte, und diese Flucht ehrt ihn mehr, als alle die großen Schlachten, in welchen er nachher gesiegt. So fliehe auch du!

Und bist du schon gefallen und unterlegen, dann fliehe erst recht, fliehe zu deinem Heiland. Er hat schon manchen Sklaven der Unzuchtsünden frei gemacht, und ob er mit ehernen Ketten gebunden schien. Ringe nur mit deinem Herrn um Vergebung des alten und um Kraft zu einem neuen Leben, und so oft du wieder fällst, ringe immer wieder, bis du wie Jakob das Wort vernehmen kannst: „Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen." Wenn für eine Sünde, dann giebt's für die Sünde der Unkeuschheit nur ein Radikalmittel: herzliche Bekehrung.

Joseph ist auch im übrigen ein herrliches Vorbild für Jünglinge. Der Raum gestattet es uns leider nicht auf alle Einzelheiten hinzuweisen. Nur noch einige Züge aus seinem reichen Leben wollen wir andeutend betrachten.

Seinen mitleidigen Erbarmersinn verrät uns in seiner Gefangenschaft die Frage an seine Mitgefangenen: „Warum seid ihr so traurig?" Joseph hätte allenfalls genug mit sich selbst und seiner schweren, traurigen Lage zu thun gehabt, aber er kennt und übt die selige Kunst, sich in andere zu versetzen und teil an ihren Leiden wie Freuden zu nehmen. Welch ein Segen könnte aus dieser Kunst erwachsen, wenn sie nur mehr geübt würde! — Auf dem Bahnhof einer Stadt steht ein Verbrecher, finster vor sich hinblickend, mit

einer Hand an den Beamten angeschlossen. Scheu und neugierig wird er von allen betrachtet. Auch einem kleinen Mädchen, das mit der einen Hand den Vater angefaßt hat und in der anderen einen Blumenstrauß hält, fällt der Mann auf. Sie fragt den Vater, was es mit jenem Manne auf sich habe, und warum er so traurig aussehe. Als sie gehört, daß ihn die Sünde unglücklich gemacht, weil er wohl nichts von einem Heiland wisse, reißt sie sich von der Hand des Vaters los, eilt auf den Verbrecher zu, reicht ihm den Strauß und sagt ihm unter mitleidigen Thränen: „Armer Mann, sei nicht so traurig, Jesus hat dich lieb, und ich habe dich auch lieb." Dies Wort kindlich teilnehmenden Erbarmens war dem starken Mann, der vielleicht lange keinen Klang der Liebe mehr gehört, zu viel. „Jesus hat dich lieb," das Wort konnte er nicht vergessen, bis ihm das Herz gebrochen war und er nun auch den wieder lieben konnte, der ihn zuerst geliebt. Das war der Segen kindlichen Erbarmersinnes. Lerne auch du die selige Erbarmerkunst. S'ist eine für andere gesegnete und auch für dich durchaus nicht brotlose Kunst. Sie ist's ja, die dem Joseph die Empfehlung des Mundschenken eingebracht, mithin war sie für Joseph das Mittel zu seiner Erhöhung. So übe denn auch du bei Zeiten, wie Joseph, Mitleid und herzliches Erbarmen. Sicherlich wirst du innere Befriedigung und inneren Segen davon ernten, vielleicht auch äußerlich, wie Joseph, dafür gesegnet werden.

Wir sprachen bei der Betrachtung der 318 Jünglinge Abrahams von grober und feiner Rachsucht und vom Übelnehmen. Eine treffliche Illustration dazu ist Josephs Verhalten gegen seine Brüder. Wohl stellt er ihre Gesinnung auf die Probe, als er sich aber von ihrer Sinnesänderung und ihrer nunmehrigen Liebe zum Vater überzeugt hat, erweist er ihnen nur Liebes und Gutes für das schwere Unrecht, das sie ihm zugefügt.

Auch ein herrliches Vorbild rechter Kindesliebe ist Joseph in seiner innigen Liebe zum Vater. Der hochgekommene „Psomtomphanech", der königliche Kleider trägt und auf dem königlichen Wagen fährt, schämt sich nicht des alten Vaters, der gewiß in seiner äußeren Erscheinung wenig zu ihm paßt. Er ehrt ihn vor aller Welt, hegt und pflegt ihn, bis er ihm die Augen zudrücken darf. Doch, wir haben an anderer Stelle davon zu reden und können hier nur im vorübergehen darauf hinweisen.

Die Hauptsache auf dem Bilde Josephs ist und bleibt sein Sieg über die Versuchung. Er hat freilich zunächst schlechten Lohn dafür geerntet. Kerker und Schmach wird Josephs Lohn und Los. Aber der Dienst im Kerker soll dem Joseph nur die Bahn zur Hoheit und Herrlichkeit brechen, denn hier lernt ihn ja der Mundschenk kennen, der ihn später dem Pharao als Traumdeuter empfiehlt. Kaum ist Joseph dreißig Jahre alt, da ist er mit Hoheit und Ehre angethan, alle Welt beugt vor ihm die Kniee, er wird der Wohlthäter für Tausende und Abertausende, auch für die Brüder, von deren aufrichtiger Buße er sich überzeugen darf und für den Vater, der nun gern die Augen schließt, nachdem er seinen Joseph wiedergefunden, und zwar so wiedergefunden. So wird endlich Josephs Treue gegen den Herrn gekrönt mit irdischer Krone hier und ewiger Krone dort. Das wird auch dein Los und Lohn sein, wenn du, wie Joseph, die Sünde überwindest, nicht in eigener, aber in deines Heilands Kraft und Gnade. Wer überwindet, dem wird beigelegt die Krone herrlicher als alle Fürstenkronen, die Krone der Gerechtigkeit. Helfe der Herr dir und mir zu dieser Krone!

9. Moses.

Der Name des Knaben, dessen Bild wir nun miteinander betrachten wollen, bedeutet: „Aus dem Wasser gezogen.“ Es ist bekannt, woher der Name rührt. Während des vierhundertdreißigjährigen Aufenthaltes in Ägypten war Israel zu einer Bevölkerung von sechsmalhunderttausend waffenfähigen Männern, im ganzen gegen zweieinhalb Millionen Seelen herangewachsen. Dies rief die Besorgnis der Ägypter wach, und als ein neuer König den Thron bestieg, der nichts von Joseph und seinen Verdiensten wußte, behandelte er das Volk mit harten Lasten und schweren Frondiensten. Trotzdem aber wuchs das Volk Israel nach wie vor. Da endlich, als andere Unterdrückungsmaßregeln wirkungslos geblieben waren, befahl Pharao sämtlichen Ägyptern, alle israelitischen Knaben, die geboren würden, zu ertränken. In dieser Zeit wird Moses geboren. Anfänglich versteckten ihn seine Eltern, als sie ihn aber nicht länger verbergen können, setzen sie ihn im Nilschilf aus, wo das Knäblein von Pharaos Tochter gefunden und also auf wunderbare Weise gerettet wird. Durch ein Wunder war Moses gerettet, durch ein Wunder fügt sich's dann auch weiter, daß Moses die eigene fromme und gottesfürchtige Mutter zur Wärterin und Erzieherin erhält.

Eben dies aber, daß Moses auf wunderbare Weise die eigene fromme, gottesfürchtige Mutter als Erzieherin erhält, das ist für sein ganzes künftiges Leben von der allerhervor-

ragendsten Bedeutung. Die Mutter lehrt den Sohn von zarter Kindheit an den Herrn, den Gott Israels kennen, und obwohl Moses als Sohn der Tochter Pharaos in ägyptischer Weisheit, ägyptischen Sitten und Gebräuchen erzogen wird, hat doch sein inneres Leben ein für allemal die Richtung auf den lebendigen Gott. Daß Moses ein so treuer und darnm hochbegnadigter Diener Gottes wird, das verdankt er durch Gottes wunderbare Führung und Rettung seiner Mutter. Auch heute noch werden in der Regel die Eltern von der allergrößten Bedeutung für die künftige innere Entwicklung ihrer Kinder sein. Sieht man sich danach um, welche Jünglinge es sind, die auf christlichen Wegen wandeln, so sind es in der Regel die Söhne christlicher Familien. Es giebt leider auch Söhne christlicher Eltern, welche die Wege des verlorenen Sohnes wandeln, und giebt umgekehrt, gottlob, auch Söhne unchristlicher Eltern, welche dennoch christliche Bahnen einschlagen. Aber beides wird nur die Ausnahme sein, die Regel dagegen wird die bleiben, daß auch in dieser Beziehung der „Apfel nicht weit vom Stamm fällt". Ohne Frage verdankst auch du alles, was du in christlicher Beziehung bist und hast, vor allem, mehr noch als Lehrern und Seelsorgern, den Eltern. Insbesondere ist auch heute noch, wie zu Moses Zeiten, der Einfluß der Mutter auf die ganze innere Entwicklung der Kinder von hervorragender Bedeutung. In einem amerikanischen Blatt las ich vor einiger Zeit Folgendes:

Eine große Anzahl von Geistlichen war in einer Stadt Nordamerikas versammelt, um über das, was ihren Gemeinden not thäte, miteinander zu ratschlagen. Ihrer waren wohl 120. Und als sie also in freundschaftlichem Gespräche ihres Herzens Gedanken austauschten und von den verschiedenen Wegen redeten, auf welchen Gott dem Sünder nahe tritt, da geschah es, daß einer von ihnen zu erzählen begann,

wie er zur Wahrheit gekommen. Und als er geendet, erzählte ein anderer das Gleiche, und so der Reihe nach, ein jeder, kurz und bündig, aus den einfältigen, wunderbaren Fügungen seines Lebens. Und wie alle die 120 ihren Bericht geendet, sah man sich voll Staunen an. Denn wie verschieden auch die Wege waren, auf denen Gott diese Männer zu der Erkenntnis des Heils geleitet, unter den 120 waren wohl 100, welche das Evangelium in der Jugendzeit von ihren Müttern empfangen hatten.

Wie manchen Jüngling haben schon seiner Eltern Gebete vom Irrweg zurückgeholt und auf den rechten Weg geführt. Der fromme Spener hatte einen zwar sehr befähigten, aber zu seinem großen Schmerz ungeratenen Sohn. Alle Zucht und Vermahnung zum Herrn und alle Mittel der Liebe und des Ernstes waren bei der Erziehung desselben fruchtlos geblieben. Er fuhr fort den bösen Weg zu gehen. Da blieb dem armen Vater nichts weiter übrig, als für seinen Sohn zu beten. Er wurde nicht müde in der Fürbitte und bat Gott, er möge doch sein Kind retten, das Wann und Wie überlasse er ihm. Einige Zeit darauf erkrankte der ungeratene Sohn sehr heftig und lag mehrere Wochen, meist schweigend auf seinem Lager, aber anscheinend in großen innerlichen Kämpfen. Da richtete er sich eines Tages plötzlich auf und rief mit lauter Stimme: „Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge.“ Nach einiger Zeit hörten jene inneren Kämpfe auf und Ruhe verbreitete sich über das ganze Wesen des Kranken. Bald darauf wandte sich die Krankheit und er genas leiblich und geistlich und wurde ein anderer Mensch. Der Vater konnte nun Dank opfern, daß er ihn gesund an Leib und Seele wieder hatte. Später hatte Spener noch die Freude, seinen Sohn als einen rechtschaffenen Mann in einem bedeutenden Amt und glücklich verheiratet zu sehen.

Bekannt ist auch, was von Monika, der frommen Mutter des Kirchenvaters Augustin, erzählt wird: Sie betete unter heißen Thränen für die Bekehrung ihres Sohnes, welcher zu der Zeit noch auf bösen Wegen wandelte. Ein Bischof sagte ihr: „Sei getrost, ein Sohn so vieler Thränen und Gebete kann nicht verloren gehen.“ Er hatte recht. Augustinus selbst sagte später zu seiner Mutter: „Deinen Gebeten habe ich es zu danken, daß Gott mir einen anderen Sinn gegeben hat.“

Hast du, mein lieber Freund, christliche Eltern, — und jedenfalls hast du doch Eltern, denen du in christlicher Beziehung manches und vieles verdankst, — o danke Gott auf den Knieen dafür. Hast du an deinen Eltern gesehen, was es heißt, ein Gebets- und Ewigkeitsleben führen und alles Thun und Lassen, Denken und Reden im Blick nach oben zu gestalten, so sind das Eindrücke, die, schützenden, mahnenden Engeln gleich, dir durch dein ganzes Leben folgen werden. Dank's deinen Eltern, dank's deinem Gott, aber vergiß nicht, daß jede Gabe auch eine Aufgabe in sich trägt, daß dich Gott einst zur Rechenschaft ziehen wird, ob du es dir zum Segen hast werden lassen, daß du christliche Eltern gehabt, ob du in ihre Fußstapfen eingetreten bist, ob du, wie sie, dem Herrn dein Herz und dich selbst zum Eigentum ergeben, oder nicht. Kein größerer Schmerz für christliche Eltern, als wenn ihre Kinder andere Wege wandeln. Erspare du doch deinen Eltern diesen Schmerz!

Solltest du aber den Segen christlicher Eltern *nicht* empfangen haben, nun, unbedingt bestimmend ist der Einfluß der Eltern nach dieser Seite gottlob nicht. Es ist wohl in der Regel so, wie wir oben sagten, daß Kinder unchristlicher Eltern unchristliche Wege wandeln, aber es giebt doch keinen ererbten Unglauben, ebensowenig als es einen ererbten Glauben giebt. Ob deine Eltern, ja deine Vorfahren seit langer

Zeit sich vom Herrn abgewendet hätten, dennoch mahnt dich Gottes Stimme in deinem Innern, daß du dich nicht von ihm abwenden, sondern ihm zuwenden sollst, dennoch ruft auch dir der Herr zu: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz.“ O gieb es ihm und mach' dem Namen, der durch deine Vorfahren mißliebig gemacht war, wieder wohlgefällig vor Gott. So haben's die Kinder Korah gemacht. Ihr Stammvater hatte sich gegen Moses, und damit auch gegen den Herrn empört und war deswegen durch ein offenbares Gottesgericht hinweggerafft, und doch wissen wir von den Kindern Korah, daß sie den herrlichen 87. Psalm gedichtet haben, in welchem unter anderem zu lesen ist: „Man wird zu Zion sagen, daß allerlei Leute drinnen geboren werden,“ V. 5, also, daß auch Kinder ungläubiger Eltern zum Glauben an ihren Herrn und Heiland kommen.

Bist du aber als Kind ungläubiger Eltern zum Glauben gekommen, vergiß nicht, daß es deine Eltern sind. Wir werden später noch auf diesen Gegenstand zurückkommen, hier nur das eine: bete für deine Eltern und lebe ihnen durch Gottes Gnade dein Christentum vor. Und sind deine Eltern nicht mehr am Leben, und du fühlst dich doch noch getrieben für sie zu beten, daß der Herr sich ihrer Seele erbarmen möge, thue, wozu dein Herz, dein Erbarmen dich treibt. Wir haben in der Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus allerdings eine Fürbitte eines Verstorbenen für Lebende, die umsonst war, aber wir wagen doch nicht, aus diesem Gleichnis ohne weiteres zu folgern, daß das auch von Fürbitten Lebender für Tote gelte. Vielmehr, da das Neue Testament nirgends eine derartige Fürbitte verbietet, freilich auch nirgends empfiehlt, so glauben wir sagen zu dürfen, was wir gesagt: thue, wozu dich das Herz treibt und schütte dein Herz aus vor dem Herrn. Im übrigen aber überlaß ihm und seiner Gnade und seiner Gerechtigkeit, was er thut.

Halte fest daran: er macht alles wohl, und tröste dich mit dem, was Hoffmann einmal sagt: „Meine lieben Seelen! die ihr eure Hingeschiedenen mit der innigsten, zärtlichsten Liebe hier auf Erden umfaßt habt, und nun von dem Schauergedanken erschüttert werdet: wie ist es nun mit ihnen geworden? Ihr dürft wenigstens sicher daran glauben und festhalten, daß der Vater im Himmel in Jesu Christo jegliches seiner menschlichen Geschöpfe mit einer unendlichen Liebe liebt, und daß die zarteste, stärkste, reichste Mutterliebe, ja, daß die so mannigfach in Bruder-, Schwestern-, Gatten-, Eltern- und Kindesliebe ausgestaltete und verzweigte Liebe des Menschenherzens doch nur ein schwächliches, armes Nachbild ist von der göttlichen Liebe! Denn Gott ist die Liebe und darum, so heiß auch eure Liebe glühen mag zu einem Hingeschiedenen, dessen ewiges Schicksal euch unklar ist, — Gottes Liebe zu ihm ist unendlich reicher und stärker, und sein Erbarmen ist grenzenlos. Er verdammt keinen in die Hölle, der nicht dahin durchaus gehört, der nicht auch aus der Liebe des Menschen hinausgehört."

Beachtenswert ist, daß Moses seine Jugend in so schwerer Zeit der Verfolgung verlebt, wie sie über das Volk Israel damals hereingebrochen war. Gerade das aber erklärt es, daß Moses in so besonderem Sinn ein religiöser Charakter und ein Kind Gottes geworden ist. Die Not seiner Brüder hat, wie wir aus 2 Mos. 2, 11 wissen, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, hat ihn ins Gebet getrieben und ihn fähig gemacht, der Befreier seines Volkes zu werden. Ins Gebet und näher zum Herrn zu treiben, das soll ja auch heute noch der Zweck aller Trübsal, auch aller Jugendtrübsal sein. — Traurig zog einst ein jugendlicher Wandergesell seinen Weg, denn er hatte viel Schweres und Schmerzliches erlebt und er dachte an das Wort, daß die Wolken nach dem Regen wiederkehren; seine

Augen trieften von Thränen und tiefes Weh lag auf seinem Herzen. — Da kam er an einen Schmelzofen und sah das Gold im Feuer glühen, und der Goldschmied formte Spangen und Ringe und Schalen und Becher daraus; aber ein Stück legte er wieder und wieder ins Feuer, daß es gar weich wurde. Da fragte der Wanderer, warum dies geschehe. — „Gleich sollst du es sehen," war des Meisters Antwort, als er das Gold eben wieder aus dem Feuer nahm. Er formte eilend das weiche Metall mit kunstvoller Hand und bald hielt er eine goldene Blume in die Höhe mit feinem Kelch und zarten Blättern. „Siehe," sprach er, „aus dem plumpen Stück Gold habe ich diese liebliche Blume gemacht. Dazu mußte ich es oftmals in des Feuers Glut schmelzen, nun aber wird sie die Geräte des Heiligtums schmücken." — Sinnend zog der Wanderer weiter; da kam er an einen Ort, wo Steine geschliffen wurden, und wiederum sah er, wie der Meister an dem einen mehr als an dem andern Meißel und Schleifstein brauchte. Schweigend schaute er der Arbeit zu, bis sie vollendet war und ein köstlicher Demant in vielgeschliffenen Feldern wie farbiges Licht erglänzte. — „Meinst du," sprach der Meister auf des Wanderers Frage, „er wäre so schön geworden, wenn ich ihn nicht so oft geschliffen hätte? Es ist ein edler, harter Stein, an den ich viele Mühe gewandt, nun aber wird er ein Juwel sein in des Königs Krone." — Da zog der Wanderer seine Straße fröhlich, er hob den thränenden Blick in die Höhe und das gesenkte Haupt empor; denn er dachte an das Wort: „Ich habe dich auserwählt gemacht im Ofen des Elends." Mußt du vielleicht auch in allerlei Kummer, Entbehrung, Sorge und Not deine Jugendjahre verleben? Nun, laß dich das nicht verdrießen, es soll dir ohne Frage nicht minder, als einstmals dem Moses zum Segen gereichen, der Ofen des Elends soll auch dir dazu helfen, daß du auserwählt gemacht

werdest. Wenn also auch dir der Herr eine schwere Jugend beschieden, murre nicht, sondern danke dafür.

Das Winterkorn ist besser und gilt mehr als das Sommerkorn. Warum? Weil es eine harte Jugend durchgemacht hat. Unter Kälte und Sturm hat es durchwintern müssen. Auch der Mensch, der geistig eine harte Jugend voll Ringens und Kämpfens durchlebt hat, ist meist reifer und gehaltvoller.

Also noch einmal: murre und hadere nicht, sondern lerne danken für das Kreuz, das der Herr deinen jugendlichen Schultern auferlegt. Meine auch nicht, gerade das Kreuz, das der Herr dir in deiner Jugend auferlegt, sei für dich, gerade für dich, zu schwer. Es ist und bleibt wie's der Dichter so lieblich geschildert im Bild jenes Pilgers. Er meint auch sein Kreuz sei gerade für ihn nicht passend, und als er Gott deswegen klagt, wird er von einem Engel zu einem großen Feld mit Kreuzen hingeführt mit der Aufforderung sich ein anderes auszuwählen. Bald meint er eines, das leichter sei, gefunden zu haben; aber die Kanten waren schärfer als an dem seinen und schnitten viel tiefer ins Fleisch, und als er ein anderes ausgewählt und eine Strecke getragen, fand er, daß die Querbalken zu lang und hinderlich seien, und so ging's mit allen Kreuzen. Hier das goldene, o wie schwer! das scheinbar kleine dort, o wie kantig und rauh! und so fort, keins will passen, bis er endlich eins gefunden, das ihm von allen am leichtesten erschien, und siehe, es war dasselbe, das er zuerst getragen und das er nicht länger hatte tragen wollen. So halte auch du fest daran, wie auch der Herr deinen Jugendweg führt, ob auch über scharfe Klippen und an spitzen Dornen vorbei, so, gerade so ist's gut für dich.

Auch die Gestalt des Moses zeichnet uns Gottes Wort so, wie sie wirklich gewesen ist, ohne alle Bemäntelung und

Beschönigung seiner Fehler und Schwächen, und gerade das macht uns sein Bild, wie überhaupt die biblischen Bilder nur wertvoller. Zu einem guten Bild gehört ja bekanntlich nicht nur Licht, sondern auch Schatten. Ein solcher Schatten auf Moses Bild ist die wiederholt bei ihm zu Tage tretende Eigenmächtigkeit in der Wahl seines Berufes. Wenn gleich Moses bei dieser Gelegenheit die Grenze des Jünglingsalters bereits überschritten hat, so wollen wir doch um der für einen Jüngling wichtigen Sache der Berufswahl willen auch darauf eingehen. Eigenwillig und ohne besonderen Beruf tritt Moses im vierzigsten Jahre seines Lebens als Rächer seines unterdrückten Volkes auf. Er wird wegen dieser eigenmächtigen Berufswahl von Gott gedemütigt, er muß fliehen und eine vierzigjährige Warteschule in der Wüste durchmachen. Er weidet auf der sinaitischen Halbinsel in der Nähe des Horeb die Schafe. Er vertauscht den Beruf eines Volksrächers und -Retters mit dem friedlichen, stillen und unscheinbaren Hirtenberuf. Als ihn aber nach dieser Wartezeit der Herr zum Rächer und Retter seines Volkes beruft, will er sich jetzt ebenso eigenwillig diesem schweren Beruf entziehen. Der Herr muß ihn geradezu zu seinem Retterberuf drängen und zwingen.

Die Berufswahl ist für Jünglinge heute noch ebenso wichtig und verantwortungsvoll und es werden darin durch Eigenwillen noch ebenso viele Feher gemacht als zu Moses Zeit. Das Wort Beruf deutet auf einen Berufenden, und der ist Gott. Willst du deinen künftigen Lebensberuf wählen, dann muß das die erste und wichtigste Frage sein und bleiben: wohin beruft mich Gott? Nun mag es freilich oft recht schwer sein, diesen Ruf Gottes deutlich zu vernehmen oder zu verstehen. Du sagst vielleicht: „Ja gewiß will ich, wenn irgendwo, dann in einer so wichtigen Sache Gottes Willen befolgen, denn es wäre ja mein eigener größter Schaden,

wenn ich ihm nicht folgen wollte, aber zu welchem Beruf beruft mich denn Gott?" Nun, manchmal sind Gottes Fingerzeige nach dieser Richtung so klar und scharf, daß es nur darauf zu achten gilt. Anlage, Neigung, elterlicher Wille, äußere Umstände und Verhältnisse, das alles sind solche Fingerzeige. Stimmen diese nun alle zusammen und zeigen alle nach derselben Richtung, so ist die Berufsfrage leicht gelöst. Aber schwierig wird die Sache, wenn die genannten Fingerzeige nach verschiedenen Richtungen deuten, wenn etwa deine Begabung und Neigung dich zum Studium, zum Ergreifen eines wissenschaftlichen Berufes treiben, dagegen der Vater die Ansicht vertritt, du solltest dich dem Handel oder irgend einem Handwerk widmen.

Nun, es brauchen nicht immer alle Fingerzeige zusammenzukommen, oft ist einer allein so bestimmend und ausschlaggebend, daß es der anderen nicht mehr bedarf. Du weißt ja, daß Gottes Wille zunächst und vor allem in der Eltern Wille für dich geschrieben steht. Ist also der Eltern Wille unabänderlich und bestimmt, so hast du dich einfach zu fügen, es wird dein Schade nicht sein. Das ist ja keine Frage, daß deine Eltern nur dein Bestes wollen. Sie werden sich ja auch darüber, ob du mit deinen Gaben und Anlagen für den dir bestimmten Beruf taugst oder nicht ein jedenfalls zutreffenderes Urteil, als das deine ist, gebildet haben. Und was deine Neigung angeht, so wird dieselbe eher wie nicht erwachen, wenn du dich einmal in den dir bestimmten Beruf eingelebt und eingewöhnt hast. Bleibt dann auch noch die alte Neigung zu diesem oder jenem Beruf, so kannst du ja in deinen freien Stunden dieser Neigung in angenehmer Nebenbeschäftigung nachgehen, natürlich so, daß nicht etwa dein eigentlicher Beruf, in welchen dich Gott gestellt hat, darunter leidet. Dr. Martin Luther hat bekanntlich seiner Zeit das Studium der Rechte, zu dem ihn der Vater bestimmt

hatte, eigenmächtig mit der Theologie vertauscht. Ohne Wissen des Vaters ging er ins Augustinerkloster. Gott hat diesen eigenmächtigen Schritt ja hinterher zum Heil für unzählige gewendet; aber als Luther gelegentlich seiner Ordination an der festlichen Tafel an den Vater die Frage richtete: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch so hart dawidergesetzt und waret also zornig, daß Ihr mich nicht gern einen Mönch wolltet werden lassen?" Da mußte sich Luther in aller Gegenwart die Antwort gefallen lassen, auf die er nichts zu erwidern wußte: „Ihr Gelehrte, habt ihr nicht gelesen in der heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?"

Auch dann, wenn deiner Eltern Wunsch und Wille nicht gerade felsenfest und unabänderlich sein sollte, auch dann hüte dich doch ja davor, daß du deinem Wunsch unter allen Umständen gegen den der Eltern durchzudrücken suchst. Mach' deinen Eltern nicht das Herz schwer. Prüfe dich, ob deine Wünsche nicht falschem Stolz, der Bequemlichkeit, der Gewinnsucht oder anderen zu mißbilligenden Beweggründen entsprungen sind. In jedem Fall wirst du am besten fahren, wenn du gerade in so wichtiger Angelegenheit das Gebot, die Eltern zu lieben und zu ehren, hochhältst und in der Eltern Stimmen Gottes Ruf vernimmst. Washington, der Gründer der Nordamerikanischen Freistaaten, wollte beim Eintritt in das Jünglingsalter Seemann werden. Das Schiff, auf welchem er seine Ausbildung erhalten sollte, war schon zur Abreise bereit, und Washington war im Begriff dasselbe zu besteigen, nur seiner Mutter wollte er noch Lebewohl sagen, die nicht gern sah, daß er diesen Beruf ergriff. Da sieht Washington, daß seine Mutter vergeblich mit den Thränen kämpft. Er ahnt, daß diese Mutter, wenn er nun wirklich den Seemannsberuf ergreift, vielleicht nie wieder froh werden wird, und obwohl ihm die Mutter kein Wort sagt, ihm auch

vorher niemals ein bestimmtes Verbot gegeben, wendet er sich schnell zu dem ihn begleitenden Bedienten und sagt ihm mit festem Entschluß: „Geh' und hole meinen Koffer wieder vom Schiff, ich will meiner lieben Mutter das Herz nicht schwer machen, am Ende gar brechen; ich werde kein Seemann." Staunend sieht ihn die Mutter an und spricht dann gerührt zu ihm: „Georg, Gott hat in seinem Gebot verheißen die Kinder zu segnen, die ihre Eltern ehren, er wird auch dich segnen." Wir wissen, wie dies Wort in Erfüllung gegangen, wie Gott ihn und durch ihn viele gesegnet hat.

Auch auf andere Weise können deinen Wünschen in Bezug auf den von dir zu ergreifenden Beruf ganz bestimmte Grenzen gezogen sein. Vielleicht wird deine Neigung und natürliche Begabung zu irgend einem Beruf durch den Wunsch der Eltern nur unterstützt, aber dafür stehen sonstige äußere Verhältnisse diesem Wunsch im Wege. Am häufigsten wird das der Fall sein, wenn zu irgend einem Beruf, etwa zum Studieren, die Mittel nicht vorhanden sind. Da gilt's nun ernstlich zu prüfen, ob es sich bloß um Schwierigkeiten oder um schlechthinige Unmöglichkeit handelt. Ist bloß das erstere der Fall — nun, es hat schon mancher durch Fleiß, Geduld und eiserne Willenskraft Schwierigkeiten, die anderen schier unbezwinglich schienen, überwunden, und das sind dann in ihrem späteren Beruf allemal die tüchtigsten und leistungsfähigsten Menschen geworden. Also, erschrick auch du nicht vor einigen Schwierigkeiten, die dir in den Weg treten, und wirf die Flinte nicht früher als nötig ist ins Korn. Es hat z. B. schon mancher Jüngling auf dem Gymnasium oder der Universität, wenn der Vater blutenden Herzens ihm erklären mußte keine Mittel zum Weiterstudieren mehr aufbringen zu können, durch Erteilen von Privatunterricht oder auf andere Weise selbst seinen Unterhalt verdient und ist doch an's Ziel

gekommen. Und mancher, dem auf der Schule das Gespenst des Sitzenbleibens oder Durchfallens drohte, hat durch eisernen Fleiß die Lücken ausgefüllt und das Ziel dennoch glücklich erreicht. An ermutigenden Beispielen fehlt es auf diesem Gebiete nicht, von jenem Eselsjungen an, der seiner dürftigen Verhältnisse wegen die Milch zur Stadt fahren mußte, aber auf dem Weg aus einer gefundenen Grammatik Latein gelernt und es zum Professor gebracht, bis hin zu Livingstone, dem großen Afrikareisenden, dem nicht einmal die allergewöhnlichste Elementarschulbildung zu teil werden konnte, weil er, kaum acht Jahre alt, den ganzen Tag in der Fabrik arbeiten mußte, der aber doch durch eisernen Fleiß in den Freistunden, und selbst mitten im Fabriklärm, seinen Wissensdurst zu befriedigen wußte, bis er sich derart zum Arzt und Reisenden herangebildet hatte, daß er seines gleichen sucht. Und diese beiden sind nicht die einzigen, welche, durch ihre Verhältnisse auf einen geringen Beruf angewiesen, doch durch Fleiß und Energie Großes und Gewaltiges für die Welt geleistet haben. Kolumbus z. B., der Entdecker Amerikas, hatte unter dem Druck der Verhältnisse das Weberhandwerk erlernen müssen; Franklin, der Erfinder des Blitzableiters und Thermometers, war Buchdrucker; Linkoln, der Befreier der Sklaven, war ein Schreiber; John Bunyan, der berühmte Verfasser der „Pilgerreise", war ein Kesselflicker; Dr. Carey, der größte Missionar der Neuzeit, war Schuhflicker; John Williams, dessen thätiges und segensreiches Missionsleben man als das 29. Kapitel der Apostelgeschichte bezeichnet, war Arbeiter auf einer Schiffswerfte; Gützlaff, der Apostel der Chinesen, war Gürtler; der König David war ein Hirte; der Prophet Amos desgleichen; die Apostel alle, welche den Weltkreis erregten, waren Fischer, Teppichmacher und Zolleinnehmer gewesen; und doch wußten diese alle die ihnen gegebenen besonderen Gaben trotz entgegenstehender Berufsschwierigkeiten frucht-

bar zu machen und ihr Ziel, ob auch auf Umwegen, zu erreichen.

Sind aber die Schwierigkeiten, die Gott der Herr dir in den Weg gelegt, derart, daß du dir sagen mußt: die kann ich durch noch so viel Fleiß und Geduld, Ausdauer und Willenskraft nicht überwinden, dann hüte dich etwas erzwingen zu wollen, was der Herr selbst dir versagt hat; es wird dir ebensowenig wie einem Moses gelingen. Hüte dich dann besonders auch vor jeder Unzufriedenheit, und rede dir selbst nicht ein, du stehest nicht an dem rechten Platz, sondern sei treu und zufrieden in dem Beruf, in den dich der Herr durch deine äußeren Verhältnisse geführt.

Als Moses am Hofe Pharaos in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet war, hielt er sich erst zu großen Dingen berufen. Er glaubte durch seine Bildung wie keiner seiner Volksgenossen zum Retter und Rächer seines Volkes geeignet zu sein und beginnt auch eigenmächtig sein Befreiungswerk mit der Erschlagung des Ägypters. Als es ihm aber der Herr mißlingen läßt, und er in die Wüste fliehen muß, da hat er nicht mehr mit Gott und sich selbst gegrollt, sondern er hat sich trotz seiner hohen Bildung, Gaben und Talente nicht für zu gut gehalten die Schafe zu hüten und hat sich in seinem geringen Beruf so wohl und glücklich gefühlt, daß er, als der Herr ihn später zum Befreier Israels berief, viel lieber in dem niedrigen Hirtenberuf geblieben wäre. Wir haben ja früher schon gesehen, nicht sowohl auf die äußere Berufsart kommt es an, als auf die Treue, die man in diesem Beruf nach dem Vorbild des Moses (4 Mos. 12, 7; Ebr. 3, 2) an den Tag legt; und zu dieser Treue gehört auch die Zufriedenheit.

Man erzählt von einem wandernden jungen Bildhauer, dem sein Meister unbehauene Steine gegeben mit dem Auftrag, aus jedem derselben eine Ranke zu meißeln. Nach-

dem der Schüler wochenlang die einförmige Arbeit verrichtet, war es wiederum ein einzelnes Blatt, das er mechanisch und seiner Ansicht nach zwecklos, und immer wieder aus jedem Steine meißeln mußte. Dies verdroß den jungen Künstler, der die Kraft in sich spürte, etwas Besseres und Selbständiges zu schaffen. Er griff zum Wanderstab und ließ Meister und Arbeit im Stich. Nach Jahren kam er desselben Weges und sah einen herrlichen Dom aufgeführt an der Stelle, wo er unzufrieden, statt seiner Kunst zu leben, wie er gehofft, Handwerkerarbeit hatte thun sollen, und beschämt erblickte er die vielen einzelnen Ranken und Blätter, die ihm so oft Kummer bereitet, kunstvoll ineinander gefügt zu einem harmonischen Ganzen. Seine Arbeit, die ihm gering erschienen, war in der Hand des Meisters zum köstlichen Schmuck geworden und diente nun dem vollendeten Werk zur schönsten Zierde. Bist du in Gefahr in deinem geringen Handlangerberuf mißmutig und unzufrieden zu werden, dann denke daran: ohne Hände, welche die Steine herzutragen und bearbeiten, kein herrlicher Dom, ohne einzelne Blätter und Ranken, die mit Treue und Fleiß gemeißelt worden, kein Kranz, um ihn und dich zu schmücken.

Die Hauptsache ist, daß wir nur den Beruf nicht verfehlen, den wir alle bekommen haben, einerlei welches sonst unser Stand, Amt und Geschäft ist, ich meine den himmlischen Beruf. Den irdischen Beruf im eigentlichen Sinn „verfehlt" hat keiner, der, Gottes Stimme folgend, in seiner, sei's noch so geringen Stellung treu erfunden wird. Um so leichter aber kannst du den himmlischen Beruf verfehlen. Ich habe von zwei Grabsteinen auf einem niederländischen Kirchhof gelesen. Auf dem einen steht das Wort „vergeben", auf dem andern „vergebens". Der eine deutet auf eine Seele, die ihren himmlischen Beruf in Christo Jesu erreicht hat, die in Vergebung ihrer Sünde Frieden und Seligkeit

gefunden; der andere deutet auf eine Seele, die ihren himmlischen Beruf verfehlt und darum vergebens gelebt hat. Nicht das ist die Hauptsache und Hauptfrage für dich, was in dieser Welt aus dir wird, und wie weit du's hier bringst, sondern was dort aus dir wird, was auf deinem Leichenstein stehen wird, „vergeben" oder „vergebens".

Einen wesentlichen Zug auf dem Bilde Moses, ja den wesentlichsten haben wir bisher noch nicht beachtet und betrachtet. Er ist treffend im Neuen Testament geschildert in den Worten Ebr. 11, 24 ff.: „Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharaos und erwählete viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben . . ., denn er sah an die Belohnung." Darin wird Moses für jeden Jüngling, welches immer sein Stand und Beruf sein mag, ein Vorbild bleiben. Nicht ernst und laut genug kann man's in jedes Jugendleben hineinrufen: Denk an Moses, was nützt dir die zeitliche Ergötzung der Welt und Sünde! schau an die ewige Belohnung! Vergiß es nicht, die Ergötzung der Welt ist zeitlich, d. h. vergänglich, es ist so wie Gottes Wort sagt: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust!" Die Welt mit ihrer Lust vergeht nicht nur im großen allgemeinen Weltgericht am jüngsten Tag, wo die Welt vergehen wird mit großem Krachen, sondern auch in jenem Gericht vergeht die Welt mit ihrer Lust und zeitlichen Ergötzung, von welchem es heißt: „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben und danach das Gericht." Wolltest du etwa, du jugendfrischer Jüngling, wie die meisten deiner Jugendgenossen, sagen: „Das hat für mich noch Zeit, noch bin ich jung, noch bin ich frisch und gesund?" Wer weiß wie nahe auch dir die Stunde, wo die Welt mit ihrer zeitlichen Lust und Ergötzung für dich vergeht und du für die Welt! Die Wellen des

Stromes, die Wolken des Himmels, die Tage und Jahre auch deines Lebens, sie eilen unaufhaltsam dahin. Schau hin auf die Friedhöfe, Grab reiht sich an Grab von Jungen und Alten, Erwachsenen wie Kindern und Jünglingen; sie predigen's dir: Die Welt vergeht mit all ihrer zeitlichen Ergötzung und Lust. Und dann wird's dem, der nichts Besseres gekannt, ergehen wie jenem Mann im Hospital. Er liegt auf dem Operationstisch, und während ihm die Ärzte sein Bein abschneiden, lacht und singt er, denn er ist chloroformiert und hat einen Chloroformtraum. Armer Mann! Wenn er erwacht und fühlt die Schmerzen und sieht, daß ihm ein Glied fehlt, was dann? — Dann wird er weinen. So auch die armen Menschen, die sich hier betäubt mit dem Taumelkelch weltlicher Lust und Ergötzung. Wenn sie erwachen, werden sie weinen und erwachen werden sie alle einmal dann, wenn sie die Augen für immer schließen. Freilich schon jetzt, während man sie genießt, verdient die Lust der Welt kaum den Namen Ergötzung, es ist Blendwerk und Betrug der Seele. Die Lust der Welt vergeht oft gerade im Augenblick, wo sie den höchsten Genuß, die herrlichste Ergötzung versprach und läßt zurück ein unbefriedigtes Herz, das dann wieder neuen Vorspiegelungen ebenso vergeblich nachjagt. Es geht nach der alten Erfahrung: „Und von Begierde stürz' ich zum Genuß, und im Genuß verschmacht' ich vor Begierde." Aber selbst wenn die Lust der Welt wirkliche Ergötzung bringen, wirklich befriedigen könnte, so bleibt es dennoch wahr: all diese Ergötzung ist zeitlich, sie vergeht, ach, wie so bald! Ist sie nicht schon vergangen, wenn einer nach durchtanzter Nacht das brennende Gesicht in die Kissen drückt? wenn einer sonst heimkehrt von Ergötzungen der Welt, etwa mit vollem Magen und Kopf, aber mit leerem Herzen? Und wenn du dich auch noch so sehr freuen magst auf Weltfreuden und Lustbarkeiten, bald dieser, bald

jener Art, wie bald sind sie vorüber und zeigen's dir: sie waren zeitlich, flüchtig, vergänglich. Und wenn einer die Ergötzung der Welt und seines Herzens Ergötzung in Gold und Reichtum fände, was bleibt ihm von all seinem Reichtum in der Todesstunde? Nichts, als sein Sarg und Sterbekleid und, wenn er nichts Besseres gekannt als die zeitliche Ergötzung der Welt — die Reue über ein verlornes Leben.

Ein reicher sterbender Handelsherr ward, in den letzten Zügen liegend, von seinen Freunden gebeten, ihnen etwas zu hinterlassen. Da er nicht mehr reden konnte, winkte er, man möge ihm Feder und Tinte geben, und damit machte er aufs Papier zwei große Nullen. Er wollte damit sagen, was der weise König Salomo von der Welt und ihrer Ergötzung gesagt: „Es ist alles eitel, ganz eitel." Ja, es ist wahr, alles, was die Welt bietet, ist eine lange Reihe von Nullen, die einst an unserem Ende zusammenaddiert, „nichts" ausmachen und nichts Bleibendes zurücklassen. Dann wird mancher mit Schrecken inne werden, daß die Lust und Ergötzung der Welt zeitlich, flüchtig, vergänglich war. Wohl dir, wenn du dann etwas Höheres und Besseres und Bleibenderes gesucht, den Frieden mit Gott, durch Jesum Christum, wenn auch du geschaut auf die ewige, bleibende Belohnung.

Vergiß es nicht, beherzige es wohl, mein teurer Freund, es giebt nur ein Doppeltes: Entweder mit der Welt und ihrer zeitlichen Lust und Ergötzung vergehen und verloren gehen, oder aber anschauen die himmlische Belohnung in Christo Jesu, und, wie Moses, die ewige Belohnung, das ewige Leben haben. Vor diese Entscheidung ist jeder, vor diese Entscheidung bist auch du gestellt. Noch ist es Zeit zu wählen. Was willst du wählen? Tod oder Leben? Wähle das Leben!

10. Simson.

Die Geschichte Simsons ist voller Wunder. Von seiner wunderbaren Geburt bis zu seinem wunderbaren Tod ist die ganze Erzählung eine Kette wunderbarer, mit menschlichem Maß nicht zu messender Kraft und Heldenthaten. Wir erinnern kurz an einzelne dieser Wunderberichte: Auf seiner Brautfahrt nach Thimnath kommt dem Simson ein Löwe brüllend entgegen, er zerreißt ihn mit bloßen Händen. Dreißig Philister erschlägt er mit eigener Hand um ihrer Feierkleider habhaft zu werden. In den Steinklüften von Etham im Gebirge Juda wohnend, läßt er sich willig von den Judaiten binden und nach Lehi in die Gefangenschaft der Philister führen, aber die Philister jauchzen zu früh; der Geist des Herrn gerät über ihn, und in wunderbarer, übermenschlicher Kraft zerreißt er die Bande wie versengte Fäden, ergreift einen dort liegenden frischen Eselskinnbacken und schlägt tausend Mann damit. Als er vor Durst verschmachten will, spaltet Gott auf wunderbare Weise eine Höhlung zu Lehi (Luther übersetzt: „Einen Backenzahn in dem Kinnbacken"), daß Wasser herausquillt. In Gaza verschließen die Einwohner die Thore, um ihn zu fangen; Simson aber hebt die Thore mit samt den Pfosten und Riegeln aus und trägt sie auf der Schulter auf die Höhe des Berges, u. s. w.

Weil die Geschichte Simsons so voll Wunder ist, hat man vielfach nichts damit anzufangen gewußt. Man hat

versucht, das Wunderbare der Thaten Simsons natürlich zu erklären; und von dem Zusammenhang der Geschichte Simsons mit der phönizischen Herkulessage! ist man eben der vielen darin berichteten Wunder wegen in weiten Kreisen überzeugt. Aber selbst bei stark kritischer Anlage ist nicht zu verkennen, daß in der Geschichte Simsons „ein fester, konkreter Stoff geboten wird, der von den schattenhaften Gebilden hellenischer Phantasie sich wie Wirklichkeit und Ideal unterscheidet" (Orelli). Vor dem Richterstuhl einer besonnenen Kritik finden sich der Gründe übergenug, die es als unverständig erscheinen lassen, die Geschichte Simsons ohne weiteres als sagenhaft bezeichnen zu wollen, wie die unbesonnene Kritik es häufig gethan. Man hat eben in der kritischen Betrachtung der Geschichte Simsons denselben Fehler gemacht, den die ungesunde Bibelforschung überhaupt macht; man hat die Riesenkraft Simsons, wie überhaupt die biblischen Wunderberichte mit dem Maßstab des Gemein-Menschlichen gemessen; man hat die Voraussetzung an die Geschichte herangebracht: An Wunder glauben wir nicht, wir glauben überhaupt nur, was sich vor dem Richterstuhl der menschlichen Vernunft verantworten kann, also: weg mit der Geschichte Simsons!

Diese wunderscheue Bibelkritik droht immer mehr auch in Laienkreisen ihren Einzug zu halten. Nicht bloß die Wunder der Simsonsgeschichte, nein, mehr oder weniger alle Wunder der Bibel werden mit einem geschickten Fragezeichen versehen. Der Unglaube setzt hinter das Fragezeichen sein Ausrufungszeichen, und dann ist das Urteil alsbald über die ganze Schrift gesprochen: „Wer wird noch an so etwas glauben! das sind Ammenmärchen für Kinder und alte Frauen."

Vielleicht ist auch dir schon solche wunderscheue Kritik, für deinen Bibelglauben gefahrdrohend, begegnet; sicherlich

wird sie dir sonst noch in dieser oder jener Gestalt entgegentreten. Es wird darum wohl kaum weiterer Begründung bedürfen, wenn wir hier gerade bei der Simsonsgeschichte, die des Wunderbaren soviel enthält, uns mit dem häufig so schnöde behandelten Begriff des Wunders etwas auseinandersetzen.

„Wer die Pfaffen will aus der Welt schaffen, der muß erst das Wunder aus der Religion schaffen," so hat David Strauß einmal gesagt. Der Ausspruch bedarf kaum einer Auslegung. Strauß war das Wunder ein Dorn im Auge, weil ihm „die Pfaffen", das heißt, weil ihm die Verkündiger der Bibel samt ihrer ernsten Wahrheit ein Dorn im Auge waren. Und so ist's noch heute bei vielen. „Ich glaube nur, was ich mit meiner Vernunft begreife, weg mit dem Wunder!" so rufen Tausende und meinen im Grunde: weg mit der unbequemen biblischen Wahrheit, weg mit dem Ernst des göttlichen Worts. „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot," das ist die letzte Folgerung der Wunderleugnung, und weil diese Folgerung dem natürlichen Menschen so schön dünkt, darum ist er oft kurzerhand zur Wunderleugnung entschlossen. Die redende Eselin Bileams, Jonas im Bauch des Fisches, die Sonne über Gibeon, der Eselskinnbacken des Simson, das alles ist dem unlauteren, ungläubigen Herzen nur „der Blitzableiter, daran die großen, Mark und Bein durchdringenden Wahrheiten Gottes abgleiten" (Funcke). Darum sind denn viele ohne weiteres von vornherein mit dem Wunder fertig. „Das Wunder und was alles mit dem Wunder zusammenhängt ist uns lästig, stört unser behagliches Dasein, also weg damit!" So denken unzählige, selbst wenn sie's sich und anderen nicht gestehen wollen. Sie machen's wie jener Held des Unglaubens, Voltaire, der einst sagte: „Wenn auf dem Markte zu Paris vor den Augen von tausend Menschen und vor

meinen Augen ein Wunder geschähe, so würde ich viel eher den zweitausend und zwei Augen mißtrauen, als es glauben." Das heißt doch wohl nichts anderes als: ich will nun einmal nicht an das Wunder glauben, darum glaube ich nicht daran.

Wir wollen indes zugeben: Andere und auch ihrer mögen viele sein, würden gerne an das Wunder glauben, wenn sie könnten. Und warum können sie nicht? Weil sie von der falschen Voraussetzung ausgehen, alles mit ihrer menschlichen Vernunft erfassen, ergründen und begreifen zu müssen und zu können. Und doch „Wer wagt, die majestätischen Alpen mit dem Zirkel zu messen? Wer unternimmt es, auf kleinem und gebrechlichen Boote hinauszufahren auf das weite Weltmeer? Ebenso thöricht und vermessen ist es, die Wunder und Geheimnisse des allmächtigen und unendlichen Gottes mit der Vernunft erforschen und richten zu wollen" (Ziethe).

Schon in unserem alltäglichen Leben giebt's Ereignisse und Wahrnehmungen genug, die wir nach wie vor als wunderbare Vorgänge stehen lassen müssen. Augustin hat einmal gesagt: „Laß einen den Wechsel von Tag und Nacht, die unwandelbare Ordnung in dem Lauf der Himmelskörper, den Wechsel der vier Jahreszeiten, wie das Laub der Bäume abfällt und wiederkehrt, die Schönheit des Lichts, die Mannigfaltigkeit der Farben und Töne, laß einen all dies zum ersten Mal wahrnehmen, und er wird überschüttet mit Wundern." Sind wir uns selbst mit unserem Denken und Fühlen und Wollen, mit unserem Woher? und Wohin? nicht selbst das größte Wunder? Und wenn einer auch alles auf natürlichem Wege erklären könnte, es wird uns keiner, der das Wunder leugnet, sagen können, wie auf natürlichem Wege die Welt enstanden ist. Selbst wenn einer alles bis zum „Urschlamm" und der „Urzelle" zurück erklären wollte und

könnte, auf die Frage wo denn der „Urschlamm“ und die „Urzelle“ herkommt, muß er die Antwort schuldig bleiben. Kurz, wir können uns die Welt ebensowenig als uns selbst mit allem in uns und um uns jemals erklären ohne den Glauben an Wunder und an einen Gott, der Wunder thut.

Die Leugnung des Wunders beruht einerseits auf einem falschen Gottesbegriff und andererseits auf einem falschen Weltbegriff. Ist Gott wirklich ein Freipersönlicher, dessen Wille überall frei die Welt durchwaltet, dann muß er auch überall in den Naturzusammenhang eingreifen können. Jedes Kind muß doch verstehen, daß ein Gott, der keine Wunder thun kann, kein Gott ist. Damit muß also schon die Möglichkeit des Wunders von seiten Gottes zugestanden werden.

Wenn ferner viele sagen, Gott habe von Anfang an seine Weltenregel gegeben, nach der nun unbedingt der Weltlauf sich selbständig, ohne ferneren Eingriff von seiten Gottes vollziehen müsse, nun, so vergessen sie, daß Gott der Herr selbst, und nicht der Mensch diese Weltenregel zu bestimmen hat und bestimmen kann. Da wäre es thöricht von Durchbrechung der Naturgesetze durch das Wunder zu reden. „Du klagst“ so schreibt Christlieb in seinen „Besten Methoden der Bekämpfung des modernen Unglaubens“ „über Weltdurchlöcherung durch die Wunder. Aber das erste große Loch durch die ursprüngliche Ordnung und Harmonie, das machte nicht Gott, sondern der Mensch durch die Sünde. Nur um die dadurch herbeigeführte Störung wieder aufzuheben und die Welt dennoch der Vollendung entgegen zu führen, deshalb mußte Gott den Mächten der Sünde und des Übels und des Todes unmittelbar mit neuer schöpferischer Lebenskraft begegnen. Der abnorme Entwicklungsgang unserer Freiheit verträgt jetzt nicht nur heilende Eingriffe Gottes, sondern fordert sie als ein Werk der Barmherzigkeit und

Liebe. Daher durchbrechen die Wunder nicht unnatürlich die Natur, sondern übernatürlich die schon vorhandene Unnatur." Was ist denn doch auch am Ende das Störende und der göttlichen Weisheit und Liebe Widersprechende, das eigentlich Widernatürliche, daß der Blindgeborene geheilt wird, oder daß es überhaupt einen Blindgeborenen giebt? daß der Herr den Meeressturm stillt, oder daß Wind und Meer sich dem Menschen entgegenstellen? daß fünftausend wunderbar vom Herrn gespeist werden, oder daß diese fünftausend nur deshalb, weil sie nach dem himmlischen Lebensbrot verlangt, hungern und verschmachten sollen? daß der Heiland einen Jüngling zu Nain, einen Lazarus, das Töchterlein des Jairus auferweckt, oder daß der Tod, dies Unnatürlichste des Unnatürlichen, triumphieren sollte? Nicht Durchbrechung der wahren Natur, sondern Wiederherstellung und Heilung der durch die Sünde durchbrochenen und in Unordnung geratenen ursprünglichen Gottesordnung und Weltenregel bedeutet Gottes Wunder. Zudem kann von einer Durchbrechung oder vollends einem Aufheben der Naturgesetze durch ein Ausnahme-Wunder von seiten Gottes doch niemals die Rede sein; dann würde ja auch die Schwerkraft, das sogenannte Trägheitsgesetz aufgehoben, wenn ein Ball, in die Höhe geworfen, einmal aufwärts statt abwärts fliegt.

Also das Wunder wegen der von den Menschen beobachteten Naturgesetze in Abrede zu stellen, wie das der Unglaube unter dem Anstrich der Wissenschaftlichkeit und Bildung thut, ist keinerlei Grund vorhanden. Es hat ja auch zu allen Zeiten große Naturforscher und Philosophen genug gegeben, welche die Möglichkeit und Thatsächlichkeit des Wunders trotz aller Naturgesetze ruhig eingeräumt haben. Wenn man also vielfach sagt: kein gebildeter Mensch glaube mehr an Wunder, insbesondere an die Wunder der Bibel, so ist das einfach eine Lüge.

„Gewiß," sagt Pank, „es giebt ein Reich der Natur und Kräfte und Gesetze darin, welche Gott in sie gelegt hat, es giebt aber schon in dieser geschaffenen Welt neben dem Reich der Natur ein höheres Reich, ein Reich des Menschengeistes, welches nicht minder seine Kräfte und Gesetze hat. Und schon hier, wenn dieses höhere Reich des Geistes eingreift in das niedere Reich der natürlichen Kräfte, da geschehen Wunder und Wunderdinge in ihrer Art. Vor nicht langer Zeit traf ich einen schlichten Bauer in einem Telegraphenbureau, wo er eben eine Depesche aufgegeben hatte. Er wandte sich zu mir und sagte: „Das ist doch ein Wunder, daß die Worte in einer Stunde bis Berlin fliegen, das kann man sich doch aus der Natur nicht erklären." Er hatte ganz recht, die Natur sich selbst und ihren Kräften und Gesetzen überlassen, kann und wird niemals eine Depesche zustande bringen, das geht einfach über die Natur hinaus. Und doch ist das Wunder da. Woher kommt es denn? Daher, daß eine höhere Macht, die des Menschengeistes hineingreift in das Gewebe der natürlichen Kräfte und dasselbe ihren höheren Gedanken und Gesetzen dienstbar macht. Wer von dieser höheren Macht keinen Begriff hat, der steht vor einem Wunder, das wider die gewöhnliche Natur geht. Wer aber die höhere Macht kennt und versteht, der weiß: es geht ebenso wenig wider die Natur als nach der Natur, sondern eben über die Natur. Nun giebt es noch eine höhere Welt als die des menschlichen Geistes, eine unsichtbare Welt allmächtiger göttlicher Kräfte, ein Reich, wo Gottes Geist und Hand eingreift in das Gewebe von Natur und Menschengeist und es seinen Gedanken und Zwecken dienstbar macht. Wie? Der Mensch des 19. Jahrhunderts stellt sich so gerne hin und zeigt auf die Wunder, die er geschaffen durch seinen beherrschenden Eingriff in die Fäden der natürlichen Kräfte, der Mensch, dieses Stäubchen im Universum, — und der große Schöpfer

der Welt, der ewige, unendliche, allmächtige Gott sollte nicht Wunder schaffen können wo und wie er will? göttliche Wunder, die uns unbegreiflich, d. i. wider die Natur und Menschenbegriffe scheinen, geradeso wie dem Bauer der Telegraph, die aber Gott ganz natürlich, freilich darum eben zugleich übernatürlich sind? Ja, es giebt eine übernatürliche Welt mit ihren Gesetzen, und wo sie beherrschend eingreift oder eintritt in die natürliche Welt, da stehen wir vor Wundern."

Darum ist denn auch der Heiland, in dem so recht eigentlich die übernatürliche Welt eingetreten ist in die natürliche, ein Wunder in seinem ganzen Leben und in seiner ganzen Person. „Aus Jesu Leben das Wunder wegnehmen, heißt so viel, als aus Alexanders oder Cäsars Leben die Waffenthaten und die Schlachttage streichen" (Tholuck). Wer die Wunder Christi leugnet, der muß auch sein Wesen leugnen, seine wunderbare Gottmenschheit, seine wunderbare Menschwerdung, seine wunderbare Auferstehung. Und das thun ja die Wunderleugner auch bekanntlich. Christus ist ihnen nicht mehr der wunderbare Heiland, Mittler und Versöhner, sondern es bleibt von ihm nur das „einzigartige Vorbild, der einzigartige Lehrer und Führer (?) zur Tugend." Der Heiland sagt von sich etwas ganz anderes. Entweder gilt's ihm glauben, glauben an seine wunderbare Person, sein wunderbares Leben, oder er ist ein Betrüger und Gotteslästerer und taugt wahrlich auch nicht mehr zum sittlichen Vorbild und Führer. Doch wir werden darauf später noch einmal zurückkommen müssen. Hier sollte nur gezeigt werden, daß solche Christusleugnung die notwendige Folge der Wunderleugnung ist.

Eine weitere traurige Folge der Wunderleugnung ist, wie wir übrigens schon früher auf Abels Bild gesehen haben, daß mit dem Wunderglauben auch der Glaube an wunderbare Gebetserhörung und also an Gebetserhörung über-

haupt zusammenbricht. Giebt's keine Wunder, dann ist das Beten nichts als Thorheit und Wahnsinn.

Ja, auch der Glaube an Unsterblichkeit und ewiges Leben bricht mit dem Glauben an das Wunder notwendig zusammen. Es bleibt dann nichts mehr als ein elendes Leben in einer Welt voll Ungerechtigkeit: „die Würmer bekommen den Rest."

Vielleicht hörst du noch einen Einwand gegen die biblischen Wunder, der oft genug geltend gemacht wird: weil heute solche Wunder nicht mehr vorkommen, seien überhaupt keine geschehen. Aber müssen und können die Zeiten der Kirchengründung nicht unter etwas anderen Gesetzen stehen als andere Zeiten? Ein Blick in die neuere Missionsgeschichte zeigt, daß auch heute noch in Perioden der Kirchengründung unter manchen Völkern wunderbare Dinge geschehen, die von den Wundern der apostolischen Zeit kaum wesentlich verschieden sind. Die Wunder mußten einmal aufhören. Denn was nennen wir ein Wunder? Ist es nicht eine Ausnahme von der Regel, die der Herr einmal als Weltordnung festgestellt hat? Wenn nun aber die Ausnahme selbst zur Regel würde, müßte nicht dadurch das Wunder aufhören eins zu sein? daß die Wunder in jenen Zeiten der Kirchengründung einen besonderen Zweck hatten, nämlich, den Glauben zu wecken, das hat schon Gregor der Große treffend betont: „Da Paulus nach Malta kam und die Insel voll von Ungläubigen sah, heilte er den Vater des Publius, der von Ruhr und Fieber gequält war, durch sein Gebet, und doch sagte er zu dem kranken Timotheus nur das: „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein, um deines Magens willen und daß du oft krank wirst." Was ist das, o Paulus, daß du den kranken Ungläubigen durch dein Gebet wieder gesund machst, und einem so großen Mitarbeiter in der Verkündigung des Evangeliums nur auf Art eines Arztes

natürliche Heilmittel vorschreibst? Ist nicht dies der Grund, weil die äußerlichen Wunder zu dem Zwecke geschehen, daß die Seelen zu den inneren hingeführt werden, so daß durch das, was als sichtbares Wunder äußerlich erscheint, der Glaube an das größere, unsichtbare Wunder hervorgebracht werden soll? Durch ein solches Wunderzeichen mußte der Vater des Publius geheilt werden, um im Geiste neu belebt zu werden, während er durch das Wunder die leibliche Gesundheit wieder erhielt. Für den Timotheus bedurfte es eben keines äußerlichen Wunders, weil er schon ganz im Innern lebte."

Laß dich also durch all das gebildet sein sollende Gerede der Wunderleugnung nicht irre machen, sei's daß man die Wunder des Simson oder die des Heilandes selbst bekritteln wollte.

Wir haben uns durch die Wunderthaten Simsons, wie sie uns in der heiligen Schrift berichtet werden, veranlaßt gesehen, uns mit dem Begriff des Wunders überhaupt einmal auseinanderzusetzen. Wir sind zu dem Schluß gekommen, daß keinerlei Grund vorliegt die biblischen Wunder nur deshalb zu bestreiten, weil es Wunder sind, daß wir also auch die Wunder der Simsonsgeschichte ruhig stehen lassen können. Wir wollen indes diese Berichte von der Wunderkraft des Simson nun nicht etwa im einzelnen betrachten, nur auf die Quelle und Wurzel wollen wir hinweisen, aus der sie hervorgewachsen ist.

Schon vor seiner Geburt verkündet es der Engel des Herrn seinen Eltern: „der Knabe wird ein Verlobter Gottes sein von Mutterleibe." Verlobte Gottes aber nannte man diejenigen Kinder Israels, die, durch eigenes oder auch der Eltern Gelübde verpflichtet, sich unter anderem alles berauschenden Getränkes und alles dessen, was vom Weinstock kam, enthielten. Nur auf Grund dieses seines Gelübdes

ist Simson der Kraftheld geworden, wie er uns in Gottes Wort geschildert ist. Mit dem Bruch seines Gelübdes ist es auch um seine Stärke geschehen.

Daß Enthaltsamkeit und Mäßigkeit auch heute noch die Quelle und Wurzel körperlicher Kraft und Gesundheit ist, unterliegt keinem Zweifel. Trotzdem aber wird gerade in jugendlichen Kreisen besonders häufig gegen das Gebot der Mäßigkeit gesündigt, nicht ohne den allergrößten Schaden für den Leib und oft genug auch für die Seele.

Das Sprichwort sagt: „Mäßigkeit macht leichtes Blut, stärkt den Leib, giebt frohen Mut", und die Wahrheit, die uns in der Simsonsgeschichte entgegentritt, zieht sich durch die Spruchweisheit aller Völker und aller Zeiten hindurch. „Mehr als durch das Schwert gehen durch die Kehle zu Grunde" sagt ein altrömischer Spruch. Der Heide Pythagoras sagt: „Willst du herrschen über dich selbst, so gebiete zunächst deinem Magen." Seneca ruft aus: „Genügsamkeit und Mäßigkeit gebären Willenskraft, diese aber geleitet auf den Weg zu den Sternen," und der weise Sokrates giebt seinen Schülern den Rat: „Hütet euch vor jeglichem Essen und Trinken über das Bedürfnis hinaus, denn alle Speisen und Getränke, welche uns verleiten ohne Hunger zu essen und ohne Durst zu trinken, wirken nachteilig auf Leib und Seele zurück."

Diese heidnische Anschauung betreffend Enthaltsamkeit und Mäßigkeit vertieft das Christentum. „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken" schreibt Paulus. Essen und Trinken sind zwar nicht verboten im Reiche Gottes, leibliches Fasten und Kasteien wird im Neuen Testament nirgends gefordert, aber wem Essen und Trinken nicht Mittel zum Zweck, sondern an und für sich Hauptsache und Selbstzweck ist, wem „der Bauch sein Gott ist", der gehört nicht in Gottes Reich, er wird bei allem, was ihm in Gottes Reich

geboten wird wie das Schwein in Luthers Fabel fragen: „Sind auch Kleien da?" Der Löwe lud nämlich, wie Luther erzählt, einmal alle Tiere zu Gast und ließ ein köstliches Mal auftragen, und das Schwein war auch geladen. Als man die herrlichen Gerichte auftrug, und den Gästen gebot, zuzulangen und sich's wohl schmecken zu lassen, da warf das Schwein den Rüssel auf und fragte: „Sind auch Kleien da?" An dies eben genannte Tier in der Fabel erinnert jener Jüngling, von dem man sagte, daß er die Speisekarte von oben nach unten und dann noch einmal von unten nach oben durchaß, um dann bei dem stehen zu bleiben, was ihm am besten geschmeckt, oder auch jener andere, der sich die Redensart angewöhnt, bei allen Dingen, die er nicht kannte, zu fragen: „Kann man's essen oder trinken?" und sogar einmal, als er das Wort „Advent" hörte, so gefragt haben soll. Aber man braucht nicht gerade so unmäßig und leckerhaft angelegt sein, und kann doch durch das Wort getroffen werden „das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken." Wer Essen und Trinken zu seiner Hauptsache macht, der wird in Gottes Reich nichts finden, das ihn befriedigt. Und da mag's noch bei manchem Jüngling fehlen. In puncto der Mäßigkeit könnten so viele noch von dem alttestamentlichen Simson lernen, und das nicht bloß bezüglich des Trinkens, sondern auch des Essens; und wiederum nicht bloß bezüglich der Vermeidung des Zuviel gilt's Gottes Wort zu beachten, sondern auch bezüglich der Art und Weise wie Essen und Trinken genossen wird. Da sollte es nun ganz selbstverständlich sein, daß ein Christ „mit Danksagung" ißt und trinkt. Und doch gilt heutzutage vielfach das Tischgebet nicht mehr als zeitgemäß, vorab in größerer Gesellschaft gilt es vielfach geradezu als unanständig zu beten. —

Der selige Konsistorialrat Woltersdorf wurde einst von einem vornehmen Manne gefragt, ob es wohl schicklich sei,

bei einer großen Tafel zu beten. Er erwiderte: „Darüber ließe sich manches sagen. Mir genügt die Erinnerung an ein Bild, welches ich einmal in einem Dorfe in Pommern gesehen habe. Darauf waren Ochsen und Esel im Stalle an einer Krippe dargestellt, mit der Unterschrift:

„Wer ungebet't zu Tische geht,
und ungebet't vom Tisch aufsteht,
der ist den Rind' und Eseln gleich,
und hat kein Teil am Himmelreich." —

Freilich man sucht es auf allerlei gute Manier zu verteidigen, daß man die Gewohnheit des Tischgebets drangegeben habe.

In einem Hause reicher Leute gab es kein Tischgebet, und als der Pfarrer des Orts einmal dorthin zu Gaste geladen war, bat er, dasselbe nicht nur diesmal, sondern auch künftig überhaupt zu halten. Die Bitte erregte Verlegenheit und längeres Schweigen, welches der Hausherr endlich durch die Beantwortung unterbrach, es werde das tägliche Tischgebet zuletzt bloß etwas Gewohnheitsmäßiges und darum durchaus gedankenlos gebetet; und schon die jahrelange Wiederholung derselben Worte müßte notwendig zur Folge haben, daß sie für alle bedeutungslos würden. Die siebenjährige Enkelin aber küßte seine Hand und sprach: „Lieber Großpapa, darf ich dann auch nicht mehr alle Morgen zu dir kommen und „guten Morgen, Großpapa," oder abends „gute Nacht, Großpapa," sagen? Als abermals ein tiefes Schweigen entstanden war, unterbrach es der Pfarrer, der das Mägdlein mit inniger Freude anschaute, und alle an das Wort Ps. 8, 3 erinnerte: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen." —

Daß natürlich das Gebot christlicher Nüchternheit im Essen sich wiederum nicht bloß auf die Art und Weise

des Essens, sondern auch auf das Zuviel erstreckt, ist ja wohl selbstverständlich. — Sokrates, der griechische Philosoph, den wir vorhin schon einmal genannt haben, lebte besonders mäßig und war daher nie krank, wie man sagt. Als er einstmals gefragt wurde, welchem Mittel er seine kernige Gesundheit und sein hohes Alter verdanke, erwiderte er, daß er sich nie recht satt gegessen, sondern abgebrochen und aufgehört, wenn's ihm am allerbesten geschmeckt habe. Wie viele unserer Jünglinge hätten da wohl Grund, sich ob ihrer Unmäßigkeit und Leckerhaftigkeit im Essen vor dem Heiden Sokrates zu schämen! Solch ein leckerhafter, im Essen anspruchsvoller, unmäßiger Jüngling ist geradezu eine widerwärtige Erscheinung.

Vollends aber gilt's, daß man unseren Jünglingen bezüglich des Trinkens geistiger Getränke Simson als Beispiel der Mäßigkeit, bezw. Enthaltsamkeit vorhalte. Übermäßiges Trinken hat von jeher als deutsches National-Laster gegolten. Wenn eine Stadt gegründet wird, so baut, nach einem alten Spruch, der Spanier zuerst eine Kirche, der Amerikaner eine Eisenbahn und der Deutsche — ein Wirtshaus. Dieses Lasters schämt sich der Deutsche, vorab der deutsche Jüngling, im Durchschnitt beileibe nicht, er macht sich einen Stolz und Ruhm daraus. Es gilt vielfach als besondere Ehre nicht nur im Trinken, sondern auch im Sichbetrinken recht viel geleistet zu haben. Thörichter Stolz! Man sollte doch lieber die Folgen solch unchristlicher, ja unmenschlicher Unmäßigkeit bedenken. Wie kommt's, daß so mancher Jüngling des Morgens mit schwerem Kopf und übler Laune aufsteht? neunmal unter zehnmal weil er am Abend zuvor unmäßig gewesen ist. Und wie kam's, daß so mancher Gymnasiast seinen Eltern durch erhaltene Carcerstrafen oder gar das consilium abeundi so schweres Herzeleid bereitet, oder daß so mancher Lehrling oder Commis sich

in seiner Stellung unhaltbar gemacht, daß so mancher Student sich mehr Schulden als Fortschritte angeeignet hat? neunmal unter zehnmal ist's das gewesen, daß man gemeint hat, es im Trinken andern gleich, wenn nicht zuvor thun zu müssen. Wenn man all die traurigen Folgen der Sünde der Unmäßigkeit im Trinken bis hin zu den Verbrechen und Selbstmorden zusammenstellen könnte, so sollte man freilich meinen, derartige Folgen müßten jeden genugsam warnen vor der Sünde der Unmäßigkeit, und doch erliegen diesem Feind immer neue Scharen, zumal in jugendlichen Kreisen; ist doch die Macht der Verführung gerade bei dieser Sünde so besonders groß. Auch ein Noah, der den Wassern der Sündflut widerstanden, erliegt dem Wein!

Wieviel Geld könnte gespart werden, wenn es nicht vertrunken werden müßte. Im Jahre 1889/90 wurden im deutschen Reiche vertrunken: 2 279 828 Hektoliter Branntwein im Verkaufswerte von 683 948 400 M., 47 524 928 Hektoliter Bier im Verkaufswerte von 1 425 747 840 M., 3 352 819 Hektoliter Wein im Verkaufswerte von 335 289 900 M., in Summa 2 444 918 140 M., also rund 2½ Milliarden Mark in einem Jahre! Das ist etwa der sechste Teil des jährlichen Militärbudgets.

Eine Zeitung in New-Orleans erzählt Folgendes: Ein Zeitungsherausgeber, der heute ein Vermögen von 300 000 M. besitzt, fing in seiner Jugend als armer Lehrjunge in einer Druckerei seine Laufbahn an. Wenn seine Kameraden in das nebenan stehende Wirtshaus gingen um ein Glas Bier zu trinken, that er 10 Pfg. in ein besonderes Beutelchen und trank Wasser. Seine Kameraden gingen mitunter so oft, daß es ihm schwer wurde, jedesmal die 10 Pfg. zur Seite zu legen. Doch er führte seine Weise durch und darbte lieber, als daß er seinen Entschluß geändert hätte. Am Ende der Woche trug er den Inhalt des bewußten Beutelchens

auf die Bank. So trieb er es fünf Jahre, und es fand sich, daß sein Kapital auf 1564 M. angewachsen war. Drei seiner Kameraden waren Taugenichtse und aus dem Geschäft entlassen. Unser Wassertrinker hingegen hatte sich zur ersten Stelle im Geschäft emporgearbeitet. Nach weiteren fünf Jahren kaufte er das ganze Geschäft für bar, und heute ist er einer der berühmtesten Zeitungsherausgeber.

Daß die Unmäßigkeit im Trinken außer der Geldvergeudung auch andere übele Folgen genug mit sich bringt, weiß jeder, der es nur wissen will. Chrysostomus vergleicht einmal die Trunkenheit mit der Gefahr auf dem Meer und dem Schiffbruch „denn gleichwie auf dem ungestümen Meer" spricht er, „die Wellen sich erheben und manchmal über das Schiff herschlagen, also wird bei einem trunkenen Menschen die Seele mit vielen vollen Krügen, Kannen und Gläsern übergossen und vom Wein oder Bier überschwemmt. Gleichwie das Schiff vom Winde umhergetrieben, und bald hierbald dorthin geworfen wird, so werden die Trunkenen vom Wein erregt und geraten von einer Thorheit zur andern. Wie die Schiffsleute pflegen einen Auswurf zu thun, Apg. 27, 18 und auch die beste Bereitschaft wohl in's Meer zu werfen, also pflegen die Trunkenen alle Zucht und Ehrbarkeit, Gottesfurcht und Bescheidenheit zu vergessen." Wie mancher hat schon in der Trunkenheit gethan, wessen er nachher nur mit Scham und Reue gedenken konnte. Da giebt's nur ein Radikalmittel: Simsons Enthaltsamkeit. — Von König Karl XII. von Schweden wird erzählt, daß er sich einst im Rausch unehrerbietig gegen seine Mutter benommen habe, was diese so betrübte, daß sie sich mehrere Tage in ihr Zimmer einschloß. Als der König dies vernahm, ließ er sofort ein Glas mit Wein füllen, ging damit zu seiner Mutter und sagte: „Ich komme, um von Ihnen für mein unkindliches Benehmen Verzeihung zu erbitten, und damit

ich nie wieder etwas Ähnliches thue, so trinke ich diesen Wein auf Ihre Gesundheit; dieser soll aber der letzte in meinem Leben sein." Und er hat Wort gehalten. Es würde manchem Jüngling zur Ehre gereichen, wenn er es ebenso machen wollte.

Bei weitem die schlimmste Folge unmäßigen Trinkens hat Paulus Eph. 5, 18 genannt: Saufet euch nicht voll Weins, denn — das ist der Sinn des Verses — es hindert euch das den heiligen Geist zu empfangen. Man braucht gerade nicht ein Fresser und Weinsäufer im gröbsten Sinn zu sein, wo aber immer Essen und Trinken, wie wir oben sagten, zu einem unerlaubten Selbstzweck gemacht wird, da ist für die Innewohnung des heiligen Geistes in einem Menschenherzen ein unübersteigliches Hindernis. „Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein." „Der ist nicht sein", das ist ein schreckliches Wort. Nicht wahr, du möchtest nicht davon betroffen werden? Nun denn, so höre auf die Stimme des Herrn und laß dich durch keine Stimme der Verführung zur Unmäßigkeit verleiten. — Herzog Georg von Sachsen hatte einmal den mäßigen Johannes Weller über das Maß zu trinken unaufhörlich animiert. Als alles Verbitten nicht mehr helfen wollte, brach Weller endlich unwillig in die Worte aus: „Und wenn drei Herzöge über einander stünden, so wollte ich doch nicht über mein Bedürfnis trinken; ist es denn dem Menschen oder dem Vieh von Gott gesagt: „Saufet euch nicht voll Weins, daraus ein unordentlich Wesen folgt. Eph. 5, 18." Dagegen läßt sich so mancher durch Zusprechen und Animieren zum Übermaß im Trinken verführen. Hüte dich! Höre du nicht auf die Stimme des Verführers, und wär's ein Herzog, höre vielmehr auf die Stimme des „Herzogs der Seligkeit", der dir in seinem Wort zuruft: „Seid mäßig und nüchtern zum Gebet", „seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet

umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge." Denke an Simson. Was er gewesen ist, das ist er durch seine Enthaltsamkeit geworden.

Freilich, eine andere Sünde hat den Simson zu Fall gebracht, die Sünde der Unkeuschheit, die sonst so häufig mit der Unmäßigkeit im Essen und Trinken Hand in Hand geht. Ein Simson hat sich vor der Unmäßigkeit gehütet und ist ihrer Zwillingsschwester erlegen. Die Weiber der Philister haben ihn um seine Gaben und seine Kraft gebracht. Der durch seine Enthaltsamkeit ein Heldenjüngling geworden war, erliegt durch seine Unkeuschheit der Verführung der Delila. Sein Bild predigt laut, was uns Isaaks Bild gepredigt: „Hütet euch, ihr Jünglinge, vor der Brautfahrt in der Philister Land" und was auf Josephs Bild geschrieben stand: „Hütet euch vor Delilas Fesseln der Unkeuschheit." Was hilft's, gegen eine Sünde ankämpfen und der andern unterliegen? Ganz gilt es mit der Sünde brechen, nicht in eigener Kraft, sondern in der Kraft, die Simson noch nicht kannte, der Kraft eures Heilands.

Ganz ab und Christo an,
Dann ist die Sach' gethan.

11. Samuel.

Der Name Samuel bedeutet so viel als „Von Gott erbeten."

Bekannt ist ja, daß Hanna, Samuels Mutter, nachdem ihr sehnlicher Wunsch, Mutter zu werden, lange unerfüllt geblieben, in innigem Gebet den Herrn um einen Sohn anflehte und für den Fall, daß der Herr ihre Bitte gewähre, das Gelübde ablegte, ihm ihren erbetenen Sohn in der Weise zu weihen, daß kein Schermesser auf sein Haupt kommen, er also als Nasiräer leben werde, — wie um dieselbe Zeit Simson —, dann aber auch, daß er sein ganzes Leben im Dienst des Herrn zubringen solle. Hanna hat mit ihrem Sohn ihr Gelübde gehalten, und Samuel hat sich von frühster Jugend an dem Herrn zu seinem Dienst und Eigentum ergeben. Darin eben, daß er sich von frühster Jugend an mit seiner ganzen Person dem Herrn nach dem Gelübde der Mutter ergiebt, ist er ein Vorbild für die Jugend geblieben bis auf den heutigen Tag. O, daß ihm die liebe Jugend folgen wollte, denn allein in der frühzeitigen Übergabe an den Herrn liegt das Geheimnis und die Bürgschaft einer seligen, glücklichen Jugend.

Beherzigenswert bleiben die Worte Woltersdorfs in seinem „Fliegenden Brief an die Jugend": „Ich habe es (Gott sei ewig gelobt!) selbst von meinem 17. Jahre an erfahren, daß das allein eine glückselige Jugend ist, die Jesum suchet, Jesum schmecket, Jesum liebet. Nun möchte ich euch auch gerne so glücklich, ja ich wollte euch gern noch glück-

seliger sehen, als ich bin. Meinet nicht, ihr könntet wohl bis in euer siebzehntes Jahr warten, weil ich auch siebzehn Jahre ohne Jesu gelebt habe. Nein, allerliebste Jugend, du weißt ja nicht, ob du so lange leben wirst, und willst du darum so unselig sein, weil ich leider so gewesen bin? Darum eilet, ihr möget nun fünf, zehn oder zwanzig Jahre und darüber alt sein! Eilet, und errettet eure Seele! Wollt ihr nicht lieber heute schon reich, selig und herrlich werden, als erst lange darauf warten?"

Das sind goldene Worte. Ja, wohl dem, der darauf achtet, der von frühster Jugend an, wie Samuel, ein Eigentum des Herrn wird, der hat das Geheimnis einer seligen Jugend erfaßt. So übergieb auch du dich heute, heute auf's neue deinem Herrn, gieb ihm, der dir so viel gegeben, der auch sein Bestes, sein Herzblut, für dich hingegeben, gieb ihm dich selbst, dein Herz, dein ganzes Herz. Nur ein geheimer Rückhalt, nur eine geheime Lieblingssünde, die du nicht opfern willst, — und dein ganzer Mensch gilt vor ihm „wie eine Glocke, die an einer Stelle einen Riß hat und darum mit ihrer unharmonischen Stimme zum Läuten nicht mehr taugt." „Jene Mutter vor dem Richterstuhle Salomos war die falsche," hat einmal jemand gesagt, „welche das Kind geteilt und getötet haben wollte, ganz und lebendig, das ist der rechten Liebe Art." Also ganze, völlige Übergabe an den Herrn gilt's, Übergabe deiner Person, deiner ganzen Person von frühster Jugend an, so wie wir's bei Samuel sehen. —

Zur Zeit einer Erweckung unter den Indianern Nordamerikas war auch ein Mann um sein Seelenheil sehr bekümmert und wollte seinem Herrn gern ein Opfer bringen, um den Frieden für seine Seele zu erlangen. Eines Tages sagte der Indianer: „Lieber Gott, ich bringe dir all' mein Fischergerät, gieb mir doch Seelenruhe;" aber der Friede kam nicht in das Herz. Am andern Tag übergab er dem

Herrn seine Flinte, womit er das Wild erlegt hatte, um sich und die Seinigen zu ernähren; aber der Gottesfriede blieb fern. Bald darauf sagte er: „Lieber Gott, gieb mir Vergebung der Sünden, und ich bringe dir meine Decke, womit ich mich kleide, das einzige, was ich noch besitze.“ Aber auch darauf konnte er sich noch nicht des edlen Gottesfriedens erfreuen und ging den ganzen Tag traurig einher. Endlich sagte der Indianer: „Jetzt, lieber Gott, lege ich mich selbst, den ganzen Indianer, auf den Altar; gieb mir den Frieden für mein Herz.“ Als er sich selbst dem Herrn übergeben hatte, da kam der Friede Gottes in sein Herz und der arme Indianer war ein glücklicher Mensch.

„Wer Gottes nur halb ist, ist ganz des Teufels“ sagt ein Sprichwort, und, daß der, der des Teufels ist, nimmermehr ein glücklicher Mensch werden kann, liegt auf der Hand. Darum noch einmal: Übergieb dich, wie Samuel, von frühster Jugend an deinem Herrn und Heiland zu einem dankbaren Opfer und Eigentum, es soll dich nicht gereuen.

Offenbar war es für Samuel eine besondere Gnade vom Herrn, daß er zu einer Zeit, von der es heißt: „Und das Wort des Herrn war teuer in diesen Tagen“, im Tempel in der besonderen Nähe des Herrn aufwachsen durfte.

Nun, auch dich ließ vermutlich die Gnade deines Herrn aufwachsen im Tempel deiner Gemeinde, wie den Samuel im Heiligtum zu Silo. Du wurdest von Kindesbeinen an genährt mit der lauteren Milch des göttlichen Wortes, im Elternhaus, in Schule und Kirche hast du eine christliche Erziehung genossen. Vergiß es nicht, dafür dankbar zu sein, vergiß es aber auch hierbei nicht, daß jede Gabe ihre Aufgabe hat. Mach' dir kein Ruhekissen aus deiner christlichen Erziehung. Daß du in christlicher Umgebung lebst, bringt dich noch nicht in den Himmel, und der

betrügt sich, der sich darauf verläßt. — Du lebst in einer Zeit, in der Gottes Wort, wenigstens im buchstäblichen Sinn, gewiß nicht teuer ist. Wie viel Grund zur Dankbarkeit! Welch ein Segen! Freue dich des, aber benutze nun auch deine Bibel. Doch, davon werden wir später zu reden haben.

Von Samuel lesen wir: „Aber der Knabe Samuel ward immer größer und angenehmer, sowohl bei Gott, als auch bei Menschen.“ Du siehst also, die beste Art, sich auch bei Menschen angenehm und beliebt zu machen, ist die, daß man vor allem trachtet, dem Herrn zu gefallen und ihm wohlgefällig zu werden. Es bestätigt sich auch darin, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung nicht nur des zukünftigen, sondern auch dieses Lebens hat. Ja, es wird sich auch das Wort aus Spr. 16, 7 immer wieder erfüllen: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Die Welt mag spotten und lachen über die Frömmler, wenn einer nur wirklich ernstlich bemüht ist, dem Herrn wohlzugefallen, so wird ihm auch die Welt auf die Dauer Anerkennung und Wertschätzung nicht versagen können und zu der Erkenntnis kommen, daß, je bessere Christen, um so bessere Väter, Mütter, Söhne, Töchter, Gatten, Freunde, Bürger, Beamte, Geschäftsleute die Menschen sind. Ein chinesischer Kaufmann pflegte Fremden, welche mit ihm Geschäfte machen wollten, eine Schrift religiösen Inhalts zum Lesen zu geben. Wenn sie sich spöttisch und wegwerfend über dieselbe äußerten, so ließ er sich nicht mit ihnen ein und würdigte sie seines Vertrauens nicht. Was jener Chinese so richtig herausgefühlt, daß die rechte Frömmigkeit die Grundlage aller Tugend ist, das fühlen die Menschen insgesamt, ob sie vielleicht auch nicht so ehrlich sind, es einzugestehen. Willst du also das Vertrauen und Wohlgefallen

der Menschen besitzen, so werde vor allem dem Herrn gefällig. War das einem Samuel möglich, dir als christlichem Jüngling muß das viel eher und mehr möglich sein, seit es auf Bethlehems Gefilden erklungen: „An den Menschen ein Wohlgefallen!“ Von Haus aus hat ja der Mensch, hast auch du durch die Sünde das Wohlgefallen Gottes verloren; aber seit in der Krippe zu Bethlehem das Kind gelegen, dem im Vollsinn das Wort galt: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe“, seitdem kann auch das Wort voll und ganz erfüllt werden „an den Menschen, auch an dir Gottes Wohlgefallen“. Wenn du nur an Jesum, deinen Heiland, glauben, ihn und in ihm Vergebung deiner Sünde im Glauben ergreifen lernst, dann und dann allein wirst du „angenehm gemacht in dem Geliebten“, daß Gottes Wohlgefallen auf dir ruht; dann aber muß man dir das auch in all deinem Handel und Wandel ansehen und abmerken, und dann kann's nicht fehlen, daß du auch immer mehr die Wahrheit des Wortes erfährst: „Wer Christo dienet, der ist Gott gefällig und der Menschen wert.“

Samuels Frömmigkeit verdient um so mehr unsere anerkennende Beachtung, als er in einer gottlosen Umgebung lebte. Zumal werden uns ja von den Söhnen Elis, mit denen Samuel vermutlich sehr viel zu verkehren hatte, schlimme Dinge berichtet. Trotzdem aber schämt sich Samuel seiner Frömmigkeit und Gottseligkeit nicht; und dazu gehörte natürlich eine größere Überwindung und Treue, als wenn Samuel unter lauter Frommen einen gottseligen Wandel geführt hätte, das ist ja im Grund nicht so schwer.

Wie dem Samuel, so wird's vielleicht auch dir gehen, du wirst nicht nur mit frommen Menschen, und besonders mit frommen Altersgenossen in Berührung kommen, du wirst ohne Frage auch manche Elis-Söhne kennen lernen.

Laß dich nicht von ihnen verführen. Schäme dich vor ihnen deines Glaubens, deiner Absicht, fromm und gottselig zu wandeln, nicht, sondern gehe du mit einem guten Beispiel voran, und wärst du der einzige unter allen, und müßtest du noch so viel Hohn und Spott darum leiden. Wie Samuel, so kannst auch du vielleicht mit Gottes Hülfe für eine ganze gottlose Umgebung oder doch für einen und den andern zum Salz und Segen werden. Ich habe von einem Knaben gelesen, der als Lehrling in ein Geschäft eintrat. Es war nichts Besonderes an ihm, als daß er seiner Mutter in die Hand gelobt hatte, ein frommer Knabe zu sein. Aber leider schwand, wie bei vielen, seine kindliche Frömmigkeit bald dahin. Er mußte bei einem gottlosen Lehrjungen schlafen, und als sie zu Bette gingen, versäumte er aus Scham und Menschenfurcht, seine Knie zu beugen und Gott um Beistand anzurufen. Wieder und wieder kam dies vor. Seine Lust und Liebe zu gottesdienstlichen Übungen wurde immer geringer, bis er dieselben gänzlich unterließ. Und bald schien es, als ob er es nie besser gewußt habe. — Mit der Zeit kam jedoch ein anderer Lehrling ins Geschäft, der auch in demselben Zimmer schlief. Wie ein Knabe, der gewohnt ist zu beten, kniete der neue Lehrling nieder zum Gebet, ehe er zur Ruhe ging. Der andere sah dies mit tiefer Bewegung. Sein Gewissen strafte ihn scharf um seines Mangels an Entschiedenheit willen. Der arme, unglückliche Jüngling wurde wieder zur Besinnung gebracht und mit festem Entschlusse weihte er sich auf's neue dem Herrn zum Dienste. Später ist aus diesem so wiedergewonnenen Lehrling ein gesegneter Prediger geworden, der viele zur Gerechtigkeit gewiesen. Daß er es aber geworden ist, das war die Frucht davon, daß jener Stubengenosse sich seiner Frömmigkeit nicht geschämt. — Ein anderes Beispiel: Vor etwa einem halben Jahrhundert befand sich in der vornehmen englischen Schule

zu Eton bei Windsor ein Knabe, frisch und gesund, und von hervorragend kräftigem Körperbau. Er zeichnete sich damals weniger durch außerordentliche Begabung als durch besondern Anstand in seinem Benehmen und durch guten Charakter aus. Deswegen hatten ihn alle seine Mitschüler lieb, er war ihr Anführer bei den Bootwettfahrten, und durfte auch beim bekannten „Cricketspiel" bei der auserwählten Zahl der Elfe nie fehlen. — Damals herrschte in Eton aber der schlimme Brauch, daß bei gewissen Zusammenkünften Lieder gesungen wurden, die sich für wohlerzogene Knaben nicht schickten. Unser Jüngling erklärte, daß in seiner Gegenwart keine solchen Lieder gesungen werden dürften. Er mußte zwar durch diese Äußerung seinen ältern Mitschülern anmaßend erscheinen, er setzte seine Beliebtheit damit auf's Spiel und konnte auf Spott und Hohn gefaßt sein; aber er that es dennoch. Als diese Gesänge das nächste Mal angestimmt wurden, erhob er sich und verließ das Zimmer. Und siehe da, infolge seines mutigen Auftretens wurde der schlimme Gebrauch in Zukunft fallen gelassen. -- Der Knabe, welcher das im Jahr 1845 that, hieß Patteson, und aus ihm ist niemand anders als der berühmte Bischof von Melanesien geworden, der im Jahr 1871 den Märtyrertod erlitt. Er war schon in der Jugend ein Salz und Segen für seine Umgebung.

Samuel ist auch sonst in seiner ganzen Thätigkeit ein Mann ohne Menschenfurcht gewesen. Rücksichtslos straft er die Sünden seiner Zeit, auch, wo es gilt, an Eli und einem König Saul. Und dieser Samuel ist nicht der einzige Knecht Gottes ohne Menschenfurcht, von welchem die heilige Schrift berichtet. Ein Nathan scheut sich nicht, dem König David ohne Rückhalt das Wort zu sagen: „Du bist der Mann!" Ein Moses tritt ohne Furcht vor Pharaos Zorn immer wieder vor ihn hin mit der Forderung: „So spricht

Jehovah: „Laß Israel ziehen!“ Ein Elias fürchtet sich nicht, dem Ahab in's Gesicht zu sagen: „Du bist's, der Israel verwirret.“ Ein Johannes der Täufer weiß, daß es ihm den Kopf wird kosten können, aber er nimmt dennoch kein Blatt vor den Mund und sagt dem ehebrecherischen König gerade heraus: „Es ist nicht recht, daß du die Herodias zum Weibe hast.“ Bei dir handelt sich's nicht um Leib und Leben, oft gilt es vielleicht nur ein spöttisches Lächeln oder Kopfschütteln über dich ergehen zu lassen, weil du das Panier der Wahrheit, der Frömmigkeit, des Glaubens hoch halten sollst, und da wolltest du's aus feiger Menschenfurcht unterlassen, wolltest die Menschen mehr fürchten, als den Herrn? — Ein Namensgenosse unseres Samuel, der fromme Prediger Samuel Urlsperger, kam 1714 als Hofprediger nach Stuttgart. Er verkündigte das lautere Evangelium, aber die Menschenfurcht verhinderte ihn, die Sünden des sehr ausschweifenden Württemberger Hofes zu strafen. Da kam einst, im Jahre 1717, August Hermann Francke, mit dem er schon seit lange befreundet war, nach Stuttgart, hörte ihn predigen und ging dann nach der Predigt zu ihm und sprach: „Ich höre, Bruder, daß deine Vorträge evangelisch sind, aber die Sünden deines Hofes berührst du mit keinem Worte. Ich komme also zu dir, dir im Namen Gottes zu sagen, daß du ein stummer Hund (Jes. 56, 10) bist, und wenn du nicht umkehrst und als öffentlicher Lehrer die Wahrheit frei herausjagst, so gehst du verloren, trotz aller Erkenntnis.“ — Auf Urlsperger machte das Wort einen tiefen und unverlöschlichen Eindruck. Schon am nächsten Sonntage predigte er mit Ernst und Freimütigkeit, und die Folge davon war, — daß der Herzog erst Widerruf von ihm verlangte und dann, als Urlsperger sich dessen weigerte, ihn in's Gefängnis bringen und sogar als Majestätsbeleidiger zum Tode verurteilen ließ — welches Urteil auch vollstreckt

worden wäre, wenn nicht der Minister von Schütz, als der Herzog ihm dasselbe zur Unterschrift vorlegte, ihm seinen Degen übergeben hätte mit den Worten: „Ew. Durchlaucht! Hier ist mein Amt und meine Ehre, ich unterschreibe keine Blutschulden.“ So wurde denn Urlsperger zwar beim Leben erhalten, aber ohne Gehalt abgesetzt und geriet in drückende Verhältnisse, bis er endlich auf desselben Ministers Verwendung im Jahre 1720 Dekan in Herrenberg und darauf 1723 erster Prediger in Augsburg wurde, wo er in großem Segen wirkte, noch sein 50jähriges Amtsjubiläum 1763 feiern konnte und endlich am 20. April 1772 von dem Herrn abgerufen wurde.

Solltest du, lieber Freund, später in besonderer Weise zum Dienst am Wort der Wahrheit berufen werden wollen, nun, so lerne auch du von vornherein die Wahrheit hochhalten ohne Menschenfurcht. Aber auch sonst wird sich dir gewiß Gelegenheit bieten, wo es gilt, im Dienst der Wahrheit Gott mehr zu fürchten als die Menschen. Du siehst etwa einen deiner Genossen auf gefährlichem Irrweg, nicht wahr, da wirst du alle Menschenfurcht bei Seite setzen, wirst dir nichts daraus machen, wenn's not thut, auch eine Freundschaft zu verlieren, wirst dir die Erweisung rechten Freundesdienstes nicht nehmen lassen, wirst warnen, raten, halten, statt deinen Bruder in's Verderben eilen zu lassen. Wer die Menschen nur recht liebt und von der Liebe getrieben, die allein den Namen verdient, auch um ihr ewiges Heil bekümmert ist, der wird sich nimmermehr vor Menschen fürchten. So war's bei Samuel. — Aber auch der wird sich vor Menschen nimmermehr fürchten, der um sein eigenes ewiges Heil bekümmert ist. Willst du als ordentlicher, frommer Jüngling gemeine, frivole Äußerungen anderer, unsittliche oder schlüpfrige Reden schweigend mit anhören, vor deinen Ohren das Heiligste verspotten und in den Staub

ziehen lassen ohne Einspruch zu erheben, um nur ja nicht in den Geruch eines Frömmlers zu kommen und ausgelacht zu werden, willst du die Unarten anderer mitmachen, wiewohl sich dein Gewissen noch dagegen sträubt, bloß um nicht verspottet zu werden, sieh, das ist der Weg, auf dem schon Tausende an ihrem Glauben und ihrem ewigen Heil völlig Schiffbruch gelitten haben. Wenn man die Verbrecher der Reihe nach fragen wollte, wo die ersten Anfänge ihrer Verbrecherlaufbahn liegen, neunmal unter zehnmal würden wir finden, daß sie durch Menschenfurcht, weil sie nicht den Mut hatten, als die Versuchung und Verführung an sie herantrat, „nein" zu sagen, auf den Weg zu einem so traurigen Ende geführt wurden.

Wie? die Jugend thut sich so gerne auf ihre Courage was zu gut, und du wolltest, wo es sich um dein zeitliches und ewiges Wohl handelt, nicht etwas Mut gottlosen Menschen gegenüber beweisen wollen?

Besonders noch in einem Stück ist Samuels Bild so recht vorbildlich, zumal auch für Jünglinge, nämlich in seinem unbedingten Gehorsam.

Als mitten in der Nacht eine Stimme seinen Namen ruft, da eilt er unverzüglich an des erblindeten Eli Lager, um seine Befehle zu empfangen. Gehorsam ist er zum Dienst bereit, sowohl am Tag, als mitten in der Nacht, sei es zum Dienst für den Priester persönlich, sei es zum Dienst am Tempel. Ohne sich zu bedenken, folgt er dem Ruf, der ihn mitten aus dem Schlaf aufweckt und er bleibt gehorsam ohne ungeduldig zu werden, wiewohl er dreimal vergeblich sein Lager verlassen muß. Als sein Name gerufen wird, da kommt er, als ihm Eli den mürrischen Befehl giebt: „Gehe wieder hin und lege dich schlafen," da geht er, kommt wieder und geht wieder, kommt zum drittenmal und geht zum drittenmal.

Wie könnte da jeder Jüngling Gehorsam lernen im Dienst gegen die, die der Herr über ihn gestellt hat, seien es irdische Dienstherren oder Vorgesetzte oder die Eltern. — Wie selten und darum rührend ist ein Gehorsam, wie ihn jenes Söhnchen eines Kapitäns gegen den Vater bewiesen! Es war Abend, aber kein stiller Abend, besonders nicht auf dem Meere; ein furchtbarer Sturm wütete schon den ganzen Tag und gegen Abend hatte er noch zugenommen. Hohe Wellen schäumten und tobten gewaltig, und heftiges Donnern unterbrach oft das Brausen und Getöse des Wassers; kein Stern war zu sehen, denn der Himmel war mit schweren, schwarzen Wolken bedeckt, es war ganz dunkel, nur grelle Blitze erhellten zuweilen die Finsternis. — Da, mitten auf dem ungestümen Meere war ein Schiff, und zwar stand es in Feuer, ein Blitzstrahl hatte dasselbe entzündet; alle Versuche zu löschen waren vergebens, denn der Sturm fachte das Feuer immer heftiger an. Das Schiff war verloren. Ein Teil der Schiffsleute hatte sich auf Kähnen gerettet, aber noch war das Schiff nicht leer von Menschen. Auf dem Verdeck stand allein ein Knabe, es war das einzige Söhnlein des Kapitäns; voll Angst sah er sich nach allen Seiten um, doch ging er nicht von der Stelle. „Vater, Vater, darf ich gehen?“ so rief er laut, aber keine Antwort, so sehr er auch lauschte, drang an sein Ohr; dennoch wich er nicht. — Sein Vater hatte ihm nämlich strenge verboten, von der Stelle zu gehen, bis er ihn holen würde; er glaubte seinen Sohn da sicher, bis er unten im Schiff noch Befehle erteilt hätte. — Das Feuer wurde heftiger; der Sturm hatte Flaggen und Mastbäume mit fortgerissen, Stück um Stück stürzte zusammen. Bei jedem neuen Krache drang ein Freudenstrahl aus des Knaben Augen, er glaubte, sein Vater komme ihn abzulösen, doch umsonst. Er rief angstvoller und so laut als möglich: „Lieber Vater, kommst du

immer nicht, darf ich noch nicht gehen?" — Ach, der Vater lag unten in der Kajüte, dem Tode nahe an furchtbaren Brandwunden; die wenigen Leute, die noch übrig waren, lagen um ihn, des Knaben dachte niemand, sein Rufen verhallte im Sturm. Aber der Knabe konnte seinem Vater nicht ungehorsam werden, er hatte ihm versprochen, hier zu bleiben, so verließ er seinen Posten nicht, ob ihm gleich der Angstschweiß auf der Stirn stand, ob seine Knie schon wankten, er hielt aus. Das Feuer drang näher, immer näher zu ihm, sein Gesicht wurde bleicher, Thränen kamen ihm in die Augen, er zitterte und bebte, wie er das Feuer auf sich losstürzen sah; noch einmal nahm er seine Kräfte zusammen und rief, aber schon schwächer: „Vater, ich kann nicht mehr, kommst du noch nicht?" Die Flammen schlugen über ihm zusammen, man sah ihn nicht mehr, aber eine schwache Stimme tönte noch heraus: „O lieber Gott im Himmel, so hilf du mir!" Und sein himmlischer Vater nahm ihn bald auf in seine Vaterarme und in sein Himmelreich, da mag der arme Knabe fröhlich und getrost das Kommen seines Vaters erwarten. Lange währte die Trennung nicht mehr, denn auch der Kapitän erlag bald seinen Verletzungen. Das war ein Samuelsgehorsam.

Viel mehr aber könnte jeder Jüngling Treue und Gehorsam gegen den Herrn aller Herren von Samuel lernen. Daß sich's Samuel nicht verdrießen läßt, dreimal dem väterlichen Lehrer sich zum Dienst zu stellen, das ist eben die Folge seines blinden Gehorsams gegen den Herrn, in dessen Zucht und Dienst er sich begeben hatte. Spricht nicht auch aus seinem Wort: „Herr rede, dein Knecht höret" der Entschluß, alles, was ihm der Herr zeigen wird, zu reden und zu thun? Spricht nicht der unbedingteste Gehorsam aus dem Wort „Herr"?

Ist dieser Herr auch schon dein Herr geworden? Hast

du's ihm schon gelobt: „Er allein soll mein Herr sein, und sein Wille mein Wille?" Du kannst dein ganzes Christentum eben daran prüfen, ob du wirklich willst, was der Herr will, ob du gehorsam bist. Mit all deinem frommen Denken und Fühlen ist's nicht gethan, wenn nicht auch der Wille dazu kommt, deines Gottes Willen zu thun. Der fromme Niederländer Ruysbruck sagt einmal: „Wenn einer zu jenem Gipfel gefühlvoller Betrachtung Gottes gelangte, zu welchem je Paulus oder Petrus oder irgend ein anderer Apostel gelangt ist, er wüßte aber, daß irgend ein Kranker warmer Brühe bedürfe, so wäre es viel besser, daß er sich eilend aus seiner Betrachtung aufmachte, um jenem Armen in wahrer Liebe Hilfe zu leisten." Es liegt zumal der Jugend, wie wir bereits darauf hingewiesen haben, nahe, ihr ganzes Christentum in Gefühlen aufgehen zu lassen. Solches Gefühlschristentum ist gefährlich. Damit ist dem Herrn nicht gedient. Seinen Willen gilt's in unbedingtem Gehorsam zu erfüllen. — Frage dich, prüfe dich: „In welchem Stück will ich noch nicht, wie Gott will? Gegen welche Führung habe ich bisher noch gemurrt? Welches Opfer, das der Herr von mir fordert, habe ich ihm bis jetzt noch vorenthalten? Mit welcher Lieblingssünde, Lieblingsmeinung, Lieblingsneigung muß ich noch nach dem Willen meines Herrn brechen?" Wenn du so dich selbst und deinen Herrn gefragt und er dir in deinem Innern Antwort gegeben hat, dann brich mit eben dem Stück, womit er dich brechen heißt, brich durch, brich ganz durch und du wirst erfahren, wie selig es ist, dem Willen des Herrn gehorsam zu sein.

O wie glücklich und selig könnten die Menschen sein, wenn sie immer in blindem Gehorsam Gottes Willen zu erfüllen begehrten. Weil sie es nicht thun, sondern dem eigenen Willen folgen, darum ist so viel Unglück und Unsegen auf Erden. Es ist so, wie der Dichter gesagt:

„Gott macht dir keinen Schmerz,
Er will ihn stillen.
Wo aber rührt er her?
Vom Eigenwillen!
Hilf dieses Schmerzenskind bei Zeiten töten,
So reißt dich Gott gewiß aus allen Nöten."

Mache auch du es, mein lieber Freund, zu deiner Regel: „In allen Dingen sei eins mein Leitstern, der Wille Gottes." Gehorsam gegen den göttlichen Willen sei auch dein Gelöbnis, und du wirst den Segen davon sicherlich erfahren, oft genug freilich erst hinterher, wie jener Weichensteller in Amerika. Er erhielt eines Tages eine Depesche, augenblicklich eine Weiche zu öffnen, um eine entflohene Lokomotive in den Fluß zu leiten. Er konnte das nicht begreifen. Aus Furcht, er möchte es mißverstanden haben, fragte er an, ob das Befehl sei. „Ja, schnell," war die Rückantwort. Der Mann konnte das nicht einsehen; kopfschüttelnd drehte er die Weiche und verwunderte sich, was wohl der Zweck sein sollte. Jetzt kam die Maschine angedonnert und stürzte mit furchtbarem Geräusch in den Fluß. Kaum hatte der Weichenwärter sich von seinem Schrecken erholt, als auch schon der Personenzug von der andern Seite angebraust kam und vorbeisauste. Die Passagiere wußten gar nicht, daß ihr Leben bei fünf Minuten vom unverbrüchlichen Gehorsam eines Weichenstellers abhing. Höhern Orts wußte man besser, was notwendig war, als es der Weichensteller wußte. So weiß auch Gott besser, als wir selber, was gut für uns ist. Sei nur dem Herrn gehorsam.

Du wirst in jedem einzelnen Fall am besten fahren, wenn du dem Befehl deines Gottes gehorsam bist, und dein gesamtes Leben wird dann am gesegnetsten sein und am sichersten sein Ziel erreichen, wenn als Überschrift über demselben das Wort „Gehorsam" geschrieben steht.

Es giebt eine Art von Weberei, da sieht der Weber nicht das, was er arbeitet. Er sieht nur das Muster; danach richtet sich seine Arbeit mit Hand und Fuß. Ist aber sein Werk vollendet, so werden die Hüllen fortgenommen, und siehe, nun entspricht die Arbeit des Webers ganz genau dem Muster, auf welches seine Augen unverwandt schauten. Was sagt dir das Bild? das, was es anderen gesagt: Wenn dein Auge hängt an dem Auge Gottes, wenn dein Sinnen und Fragen überall und immer wieder darauf gerichtet ist: „Wie treffe ich meines Gottes Willen? wie werde ich verklärt in sein Bild, das uns in Christo enthüllt ist?“ — alsdann wird auch bei dir sich bewahrheiten, was St. Paulus schreibt: „Wir werden verkläret in dasselbige Bild von einer Klarheit zur andern,“ bis du ganz verklärt bist in sein Bild, dann hast du nicht vergeblich gelebt.

Wir sind am Ende. Nur eines noch wollen wir hinzufügen: Es hat einmal jemand gesagt, die Bedingung gesegneter Berufserfüllung in Samuels Leben sei die Erfahrung von der Kraft des göttlichen Wortes gewesen: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein,“ Jes. 43.

Auch dich hat der Herr so manches Mal mit Namen gerufen. Zum erstenmal schon in der Taufe, wo er dir auf deinen Namen die Gnade zugesichert, die Jesus, dein Heiland, auch für dich erwarb und gewann. Dort schon hat er dir, gerade dir, seine Gnadenhand dargeboten; hast du denn schon eingeschlagen? Wieder nannte dich der Herr mit Namen, als dir bei der Einsegnung segnende Hände aufgelegt worden, da hat er dir zugerufen: „Komm', ich bin bereit, mit dir den Bund für's Leben zu schließen.“ Hast denn auch du dich ernstlich, ehrlich bereit erklärt? Bist du ihm treu geblieben? Vielleicht hat dich der Herr seitdem schon oft mit Namen gerufen, bei jedem Abendmahlsgang hat dir der Herr zugerufen: „Auch für dich, gerade für dich ist meine Gnade.“

Hast du denn nach solcher Gnade verlangt? Hast du sie angenommen? In so mancher Segnung, vielleicht auch in manch ernster Führung deines Lebens, in Freud und Leid hat dich der Herr immer wieder, wie einst den Samuel, mit Namen gerufen. Hast du auf ihn gehört und gemerkt? Wenn dich ein Mensch, etwa dein Vater, ruft, so erwartet er, daß du ihn nicht zwei-, drei- oder wer weiß wievielmal rufen läßt, sondern, daß du auf den ersten Ruf kommst und folgst. Und deinen Heiland und Herrn wolltest du so lange und oft vergeblich rufen lassen? Was er mit seinem „Beim Namen rufen" meint, das zeigt der eben genannte Nachsatz „Du bist mein". Samuel hat den Ruf verstanden und ihn, wie wir sahen, mit dem Ruf beantwortet: „Ja Herr, ich bin dein, ich bin dein Knecht und du mein Herr! Rede, Herr, dein Knecht höret." Mache du's auch so, halt' endlich stille, um auf den Ruf deines Herrn zu hören und gieb ihm dann die Antwort: „O ewige Liebe, du hast mich unverdientermaßen so oft und immer wieder mit Namen gerufen, hast so oft um mich gerungen, daß auch ich zum Lohne deiner Schmerzen werden möchte, nun, so sei's denn:

„Ich bin dein! sprich du darauf dein Amen!
Treuster Jesu, du bist mein!
Drücke deinen süßen Jesusnamen
Brennend in mein Herz hinein!
Mit dir alles thun und alles lassen,
In dir leben und in dir erblassen,
Das sei bis zur letzten Stund'
Auch mein Wandel, auch mein Bund!"

12. Saul.

„Es giebt fromme Jünglinge“ schreibt Emil Quandt von Saul, „die hinterher gottlose Greise werden: Bilder, von Gottes Hand gezeichnet und zuletzt von des Teufels Pinselstrichen verdorben, Blumen mit schöner Blüte und duftigem Wohlgeruch, doch schließlich vom Wurme zerfressen. Man muß weinen über sie, weil sie im Fleische das Leben vollendet haben. Aber man gedenkt doch auch mit Freude, wenn auch mit wehmütiger Freude, ihrer Jugend, wo sie im Geiste begannen.

Saul als Mann, als Greis reifte dem Verderben entgegen. Aber der Jüngling Saul schiffte in den Ocean des Lebens auf dem Nachen der Frömmigkeit. Sein Kahn ist in seinem Alter im Strudel der Sünde jämmerlich untergegangen; wir wissen es und trauern; aber der Anfang war schön und bietet auch für unsere Jünglinge viel Vorbildliches.“

Vorbildlich ist Saul zunächst durch seine große Demut und Bescheidenheit. Bescheidenheit und Demut war es, wenn er als gehorsamer Sohn auf des Vaters Wink auszog, die verlorenen, verirrten Eselinnen zu suchen (1 Sam. 9, 3). Er hätte ja wohl denken können: „Wie? ich, der „feine junge Mann“ soll Eselinnen suchen? Ich, eines Hauptes länger, denn alles Volk, soll mich zu einem Dienst hergeben, den jeder Viehtreiber besorgen kann? Ich fühle mich doch wahrlich mit Fug und Recht zu Besserem berufen. Ich will mir

und meinem Volk im Kampf gegen die Philister einen Namen machen. Ich bin mit meinen Gaben und Anlagen zum Volksbefreier und Erretter des Vaterlandes, und nicht zum Hirtenjungen berufen." Aber nicht ein solches Wort kommt über seine Lippen, nicht ein solcher Gedanke kommt in sein Herz. „Suche die Eselinnen," so lautet des Vaters Befehl, und ohne Widerspruch und Murren, bescheiden und demütig folgt er. Auch sonst bekundet er solche Demut und Bescheidenheit. So, wenn er dem Samuel auf die Eröffnung seiner Berufung zum König Israels antwortet: „Bin ich nicht ein Sohn von Jemini und von den geringsten Stämmen Israels, und mein Geschlecht das kleinste unter allen Geschlechtern der Stämme Benjamins? Warum sagst du denn mir solches?" Demütig und bescheiden versteckt er sich bei der Königswahl unter die Fässer. Ja, noch nach der Schilderhebung und Salbung kehrt er wieder hinter den Pflug zurück. Saul ist dadurch ein Vorbild der Demut und Bescheidenheit geworden bis auf den heutigen Tag. Mögen wir diese Tugenden von ihm lernen, zunächst den Menschen gegenüber, wie er sie seinem Vater oder einem Samuel oder dem ganzen Volk gegenüber bewies.

Solche Demut und Bescheidenheit gegen Menschen beweist z. B. auch Abraham seinem Neffen Lot gegenüber mit den Worten: „Willst du zur Rechten, so will ich zur Linken, willst du aber zur Linken, so will ich zur Rechten." Ein Petrus hat sich vor Paulus gebeugt, und auch sonst fehlt es nicht an biblischen Beispielen tiefer Demut den Menschen gegenüber.

Freilich, es giebt auch ein natürliches, ja ein berechtigtes Selbstgefühl, das auch nicht ohne Schaden preisgegeben werden darf. Aber gerade der Jugend fehlt's daran in der Regel nicht. Für sie ist die Gefahr des allzugroßen unberechtigten Selbstgefühls, wie sie sich der

Menschen gegenüber in Unbescheidenheit äußert, viel größer. Die rechte Bescheidenheit besteht ja in der demütigen Überzeugung, daß man selbst nicht gerade für alle Welt so hoch bedeutsam, interessant und wichtig ist, daß man überall sich selbst in den Vordergrund stellen müßte, sondern, daß man lieber, wie der neugewählte König Saul, der sich unter die Fässer versteckt, sich etwas mehr als nötig ist, zurückhält.

Solche Bescheidenheit kleidet zumal die Jugend viel besser, als das Gegenteil, wo einer vielleicht so eingenommen ist von sich selbst, daß er in jeder beliebigen Gesellschaft, einerlei um was es sich handelt, seine Ansicht unaufgefordert, so bald als möglich an den Mann zu bringen sucht, alle Welt mit nichts anderem unterhält, als sich selbst, seinen Leiden und Freuden, mit dem, was er gethan, geredet, gedacht, was er gern oder nicht gern ißt und trinkt u. s. w. Daß man einem solch unbescheidenen Menschen in der Regel sehr bald lieber auf den Rücken sieht, als in's Gesicht, versteht sich von selbst.

Dagegen giebt es kaum eine bessere Empfehlung zum Eintritt in die Kreise anderer, als demütige Bescheidenheit, die nicht immer von sich redet, sondern das eigene Ich dem des Nächsten unterordnet, sich nach ihm und seinen Verhältnissen erkundigt, ihm in zarter Weise Anlaß giebt, sich über das, was ihm lieb ist und ihn beschäftigt, zu äußern, sich nicht überall in den Vordergrund stellt, sondern es sich zur Regel macht, immer dem andern den Vortritt zu lassen. Solche Demut und Bescheidenheit ist immer ein wirksames Mittel, sich bei den Menschen angenehm und beliebt zu machen, und das doppelt, wenn der Demütige und Bescheidene Grund hätte, sich auf irgend welche andere Tugenden und Gaben etwas zu gut zu thun. Dagegen ist wie man zu sagen pflegt „jede Tugend verwitwet ohne die Demut." — General Washington hatte sich durch sein Verhalten im Indianerkrieg die Dankbarkeit seines Landes erworben, und

wurde in einer Rede von dem Abgeordneten Robinson mit einem Dankesvotum von dem Hause der Repräsentanten belohnt. Washington erhob sich, um zu erwidern; er errötete, stammelte, konnte aber kein Wort sagen. „Setzen Sie sich, Herr Washington," rief Robinson ihm zu; „Ihre Bescheidenheit ist so groß wie Ihr Mut, und der übertrifft alle Macht der Rede, die ich besitze!" Das ist ein Beispiel von solcher Bescheidenheit, welche die Herzen der Menschen gewinnt.

Aber wie den Menschen gegenüber, so gilt's noch vielmehr Gott gegenüber demütig sein. Die Demut gilt vor ihm als die herrlichste Eigenschaft. Darum sagt auch der Heiland an der Stelle, wo er selbst sein Bild so einzigartig und unwiderstehlich vor die Augen der Menschen hinstellt, nicht etwa: „Seht mich an, ich bin viel reiner, sündloser, heiliger als ihr alle", oder „seht doch auf meine Wundermacht!" sondern ruft: „Kommet her zu mir alle . . ., denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig." Darum ist denn auch, wie ein Denker des Altertums gesagt hat, die Hauptbeschäftigung Gottes noch immer die, daß er die Hohen erniedrigt und die Niedrigen erhöht. Bernhard v. Clairvaux schreibt: „Die Demut ist es allein, die erhöht, und die allein zum Leben führt. Während Christus nach seiner göttlichen Natur nicht wachsen oder emporsteigen konnte, weil nichts höher als Gott ist, fand er doch durch sein Herniedersteigen ein Wachstum für sich. Er kam unser Fleisch anzunehmen, zu leiden und zu sterben, damit wir nicht in Ewigkeit sterben; deswegen hat ihn Gott auch erhöhet, da er aufstand, auffuhr gen Himmel und sitzt zur Rechten des Vaters. Gehe hin und thue in deiner Weise desgleichen! denn nimmer kannst du emporsteigen, wenn du nicht herabgestiegen bist, weil es ewig festgesetzt ist: „Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden."

Mit der Bescheidenheit Menschen gegenüber ist's noch nicht gethan, diese muß vielmehr, wenn sie echt und recht ist, die liebliche Blüte der Demut Gott gegenüber sein. „Erkünstelte Bescheidenheit dagegen ist wie ein goldener Flitter, auf eine braune Nußschale aufgeklebt." „Das ist," sagt Kögel einmal, „der oft übersehene Unterschied zwischen einer bloßen Bescheidenheit und der christlichen Demut, daß Bescheidenheit ein bürgerlicher Schmuck, Demut eine religiöse Tugend ist, daß Bescheidenheit der Schranken des einzelnen Wissens und Könnens inne geworden, Demut dagegen des Gefühls der Sünde und Not, daß Bescheidenheit genug davon hat, sich nicht vor Menschen vorzudrängen und zu brüsten, Demut dagegen vor dem heiligen Gott auf die Kniee sinkt." Das ist nun nicht so zu verstehen, daß einer nun immer, wie man das leider nicht so selten findet, in falscher erheuchelter Demut von seinen Sünden redet, den Kopf hängen läßt und alles Gute ableugnet, das ihm nachgesagt wird. Mit solcher *selbstgemachten, falschen* Demut ist es dann oft sehr rasch am Ende, wie bei jener Frau, von welcher Gottfried Daniel Krummacher erzählt, daß sie ihm bei einem seelsorgerlichen Besuch unablässig vorgesagt, eine wie elende Sünderin sie sei. „Also ist's doch wahr" erwidert ihr Krummacher, „was ich von Ihnen gehört habe." „Was?!" fährt da die eben noch so demütige Sünderin auf, „was haben Sie von mir gehört? Wer wollte wagen, mir was Schlechtes nachzusagen?" „Beruhigen Sie sich, liebe Frau," erwidert der originelle Seelsorger, „es hat Ihnen niemand was Schlechtes nachgesagt," aber dann liest er ein ernstes Kapitel über echte und gemachte Demut. Der Abt Isidorus von Pelusium sagt einmal: „Sei demütig in der Gesinnung und nicht in Worten, daß nicht deine Worte durch die That widerlegt werden" und Augustinus hat uns das Wort hinterlassen: „Wenn wir selbst tausendfach Böses von uns sagen, aber unwillig werden, wenn andere

Solches von uns sagen, so ist das keine Demut, kein Sündenbekenntnis, sondern ein „Zurschautragen und Eitelkeit". Rechte, nicht falsche Demut gilt's Gott gegenüber. —

Kaiser Wilhelm I. hatte einmal nach dem letzten Kriege mit Frankreich (1870/71) eine Anzahl Männer, welche sich im Kriege ausgezeichnet, zur Tafel geladen. Da er nun nach aufgehobener Tafel mit jedem der Gäste einige Worte wechselte, richtete er an einen derselben die Frage: „Nun sagen Sie mir einmal: wie erklären Sie sich das, daß mir das passiert ist?" als wollte er sagen: Ich habe in meinem Alter nicht mehr darauf rechnen können, überhaupt noch den Thron zu besteigen, geschweige denn solche großen und wunderbaren Kriegsthaten auszuführen, wie sie jetzt geschehen sind. — Der Gast antwortete: „Majestät, das ist ja leicht zu erklären." — „Leicht?" erwiderte der Kaiser; „nun können Sie mir denn einen Grund sagen?" — Der Gast antwortete: „Das hat vornehmlich drei Gründe." — „Drei Gründe?" fragte der Kaiser. „Ich weiß kaum einen; aber lassen Sie einmal Ihre drei Gründe hören!" — „Zum ersten," erklärte der Gast, „sind Ew. Majestät der Erbe des Segens Ihres frommen, gottesfürchtigen Vaters und Ihrer frommen Mutter, und von solchen Kindern stehet geschrieben: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser". — Zum zweiten sind Ew. Majestät mit Ihrem Kriegsheer getragen worden von den ernstlichen Gebeten vieler Tausende Ihrer gläubigen Unterthanen, und von solchen stehet geschrieben: „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist." — Zum dritten aber sind Ew. Majestät demütig genug, zu erkennen, daß Ihnen das passiert ist; Sie schreiben den Sieg nicht sich selbst, sondern dem Herrn zu, und von solchen stehet geschrieben: „Den Demütigen giebt Gott Gnade." — Dieser Erklärung freute der Kaiser sich sehr und er sprach zu seinem Gaste: „Das gefällt mir sehr gut, was Sie da sagen; das muß

auch der Kronprinz hören! Fritz," rief er diesem zu, „komm' einmal her, laß dir auch von diesem Herrn erzählen, was er mir eben gesagt hat, das kannst du auch gebrauchen." Und wir, ob alt oder jung, können es sicher nicht minder gebrauchen, daß wir's uns sagen lassen und immer wieder selbst sagen: „Den Demütigen giebt Gott Gnade". In Rodemeyers Sammlung von Beispielen ist auf Seite 115 Folgendes zu lesen: Kaiser Alexander I. von Rußland kam einstmals (1813) an den Rhein und hatte Lust, unterhalb des Rheinfalles in Schaffhausen über den Strom zu fahren. Er bestieg einen kleinen Kahn, der nur für ihn und den Fährmann Raum hatte. Der stattliche Mann stand in dem kleinen Fahrzeug aufrecht da. Kaum aber war der Kahn abgestoßen und näherte sich dem Strudel und der heftigen Strömung in der Nähe des gewaltigen Stromfalles, so rief der Fährmann Geljer dem Kaiser zu: „Hocket abe, Majestät!" dabei deutete er auf den Boden des Kahnes, und es konnte nicht zweifelhaft sein, daß er forderte, sein hoher Passagier solle sich platt auf den Boden setzen. So ein Kaiser ist ja nun nicht daran gewöhnt sich kommandieren zu lassen, und nun noch gar von einem einfachen Schiffer und so ohne alle Umstände. Dazu war der Boden naß und unsauber und bot darum keineswegs einen behaglichen Sitz. Der Kaiser zögerte einen Augenblick. Da hieß es noch gebieterischer zum zweitenmal: „Hocket abe!" und da der Kaiser einsehen mochte, daß hier der Steuermann zu befehlen habe, folgte er der ihm erteilten Weisung. Was hätte es ihm auch geholfen, wenn er im Gefühl seiner kaiserlichen Majestät hätte wollen stehen bleiben? Der Kahn wäre umgeschlagen, ob er gleich einen Kaiser trug, und der Kaiser wäre, wie jeder andere, im Strudel untergegangen. — Wir können allesamt aus der kleinen Geschichte etwas lernen. Fährt doch jeder auch wie in einem schwankenden Kahn auf dem Lebensstrom mit seinen Strudeln und Strömungen dahin.

Und mancher steht aufrecht im Gefühl seiner Kraft und Hoheit da. Da heißt es: „Herunter! herunter!“ (Röm. 12, 16; Matth. 23, 12; 1 Petri 5, 6). Das behagt freilich dem Fleische nicht. Darum besinnen sich auch viele und meinen, sie würden ihrer Würde und Majestät zu viel vergeben. Aber, lieber Leser, es ist die Stimme des Steuermanns, der die Gefahr kennt, und es gilt das Leben zu bergen. Was thuts denn, auf der kurzen Fahrt recht niedrig zu sitzen, wenn man so, und nur so, den sichern Hafen gewinnen kann. Darum: Herunter! herunter!

Die rechte Demut erweist sich dann auch, wie bei Saul im rechten Diene-Mut, der auch mit der bescheidensten Diene-Stellung, die ihm der Herr angewiesen, zufrieden ist. Die Sprachforscher bestätigen ja, daß das Wort „Demut“ von dem altdeutschen „Diene-Mut“ abzuleiten sei. Saul ist ein hervorragendes Exempel solch demütig-treuen Diene-Sinnes, der Treue, die sich auch in niederen Diensten kund thut. Der Vater Sauls hat seine Eselinnen verloren und befiehlt dem Sohn sie zu suchen, und Saul sucht unermüdlich, er sucht im Lande Salisa, er sucht im Lande Saalim, er sucht im Lande Jemini, er sucht sie im Lande Zuph. Er hätte ja, als er die Eselinnen im Lande Salisa, wo er sie zuerst gesucht, nicht fand, umkehren können und denken: „Nun, du hast deine Pflicht gethan,“ aber nein, er entledigt sich seiner niedrigen Aufgabe so gründlich und so treu, daß er eben durch diese Treue im kleinen ein Vorbild geblieben ist für alle Zeit. Auch der Lohn solch demütiger Treue ist auf Sauls Bild abgebildet: Saul sucht die Eselinnen und findet ein Königreich, die Königskrone ist der Lohn demütiger Treue im Dienen.

„Fang' auch du an im Kleinen treu zu sein,
Im Kleinen dich zu üben.
Die kleinste Sünde haß' und scheu,
Denn im Gehorchen wächst das Lieben,
Aus kleiner Treu wird große Treu;“

dann winkt auch dir eine noch viel schönere Krone als die Sauls, die Ehrenkrone, die der Herr dort oben in seinem Reich seinen treuen Knechten bereitet hat. Der Blick auf diese Krone und dieses Reich soll ja dazu dienen uns demütig zu machen. Als Jesus seine Jünger von ihrem Hochmut heilen will, gerade da sagt er: „Ich will euch das Reich bescheiden, wie mir's mein Vater beschieden hat." Er will ihnen sagen: „Was streitet ihr denn miteinander, wer größer sei als der andere! Es wird einmal ein jeder unter euch seinen eigenen Thron und seine eigene Krone haben, ihr werdet alle an meinem Reiche gleichen Teil bekommen." Je mehr aber ein Kind Gottes und Jünger Jesu dies Zeugnis bekommt, desto demütiger ist er. Bei der Welt ist's freilich gerade umgekehrt, je mehr einer zu hoffen hat, desto hochmütiger ist er; wer aber die wahre Hoffnung sein nennt, die Hoffnung auf eine künftige Himmelskrone, der muß demütig sein, denn was liegt ihm an dieser Welt? Es ist ihm einerlei, ob er in der Welt viel oder wenig gilt, sein Sinnen und Denken steht höher. Darum übe auch du dich darin, mein lieber Freund, in rechter Demut dem Herrn zu dienen, was es auch immer für ein Dienst sein mag, den er dir anweist.

Freilich, ehe du das kannst, mußt du dir selbst haben dienen lassen von Christo deinem Heiland, mußt du selbst erfahren haben, was jener Christophorus einst erfuhr, von dem die Sage erzählt. Das war ein riesenhafter stolzer Held, der sich vorgenommen hatte, er wolle nur dem größten Herrn auf Erden dienen. So kam er zu manchem Dienstherrn, denn immer merkte er, daß sich einer vor dem andern fürchtete. Endlich glaubte er den mächtigsten gefunden zu haben, bis sich eines Tages zeigte, daß auch dieser sich noch vor einem anderen fürchtete, und zwar vor dem Teufel. Kurz entschlossen ging Christophorus in den Dienst des

Teufels. Aber noch hatte er nicht den mächtigsten Herrn gefunden. Eines Tages bemerkte nämlich Christophorus, daß der Teufel einen weiten Umweg um ein Kruzifix machte und, darüber zur Rede gestellt, gestand der Böse, daß er sich vor dem Gekreuzigten fürchte. Kaum hatte Christophorus das vernommen, so beschloß er von Stund an Christo zu dienen. Allein, wo immer er suchte, er fand ihn nicht, bis ihn ein frommer Einsiedler belehrte, er werde Christo dienen können, wenn er die Pilgrime über einen gewissen reißenden Strom hinüber und herüber trage. Christophorus stand so schon lange Zeit im Dienst des Herrn; da, in einer finsteren Sturmesnacht, tönte eine sanfte, helle Stimme über den Strom: „Christophorus hol' über! hol' über!" Christophorus begiebt sich, wie immer dienstbereit, an's andere Ufer. Dort empfängt ihn ein lieblicher Knabe mit der Frage: ob er sich wohl getraue, ihn durchs Wasser zu tragen. Lächelnd und wie spielend hebt der Riese das Kind auf seine starke Schulter und watet zurück. Aber — was ist das? Schwerer und immer schwerer wird das Kindlein dem Helden über dem Tragen; Mark und Bein zittern dem Riesen, auf der Stirne steht ihm der Schweiß, und, hätte es ihm der Stolz gelitten, er würde vor Angst laut geschrien haben. Endlich hat er mühsam das andere Ufer erreicht und setzt das Knäblein auf den Boden. Aber — o Wunder! das Kind verwandelt sich in eine hohe, hehre Gestalt voll Herrlichkeit und Majestät, und siehe, die Weltkugel liegt in seiner Hand. Da merkt Christophorus, daß er den Heiland selbst getragen. Anbetend sinkt er nieder und ruft: „Dir wollte ich dienen und helfen, und nur leicht erschienest du mir, aber du bist mir überschwer geworden. So flehe ich dich an inbrünstiglich: hilf du mir, so ist mir geholfen!"

So kannst auch du dem Herrn nur dann in Demut helfen und dienen, wenn er zuerst dir gedient und geholfen.

Darum suche ihn, wie Christophorus den mächtigsten Herrn gesucht, so treu und eifrig, wie Saul gesucht. Suche ihn, bis du ihn findest und dir von ihm helfen lassen kannst, daß er dir alles Schwere leicht macht, vor allem die Lust und Last der Sünde von deinem Herzen nimmt. O wie viel Suchen in der Welt, vorab in jungen Jahren, bald nach Reichtum, bald nach Freuden, immer aber nach dem Glück, und wie wenig Finden, weil man, wie Saul die Eselinnen, auf verkehrten Wegen sucht. Hast auch du vielleicht vergeblich gesucht, suchst vielleicht noch immer in tausend Mißerfolgen vergeblich nach Glück und Frieden? Sieh, der Herr ist's, der dir, wie Saul, den Weg verlegt, daß du ihn suchst, der allein zum Glück und Frieden hilft, daß du statt der Eselinnen ein Königreich findest. Hast du dies Königreich, hast du den König dieses Königreichs gesucht und gefunden? O, wenn nicht, dann laß die Eselinnen fahren, „suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht." Hast du ihn aber gefunden, dann hast du ein Königreich gefunden, das Reich seines Friedens hienieden, das Reich der Seligkeit droben. „Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!"

Noch in einem andern Stück steht Saul vorbildlich vor uns, nämlich in seiner großen Nachgiebigkeit. So giebt er dem Rat seines Dieners nach und läßt sich von ihm bestimmen, den „Seher", den Propheten Samuel aufzusuchen. Auch Samuel gegenüber zeigt sich diese Nachgiebigkeit, wenn er sich, obwohl er äußerst überrascht und unvorbereitet ist, doch von dem Propheten für seine künftige Königswürde salben läßt. Es steht einem christlichen Jüngling wie jedem Christen wohl an, wenn er nicht immer mit seinen Wünschen, seinen Ansichten, seinem Kopf durchfahren will, sondern wenn er sich wie Saul, auf die Kunst versteht, andern gegenüber nachgiebig zu sein.

Diese Nachgiebigkeit Sauls verdient indes mehr noch insofern Anerkennung und Bewunderung, als sie sich auch den persönlichen Feinden gegenüber als großmütige Friedfertigkeit und Feindesliebe bewährt. Nach seiner Königswahl lesen wir: „Aber etliche lose Leute sprachen: „Was sollte uns dieser helfen?“ Und verachteten ihn und brachten ihm kein Geschenk.“ Und was thut Saul? „Er thut als hörte er's nicht.“ Als nach seinem Sieg über die Ammoniter das Volk in Samuel dringt und fordert: „Wer sind, die da sagten: „Sollte Saul über uns herrschen?“ Gebet sie her, die Männer, daß wir sie töten,“ da beweist wiederum Saul seine großmütige Friedfertigkeit und Feindesliebe; er legt sich in's Mittel und spricht: „Es soll auf diesen Tag niemand sterben, denn der Herr hat heute Heil gegeben in Israel.“

Wollte Gott, daß wir alle diese verzeihende, versöhnliche Milde, Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit von Saul lernten. Es wird ja auch heute noch, wie damals, der Friede oft genug gestört ohne unser Zuthun, durch eifersüchtige, neidische, feindselige Menschen, wie bei Saul. Wohl uns, wenn wir nicht nur unsrerseits keinerlei Störung des Friedens veranlassen und uns vor allem hüten, was den Nächsten verstimmen, beleidigen und uns seine Feindschaft zuziehen könnte, sondern auch denen, die den Frieden mit uns stören möchten, durch verzeihende, versöhnliche Milde, Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit ihre Absicht vereiteln und nicht durch feine oder grobe Rachsucht, Wiedervergelten und Heimgeben ihnen zur Erreichung ihrer ränke- und zänkesüchtigen Absichten behülflich sind.

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt“ sagt das Sprichwort, und es ist so, der Friede ernährt, macht vergnügt und fröhlich, der Gedanke aber, daß ich mit jemand in Unfrieden lebe, macht mißmutig und gedrückt. Immer wieder werden die

Gedanken von dem erfüllt, was der Beleidiger uns gethan oder gesagt, und was wir ihm darauf gethan oder gesagt, oder sobald sich Gelegenheit bietet, thun oder sagen wollen, und um so größer ist das innere Unbehagen, je näher sich zwei Verfeindete vorher gestanden haben.

Ich sagte eben, wir möchten nicht nur unsrerseits keinerlei Störung des Friedens veranlassen, sondern auch denen, die den Frieden mit uns stören wollen, durch verzeihende, versöhnliche Milde, Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit ihre Absicht vereiteln, beileibe aber nicht durch grobe oder feine Rachsucht, Heimgeben und Wiedervergelten ihnen zur Erreichung ihrer ränke- und zänkesüchtigen Absicht behülflich sein. Das eben lehrt uns ja das Beispiel Sauls, der bei den Schmähungen der Feinde einfach thut, als höre er's nicht. Bei dem Heimgeben und Wiedervergelten und Sichrächen kommt nichts heraus als Verschlimmerung der Feindschaft und dadurch Vermehrung des inneren Unfriedens, denn das Sprichwort sagt nicht vergebens: „Es ist kostspieliger, eine Beleidigung zu rächen, als sie zu erdulden", oder: „Rache bleibt nicht ungerochen". Ein Künstler bildete einst die Rache ab, indem er einen Igel mit ausgestreckten Stacheln malte, auf welche eine Faust mit aller Macht losschlägt. Das Bild trug die Überschrift: „Du schadest dir." Es ist also nicht klug, es ist aber auch nicht edel sich zu rächen. Das hatte jener Bettler erkannt, der einst den Günstling eines mächtigen Kaisers um ein Almosen bat, von diesem aber mit einem Stein geworfen wurde. Der geschmähte Bettler wagte nicht, etwas darüber zu sagen, hob aber den Stein auf und nahm ihn mit sich. Über kurz oder lang, dachte er, werde ich gewiß Gelegenheit bekommen, mich an diesem stolzen und grausamen Mann mit dem nämlichen Stein zu rächen. — Einige Tage darauf hörte er ein Geschrei auf der Straße; er erkundigte sich und vernahm, der Günstling sei in Ungnade gefallen,

der Kaiser lasse ihn eben jetzt auf einem Kamel durch die Gassen führen und allen Beleidigungen des Volkes preisgeben. — Schnell griff der Arme nach seinem Stein; bald aber bedachte er sich eines Bessern, warf ihn in den Brunnen und sagte: „Jetzt fühle ich, daß man sich nie rächen muß; denn ist unser Feind mächtig, so ist es unklug und töricht; ist er aber unglücklich, so ist es niedrig und grausam.“ —

Oft genug ist das, was uns zur Rache treibt, gar nicht einmal so bös gemeint gewesen, wie wir es aufgefaßt, oder die beleidigende That oder Rede ist in augenblicklicher Aufwallung und Verstimmung geschehen, während thatsächlich der Beleidiger ganz anders gegen uns gesinnt ist. Und, mag es sich mit den Beweggründen des Unrechts und der Beleidigung bei dem Friedensstörer verhalten wie es will, immer werden wir mit Sauls Rezept großmütiger Milde, die sich nicht unnötig wehrt, weiter kommen, als mit dem Gegenteil. — Ein tapferer polnischer Krieger hatte sich von dem finden und zu sich ziehen lassen, der da gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Er hatte seine Waffen abgelegt und das Bußgewand der barmherzigen Brüder angelegt, und nachdem er sein ganzes Vermögen milden Stiftungen überwiesen hatte, zog er umher und bettelte für die Kranken seines Ordenshospitals. Da kam er auch eines Abends in einen glänzenden Saal. An einem mit Gold bedeckten Tische saßen mehrere Spieler. Der Mönch trat demütig heran und bat um eine milde Gabe für seine Kranken. Die Spieler ließen sich anfänglich nicht stören und schenkten ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er bat noch einmal, und als er abgewiesen wurde, abermals um so dringender und inniger. Da fuhr Graf P., der eine der Spieler, auf und gab ihm eine Ohrfeige. Die Augen des Mönches blitzten in dunkelm Feuer, die Muskeln seines Angesichtes zuckten, das Blut des Kriegers

wallte wieder in alter Glut. Doch, da gedachte er vielleicht des Wortes: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem!“ er faßte sich schnell und sprach mild und demütig: „Das war für mich, Herr Graf; jetzt bitte ich auch um etwas für meine armen Kranken.“ — Tief gerührt und beschämt entschuldigte sich der Graf mit thränenden Augen, und ein Geschenk von zehntausend Dukaten, welches er dem Hospital der barmherzigen Brüder verehrte, bewies, wie er sein Unrecht bereute und zu versöhnen suchte. — Die heilige Sanftmut der Christen ist die beste Waffe, um alle Feindschaft und allen Haß zu überwinden.

Überwinde das Böse durch Gutes, das ist die alte Regel, die sich noch immer bewährt und immer am besten bewähren wird. Am weitesten wird immer der kommen, der von Saul das Vergeben gelernt hat. Wer nicht vergeben kann, der kann nicht einmal ein Unservater beten, in dem es doch heißt: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Daß wir nur in demselben Maß auf Vergebung von seiten Gottes hoffen dürfen, in dem auch wir unsern Schuldigern vergeben, wird auch sonst in Gottes Wort bestätigt, z. B. im Gleichnis von dem Schalksknecht oder in dem Wort: „Vergebet so wird euch vergeben“ u. a. „Der, welcher andern nicht vergeben kann,“ sagt Fürst Bacon († 1726), „der bricht die Brücke ab, über die er selbst einmal hinüber muß.“ — Kaiser Otto, der Große, saß einst am Weihnachtsfest im Dome zu Quedlinburg. Da trat ein Mann im Büßerhemde ein und schritt auf den mächtigen Herrscher zu. Es war sein Bruder Heinrich, der sich schon einigemal schwer an ihm vergangen hatte. „Zweimal habe ich dir vergeben,“ sprach der Kaiser, „aber nun hast du dein Leben verwirkt. In drei Tagen soll dein Haupt fallen.“ Da trat der Abt mit dem heiligen Evangelio vor und las: „Nicht siebenmal, sondern siebzig mal siebenmal sollst du

vergeben." Und das Herz Ottos war überwältigt, er fiel mit Thränen seinem Bruder um den Hals und vergab ihm. — Oder ein anderes Beispiel aus der Geschichte: Ludwig XII., König von Frankreich, hatte vor Antritt seiner Regierung sehr viele Feinde, die ihm immer zuwider handelten. Als er den Thron bestieg, ließ er die Namen seiner Verfolger in ein Register eintragen und jeden derselben mit einem schwarzen Kreuze bezeichnen. Als dieses ruchbar wurde, flohen seine Feinde, weil sie das Kreuz bei ihrem Namen als ein böses Zeichen betrachteten und ihre Hinrichtung fürchteten. Aber der König, der von dieser Flucht hörte, ließ sie mit der Versicherung seiner Gnade zurückrufen und ihnen sagen, er habe darum ihrem Namen ein Kreuzlein beigesetzt, daß er sich dabei des Kreuzes Christi erinnere und dessen Beispiel nachkomme, welcher vom Kreuze herab für seine Verfolger gebetet und gesprochen habe: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Denke doch auch du immer an dieses Kreuz auf Golgatha, ohne das du nun einmal nicht glücklich leben und selig sterben kannst und mache flugs hinter den Namen deines Feindes ein Kreuz mit der Inschrift „Vergeben".

Zu dem Vergeben gehört dann aber auch das Vergessen. Erst dann ist das Vergeben echt und vollständig, wenn das Vergessen dazu kommt. „Vergeben will ich's wohl, aber vergessen kann ich's nicht", das ist ein Ausspruch, den man täglich, auch wohl aus christlichem Mund hören kann. Aber das ist einfach nichts anderes als eine Lüge. Wer nicht vergessen kann, kann auch nicht vergeben. Der erste Satz wird null und nichtig durch den zweiten. Wehe uns, wenn es der Herr mit uns so macht, daß es bei ihm auch heißt: „Vergeben, aber nicht vergessen!" Täglich und stündlich kränken und beleidigen wir ihn. Wehe! wenn der heilige Gott nun Schuld um Schuld in's Schuldbuch schreibt, damit

nur ja am jüngsten Tag nichts vergessen wird. Wehe! wenn er das Wort von der Versöhnung in so nichtssagender Weise handhaben wollte wie das „Vergeben aber nicht vergessen" unter den Menschen. — Hast du also einmal mit irgend jemand Händel und Unfrieden, dann vergib und vergiß.

Regel wird es ja doch so sein, daß nicht er allein die Schuld trägt, sondern auch du dein Teil daran hast; es wird meist so sein, wie Weitbrecht einmal in seinem trefflichen Buch „Heilig ist die Jugendzeit" geschrieben hat: „Meistens kommen bei einem Handel nur ganz allmählich die zwei verhängnisvollen Strichlein auf's a, wodurch Händel draus werden, und jeder der beiden Streitenden hat eins der Strichlein auf dem Gewissen."

Willst du also klug und edel sein, so vergieb und vergiß und — reiche du als erster die Hand zum Frieden. Das wird dir vielleicht nicht leicht werden, es ist aber, wie jemand treffend gesagt hat, „zu vergleichen mit dem Zahnausreißen, wenn man längere Zeit Zahnweh gehabt hat. Der Schmerz des Ausreißens ist allerdings größer als das bisherige Zahnweh, aber er ist kurz, und dann hat man Ruhe." Warten und Zögern mit der Versöhnung, bis etwa der andere den ersten Schritt zur Versöhnung thut, ist ebenso thöricht, als einen kranken Zahn, der uns so und so oft Schmerz und Verdruß bereitet, sitzen zu lassen, bis er von selbst ausfällt. Was sagt doch Gottes Wort von der Sonne, die wir nicht sollen untergehen lassen über unserem Zorn? Und was sagt der Herr Matth. 6? „Sei willfärtig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist. Ja vergiß es nicht „dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist." Wer weiß wie lange du noch gemeinsam mit deinem Widersacher auf dem Lebensweg wandeln darfst? Darum beherzige Freiligraths ernst eindringliches Wort:

„O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andre aber geht und klagt.

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen trüb und naß,
— Sie seh'n den andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofgras.

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst." —

Schade ist's, daß die lieblichen Züge auf Sauls Jugendbild in seinem spätern Alter verwischt und entstellt werden durch häßliche Flecken und Runzeln. Dahin rechnen wir seine Undankbarkeit. Undankbarkeit gegen Menschen und gegen Gott finden wir auf Sauls Bild. Seinen Mangel an Dankbarkeit gegen Menschen zeigt er vor allem dem David gegenüber. David hat dem Krieg gegen die Philister durch seinen siegreichen Kampf mit Goliath die dem Volk und König erwünschte Wendung gegeben. Und wie dankt ihm Saul? Er wird neidisch auf ihn, wird wortbrüchig an ihm, verfolgt ihn und sucht ihn wo und wie er kann zu töten. Als David seinen Edelmut gegen den feindseligen König in jener Höhle bekundet hat, wo er von Sauls Rock den Zipfel abschnitt ohne ihm sonst ein Haar zu krümmen, da muß Saul zwar im ersten Augenblick, von Davids Edelmut überwältigt, bekennen: „Du bist gerechter denn ich, du hast mir Gutes bewiesen, ich aber habe dir Böses bewiesen"; aber wiewohl ihm David auch später noch Beweise desselben Edel-

muts gibt, und Saul ihm dasselbe Zeugnis des Edelsinnes geben muß und ihm für einen Augenblick Dankbarkeit gelobt (1 Sam. 26), läßt er nicht nach, den David dennoch zu verfolgen und ihm nach dem Leben zu stehen, sodaß dieser in das Land der Philister entrinnen muß.

Und nicht nur gegen Menschen, auch gegen Gott selbst giebt sich Sauls Undank kund. Sein Ungehorsam gegen Gott war im Grunde ja nichts anderes als Undank gegen den, dem er wegen seiner ganzen Lebensführung dankbar zu sein so viel, so unendlich viel Grund gehabt hätte. Nun, Sauls Undank und Ungehorsam ist ihm teuer zu stehen gekommen. Wir haben schon auf Samuels Bild gesehen, ein wie gefährliches Ding es um den Ungehorsam ist. Auch Sauls Bild zeigt es uns, daß undankbarer Ungehorsam zuletzt mit dem Fall und der Verwerfung enden kann.

Derselbe Saul, der in der Jugend so fein gelaufen und ein Vorbild unseres Glaubens war, — zuletzt läuft er zur Zauberin von Endor, ein Knecht des Unglaubens und des Aberglaubens, der, wie wir hier und oft genug sehen, mit dem Unglauben Hand in Hand geht.

Man dünkt sich so vielfach erhaben über den veralteten, christlichen Glauben an den einigen Mittler und Versöhner und läuft in Versammlungen, wo man durch andere Mittler oder „Medien" Geister reden und schreiben läßt, oder man läuft zu Wahrsagerinnen, um sich von ihnen die Zukunft vorhersagen zu lassen und Zeitungsanzeigen, in welchen sich solche Wahrsagerinnen empfohlen halten, sind nichts Seltenes. Man will unter keinen Umständen zu dreizehn am Tisch sitzen und was dergleichen mehr ist. Aberglaube ist es, wenn man meint, es bedeute Unglück, wenn ein Rabe oder eine Krähe über einem Hause schreit, wenn man beim Sausen im linken oder rechten Ohr glaubt, es rede jemand etwas Gutes oder Böses von uns, wenn man glaubt, es bedeute etwas

Böses, wenn vor einem Reisenden ein Hase über den Weg laufe, oder einem beim Ausgehen eine alte Frau zuerst begegnet, wenn man Gäste erwartet so oft eine Katze sich putzt, wenn man glaubt, einer, der sein Testament mache, müsse bald sterben. Derartiger Aberglaube geht meist, wie wir schon sagten, mit dem gebildeten Unglauben Hand in Hand. So kam Voltaire, der aus seinem Unglauben keinen Hehl machte, immer betrübt von seinem Spaziergang heim, wenn er die Raben auf dem Felde zur Linken hatte krächzen hören, und der ungläubige Franzose Gambetta hat sich aus Karten weissagen lassen und an ihr Wahrsagen mit auffallender Angstlichkeit geglaubt. So war's zuletzt bei Saul. Hüte dich vor allem und jedem Aberglauben und denke daran, daß er der Bruder des Unglaubens ist.

Sauls Undankbarkeit und Ungehorsam, sein Unglaube und Aberglaube führt den, der so hoch gestanden, zuletzt zum Fall und zur Verwerfung.

Auf Ismaels Bild fanden wir das ernste Wort geschrieben: „Wer stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle." Ein Saul — am Morgen seines Lebens der Liebling seines Volkes, von Gott erwählt, geschmückt mit der Krone Israels, und am Abend seines Lebens vom Herrn verworfen, der Krone verlustig, dort auf Gilboas Höhe ein Selbstmörder — sein Bild bestätigt es ebenfalls: „Wer stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle." Wer beharret bis an's Ende, beharret in dankbarer Treue, der wird selig. Ach lieber Herr, hilf uns dazu! Laß insonderheit unsere Knaben nicht müde und matt werden und unsere Jünglinge nicht fallen, hilf ihnen streiten, hilf ihnen siegen, hilf beharren!

13. David.

Das erste, was uns von David berichtet wird, ist seine wunderbare Wahl zum König Israels, wie sie 1 Sam. 16, 6—13 geschildert wird. Das war in der That eine wunderbare Wahl des Herrn. Grade die unter Isais Söhnen, die augenscheinlich am geeignetsten gewesen wären, die Königskrone zu tragen, hat der Herr nicht erwählt. Grade von Eliab, den Samuel wegen seiner äußeren Gaben für den passendsten gehalten zu haben scheint, spricht der Herr am ernstesten und strengsten: „Ich habe ihn verworfen." Dagegen den kleinen vergessenen David hat er zum König Israels erwählt. Zur Erklärung dieser wunderbaren Wahl sagt der Herr dem erstaunten Samuel und mit ihm auch uns: „Ein Mensch siehet, was vor Augen ist, der Herr aber siehet das Herz an." Ja, lieber Freund, was du in der Welt taugst und bist nach deinen natürlichen Kräften und Anlagen, ob du's in der Welt zu etwas bringst, ob du vor der Welt etwas giltst oder nicht, das ist in den Augen des Herrn einerlei, er sieht das Herz an, darauf und darauf allein kommt's an.

Und wie muß denn dein Herz sein, wenn auch auf dir des Herrn Auge mit Wohlgefallen ruhen soll? Wir wissen, David hatte kein sündloses, engelreines Herz, aber eines wissen wir von ihm, er hat innig und ernstlich gerungen: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist." Das ist's, was der Herr auch bei

uns sucht, wenn wir zu seinen Auserwählten gehören wollen: ein neues, ein reines Herz, oder doch das ernstliche Verlangen danach. Darauf sieht der Herr das Herz an, darum heißt es: „Ein Mensch siehet, was vor Augen ist, der Herr aber siehet das Herz an.“ Der Unterschied zwischen David und den allermeisten Menschen ist der, daß sie nicht, wie David, die Notwendigkeit eines neuen Herzens, einer neuen Schöpfung erkennen, sondern vielmehr mit eigenen Vorsätzen und Besserungsversuchen ihr Herz ausflicken und Gott wohlgefällig zu machen suchen. Aber hier hilft alles Bessern und Flicken nichts, gar nichts, hier hilft allein ein neues Herz. Das sind wahrlich thörichte Ärzte, die nur immer die äußeren Wucherungen und Geschwüre wegschneiden und ätzen, sich aber um das kranke Blut nicht kümmern, und das sind thörichte Gärtner, die nur an den Ästen des kranken Baumes sägen und schneiden und vielleicht gar allerlei schöne Früchte an die Äste binden, dagegen nicht im Traum daran denken, die Wurzeln zu bedüngen und zu begießen. Thörichte Menschen, die in eigener Kraft an ihrem Herzen flicken und stücken und sich zu der Bitte des David nicht verstehen wollen: Schaffe in mir, Gott, ein neues Herz. Der Herr sieht das Herz an, er sieht auch heute dein Herz an, sieht, ob es danach verlangt, von ihm erneuert und erwählt zu werden, sein eigen und mit seinem Geist erfüllt zu sein; dann spricht er auch von dir: „Auf und salbe ihn, denn der ist's, den ich mir erwählt habe, der ist mein und ich bin sein.“

Wir wissen von David, daß er ein sangesfroher und des Saitenspiels kundiger Jüngling gewesen. Seine Psalmen sind ja bis heute der Lieder schönste geblieben. Wo er ging und stand, fand er Anlaß zu singen. Sah er den Himmel mit der Sterne Pracht, so sang er wie im 19. Psalm: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und

die Feste verkündigt seiner Hände Werk." Hütete er die Herden, so klang's durch seine Seele und von seinen Lippen: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln."

Nun, solch Singen mögen unsere Jünglinge von David lernen. Die Jugend ist ja in besonderer Weise die Zeit zum Singen und Klingen, darum mahnt Ludwig Uhland:

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Aber achten wir darauf: wiewohl dem David schon vorher die Gabe des Gesangs verliehen war, erst nachdem er mit dem heiligen Geist gesalbt ist, bricht diese Gabe sich so mächtig Bahn, daß sie bis zu Sauls Königshof dringt. Wir sehen, wie jede Gabe, so soll auch die des Gesanges und der Lieder vom heiligen Geist geheiligt werden und ihm dienen, denn nicht nur dem heiligen, sondern auch dem unheiligen Geist dienen leider oft genug die Lieder, die man in jugendlichen Kreisen singen hört. Das sind die Lieder, die nicht heilige Begeisterung für alles Schöne, Wahre und Gute, sondern vielmehr Sinnenlust und Sinnenrausch und Leidenschaft wirken. Doch, ich darf wohl annehmen, daß deine Jünglings- und Christenwürde sich dagegen auflehnt, solch unreine Gassenhauer, Trinklieder und noch Gemeineres mit anzuhören, geschweige auf die Lippen zu nehmen. — Ich sprach eben von Liedern, die begeistern für alles Schöne, Wahre und Gute; also nicht bloß geistliche Lieder, sondern auch das „Lied der Lieder", Vaterlandslieder, Frühlings-, Natur-, Wanderlieder dürfen gesungen werden. Aber doch muß sich auch die Mahnung Pauli erfüllen: „Singet und spielet dem Herrn in eurem Herzen." Unser Volk hat von jeher einen gar herrlichen Schatz edler, von Gottes Geist eingegebener geistlicher Lieder. In manchen

christlichen Sängerkreisen, wo man mit Vorliebe fast ausschließlich englische Lieder und Melodien pflegt, scheint man das leider vergessen zu haben. Man sollte sich doch freuen des edlen Schatzes unserer deutschen herrlichen geistlichen Lieder. Versäume auch du nicht, diesen Schatz zu wahren, zu pflegen und auszunutzen. Mit der Macht des Gesanges hat David dem König Saul den bösen Geist vertrieben und das eigne Herz besänftigt, erhoben, getröstet und gestillt; und wenn heutzutage die Menschen in schweren, düstern Stunden der Angst und Anfechtung — und über wen können solche Stunden nicht kommen? — singen wollten, etwa das herrliche:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!"

ja, wenn wir in Stunden der Not so viel singen und beten würden, als wir jetzt in der Regel klagen und jammern, wie würde der böse Geist der Schwermut weichen und Trost und Mut und Hoffnung in unser Herz einziehen!

Freilich, um die geistlichen Lieder mit Erfolg und Segen, wie David, singen zu können, müssen wir, wie er, vom Geist gesalbt und erfüllt sein. Nicht wahr, wir würden uns wohl wundern, wenn ein Blinder, der noch nie etwas gesehen von der Schönheit und Herrlichkeit der Natur, uns Lieder singen wollte von den herrlichen Farben des Regenbogens, oder von dem Blau des Himmels und dem Grün der Wälder und Wiesen? Nun, wie man im Geist und in der Wahrheit beten soll, so ist man auch im Geist und in der Wahrheit zu singen verpflichtet. Du hast vielleicht schon oft gesungen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen, der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine

Gebrechen." Aber hast du's denn schon erfahren und weißt du's sicher und bestimmt, daß dir der Herr deine Sünden vergeben, daß er dich geheilt von all deinen Gebrechen? Wie oft ist's von deinen Lippen gekommen:

„Ich bin dein, sprich du darauf dein Amen!
Treuster Jesu, du bist mein!
In dir alles thun und alles lassen,
In dir leben und in dir erblassen,
Das sei bis zur letzten Stund'
Unser Wandel, unser Bund!"

Aber ist's denn wirklich Wahrheit, was du gesungen? — Ehe auch bei uns, wie bei David, die Gabe des Gesanges geheiligt werden kann und wir ihren Segen erfahren, muß der heilige Geist in's Herz hinein und die Sünde aus dem Herzen und Leben heraus. Dann erst „Klingt es schön in meinem Liede, und ich bet' ihn im Geist und Wahrheit an."

Was vom Gesang gilt, daß es vor allem der Jugend geraten ist, ihn zu pflegen, das gilt natürlich ebenso von der Musik. David hat nicht nur gesungen, er hat sich auch auf's Saitenspiel verstanden und seine Gesänge damit begleitet. Wir lesen freilich nicht, daß er darüber seinen Beruf vernachlässigt habe, im Gegenteil, er hat, wie wir nachher sehen werden, desselben treu gewaltet. So erwecke auch du, soweit es deine sonstigen Pflichten und Berufsaufgaben, die in erster Linie stehen müssen, zulassen, die Gabe der Musik, die in dich gelegt wird; natürlich nur soweit dir die Gelegenheit dazu geboten werden kann. Eine gewisse Gabe und Anlage zur Musik schlummert doch fast in jedem, und die sind gewiß selten, die etwa einen höheren Ton vom tieferen nicht unterscheiden können, also gar keine musikalische Anlage mitbekommen haben. Freilich, auch die Kehrseite gilt: singe, wem Gesang gegeben, und treibe Musik, wem wenigstens in etwa die Anlage dazu verliehen

ist. Sicher ist, daß es manche christlichen Gesangvereine und Posaunenchöre giebt, die einen, statt zu erheben, allenfalls zur Verzweiflung singen und blasen können, denen man entweder zurufen müßte: „Erst lernt einmal etwas Rechtes, ehe ihr euch hören laßt," oder: „Laßt euch's Lehrgeld wiedergeben, ihr habt eben das Zeug nicht zum Singen und Spielen; tröstet euch ihr lieben Leutlein der Zeit, da die himmlischen Harmonien euch entgegenrauschen, und ihr das „Heilig, heilig" singen dürft im höher'n Chor." Das wird erst die wahre, edelste und herrlichste Musik sein. Raffael hat die „heilige Cäcilia" dargestellt, wie sie schon alle anderen Instrumente zu ihren Füßen hat und sich nur noch der Orgel, als des vollkommensten Instruments, bedient. Jetzt aber, da sie von fern die Stimmen der Engel erklingen hört, entsinken auch die Tasten der Orgel ihren Fingern und sie ist ganz Erstaunen und Entzücken. Willst du aber einst dort oben mitsingen, dann mußt du den Mann kennen, ja ihm dein Herz gegeben haben, den die himmlische Gemeinde mit ihren Liedern und Gesängen verherrlicht in Ewigkeit.

Das Bekannteste aus der Davidsgeschichte ist sein Kampf mit dem Riesen Goliath. Fragen wir, was ihn in diesen Kampf getrieben, so könnte es wohl scheinen, als ob der Ehrgeiz ihn dazu veranlaßt hätte. 1 Sam. 17, 26 fragt nämlich David: „Was wird man dem thun, der diesen Philister schlägt und die Schande von Israel wendet?" und er erhält die Antwort: „Wer ihn schlägt, den will der König sehr reich machen und ihm seine Tochter geben und will seines Vaters Haus frei machen in Israel." Ja auch David, der Jüngling nach dem Herzen Gottes, ist einen Augenblick versucht worden, dem Ehrgeiz zu huldigen, aber er hat die Versuchung gründlich überwunden. Denn nachdem er den Riesen besiegt hatte und nun Reichtum, Ehre und

des Königs Tochter ihm zukam, hat er mit keinem Wort dieses Recht für sich in Anspruch genommen. Ja, als Saul ihm seine älteste Tochter anbietet, spricht David in großer Uneigennützigkeit und Demut: „Wer bin ich? und was ist mein Leben und Geschlecht meines Vaters in Israel, daß ich des Königs Eidam werden sollte?" Und als Saul ihm später seine jüngere Tochter Michal fast aufdrängen will, auch da noch antwortet David dem königlichen Boten: „Dünket euch das ein Geringes, des Königs Eidam zu sein? ich aber bin ein armer geringer Mann." Vollends sehen wir, daß ihn nicht eigene Ehre in den Kampf getrieben, aus seinen Worten 1 Sam. 17, 26 und 45—47: „Auf daß die Schande von Israel genommen werde und alles Land inne werde, daß Israel einen Gott hat, und daß alle diese Gemeine inne werde, daß der Herr nicht durch Schwert noch Spieß hilft." Nicht selbstsüchtiger Ehrgeiz, sondern der lautere Eifer für die Ehre Gottes ist also der innerste und alleinige Beweggrund der großen That Davids.

Vor dem Ehrgeiz muß die Jugend um so mehr gewarnt werden, je näher er dem jugendlichen Streben und Ringen liegt. Man redet freilich auch von einem erlaubten und gebotenen Ehrgeiz im Unterschied von dem verbotenen und hat gesagt: der Ehrgeiz der Liebe sei erlaubt, der Ehrgeiz der Selbstsucht dagegen verboten. Was damit gemeint sei, ist leicht zu erraten. Es kommt eben darauf an, welches die Wurzel eines Strebens ist, ob man aus Selbstsucht und Eigenliebe strebt etwas zu werden oder zu erreichen, um selbst dadurch geehrt zu werden, selbst Genuß davon zu haben, oder ob man strebt weiter zu kommen aus Liebe gegen andere, um etwa den Eltern Freude zu machen, um mehr als bisher Gelegenheit zu finden, Gaben und Kräfte im Dienst und zum Besten anderer verwerten zu können. Solcher Art war Davids

Ehrgeiz. Er dachte an sein Volk und brannte vor Begierde, die Schmach von ihm abzuwenden. Bei ihm finden wir den Ehrgeiz der Liebe. Man sollte freilich nur für den Ehrgeiz der Selbstsucht und nicht für die erlaubte Ehrliebe und den berechtigten Strebesinn den Namen Ehrgeiz gebrauchen, der doch nach dem natürlichen Sprachgebrauch ebenso wie der Name Geiz nicht eine Tugend, sondern eine Untugend bezeichnet. Also hüte dich vor dem Ehrgeiz, von dem Chrysostomus einmal mit Recht sagt, daß derselbe das Pferd sei, welches Satan mit besonderer Vorliebe reite. Der Teufel weiß wohl, warum er das thut: weil er mit diesem „Pferd" zum Ziel kommt und den Menschen zu allerlei Sünden und Untugenden verleitet. So führt der Ehrgeiz z. B. zu Neid und Eifersucht. Der Ehrgeizige will keinem andern die Ehre irgend eines Verdienstes zuerkennen, sondern alle Ehre ganz und allein für sich in Anspruch nehmen, wie jener Bürgermeister, der sich lange Zeit in einer Gemeinderatsitzung mit seinen Gemeinderäten über eine Angelegenheit beraten hatte, ohne zu einem befriedigenden Resultat zu kommen. Endlich gab einer der Gemeinderäte seine Meinung ab, die in der That alle für die richtige hielten. Nur der Bürgermeister protestierte dagegen, indem er mit wichtiger Amtsmiene sagte: „Die Meinung wäre schon recht, nur sollte ich sie gehabt haben." — Weiter führt der Ehrgeiz unter anderem zu beständiger Unruhe und Unzufriedenheit.

Je mehr Ehre der Ehrgeizige gefunden, desto gieriger trachtet er nach neuer Ehre; so Alexander der Große. Er wurde einst inmitten seiner Eroberungspläne durch Fragen, welche Parmenio an ihn richtete, stutzig gemacht: „Was wirst du thun, nachdem du Persien erobert hast?" — „Dann werde ich Indien erobern!" — „Was wirst du thun, wenn du Indien erobert hast?" — „Scythien erobern." — „Und

was willst du thun, nachdem du Scythien erobert hast?" — „Dann lasse ich mich nieder und ruhe aus." — „Warum," sagte Parmenio zu dem Eroberer, „nicht jetzt sich niederlassen und jetzt ruhen?" — Warum? weil Alexander ein Sklave des Ehrgeizes war.

Fragen wir weiter, was David in den Kampf mit Goliath hineingeführt, so lautet die Antwort: Treue und Mut und das Bewußtsein, daß „an Gottes Segen alles gelegen" ist. Das sind seine Waffen im Kampf.

Treue und Mut beweist David übrigens hier nicht zum erstenmal. Wir lesen 1 Sam. 17, 34: „Da sprach David zu Saul: „Dein Knecht hütete der Schafe seines Vaters, und es kam ein Löwe und ein Bär, und trug ein Schaf weg von der Herde. Und ich lief ihm nach und schlug ihn, und errettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, griff ich ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tötete ihn." Da lerne brennenden Eifer und Treue für deinen Beruf. Nicht ein Schaf, das ihm anvertraut ist, will David preisgeben, lieber das Leben verlieren. Um ein rechter Streiter zu sein im Kampf des Lebens, brauchst du nicht gerade Löwen und Bären stand zu halten, aber hast du bisher solche Treue und solchen hingebenden Eifer bewiesen in deinem Beruf? Bist du treu und eifrig, ohne Schonung und Selbstsucht bei deiner Arbeit? Hast du Mut, auch den Schwierigkeiten, die sich dir in den Weg stellen, ruhig und unentwegt in's Auge zu sehen? oder fliehst du vor jedem widrigen Vorkommnis?

Auch der Mut ist eine gottgewollte Jünglingstugend, die uns im Kampfe Davids mit Goliath so recht lebendig vor Augen geführt wird. Ein Jüngling muß mutig sein, sonst wird niemals ein Mann daraus werden, der's im Leben zu etwas bringt. — Vor einem Schulhause belustigten sich einst die Knaben mit Schneeballen. Der Lehrer sah

ihnen hinter dem Fenstervorhang zu. Da waren denn zwei von den Knaben, auf die er besonders acht gab. Der eine war ein rotbackiger, kleiner Bursche, und wehrte sich gegen drei große Buben. Immer lustig, immer lachend ballte der Kleine den Schnee und feuerte so lange und tapfer darauf los, bis er die drei in die Flucht gejagt hatte. Dann suchte er sich wieder neue Gegner. — „Aus dir, Bürschlein, kann einmal im Leben etwas Rechtes werden," sagte der Lehrer still vergnügt. Ein anderer, viel älterer Knabe stand am Gartenzaun, die Hände in die Taschen gesteckt; er hatte ein blaues Gesicht und schlotterte vor Frost; dazu heulte er laut, weil ihm einer einen Schneeball auf den Rücken geworfen hatte. Es war ein rechtes Jammerbild. „Aus dir, du zaghafter Schlotterer, wird gewiß nie etwas Tüchtiges werden," sagte der Lehrer für sich im stillen. Und der Lehrer hatte recht; denn so ist's gekommen. Die beiden Knaben sind jetzt Männer. Der eine ist ein wohlhabender Schreinermeister, der für sechs Gesellen Arbeit hat, der andere lebt im — Armenhaus.

Wer sich nicht von Jugend auf mit Mut wappnet, der wird sehr bald im Kampf des Lebens unterliegen müssen.

Noch eine andere Waffe, die David im Kampf gebraucht, haben wir genannt, es ist das Bewußtsein, daß an Gottes Segen alles gelegen, es ist Davids Blick nach oben. Er legt die Waffenrüstung, die ihm Saul gegeben, ab. Er hat eine andere Rüstung. Seinen Hirtenstab nimmt er in die eine Hand, seine Hirtenschleuder in die andere, dazu fünf glatte Steine, die er im Bach aufgelesen. Die allerbeste Wehr und Waffe aber, die er hat, war noch etwas anderes; denn, als der gewaltige Riese ihn in seinem Aufzug verspottet, da sagt ihm David, mit welcher Waffe er zu ihm komme: „Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth."

Wie viele giebt's, die zunächst in äußeren Dingen meinen, auf Kraft und Gewandtheit und Geschicklichkeit komme es vor allem an, daran sei alles gelegen, auf diesen oder jenen Kniff komme es an, davon hänge alles ab. Nicht so, mein lieber Freund. Hast du in deinem Leben, deinem Lernen oder deiner sonstigen Arbeit Mißerfolg? Woran liegt es? Liegt es nicht daran, daß du vergessen, daß an Gottes Segen alles gelegen? Von heute an trachte vor allem danach, dann wird's gehen. — Und, wie im Äußern, so mehr noch im Innern, in dem Kampf, von dem wir früher geredet, dem Kampf gegen den Riesen der Welt, der Sünde, unseres eigenen Ich. Da hast du's vielleicht auch mit dieser oder jener Waffe versucht, mit guten Vorsätzen und Besserungsversuchen, und bist doch immer wieder im Kampf unterlegen. Da giebt's auch nur eine rechte Wehr' und Waffe, das ist der Herr selbst, der, dessen Vorbild David, der Jüngling zu Bethlehem ist. Zu ihm fliehe mit der Bitte:

„Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens,
Sieh' wie ich schweb' in Gefahren und Not!
Schwach ist mein Wollen, mein Ringen vergebens,
Furchtbar die Macht, die mich täglich bedroht.
Stehst du mir, Jesu, nicht schützend zur Seite,
Wie könnt' ich kämpfen und siegen im Streite?"

Ein weiterer Zug, der uns auf dem Bilde Davids entgegentritt, ist seine innige Freundschaft mit Jonathan. Wir lesen, daß nach dem Siege Davids über Goliath sich Jonathans Herz ihm zuneigte. „Und er gewann ihn lieb, wie sein eigen Herz." Und als nun Saul dem David erklärte, daß er von nun an den Hof nicht mehr verlassen dürfe, machte Jonathan einen Bund mit David und gab ihm zum Zeichen seiner Freundschaft seine eigenen Kleider und Waffen. Er wollte damit sagen: von nun an wollten

sie alles gemein haben, er wolle nichts mehr haben, was dem Freund nicht gerade so zugehören solle. Und Jonathan hat Wort gehalten und blieb Davids Freund. Aber auch David hat sich in inniger Freundschaft an den Freund angelehnt und hat ihm Treue bewahrt bis über den Tod hinaus. — Welch ein Segen war diese Freundschaft für David! Sie hat ihn aufrecht erhalten auf der rauhen, trübsalsvollen Bahn, die sich nun vor ihm aufthat, sie hat ihn vor der Versuchung bewahrt, sich gegen Saul zu verbittern oder gar die Hand an ihn zu legen. Diese Freundschaft war überhaupt ein Mittel in der Hand des Herrn, den David für seinen künftigen Beruf weiter zu erziehen, so daß ihm die Freundschaft seiner Jugend nach allen Seiten zu reichem Segen geworden ist.

Noch immer ist vor allem die Jugendzeit die rechte Zeit für Freundschaftsbündnisse und Freundschaftspflege. Die jugendliche Persönlichkeit hat viel mehr das Bedürfnis und auch die Fähigkeit des Anschlusses an irgend einen oder mehrere Freunde als das spätere Alter. Das Fühlen und Empfinden ist in der Jugend noch wärmer und lebendiger als später. Amt und Beruf und Familie fordert in späteren Tagen oft des Mannes ganze Person, während dagegen in der Jugend Herz und Leben noch nicht so mit diesen Dingen ausgefüllt wird, daß für den Freund kein Raum mehr bliebe. Nun ist aber das Schließen und Pflegen von Freundschaften an allerlei Bedingungen geknüpft.

Man hat mit Recht hervorgehoben, es müsse zunächst in der Regel zweierlei vorhanden sein, wenn eine Freundschaft recht blühen und gedeihen soll: eine gewisse Verschiedenheit und eine gewisse Gemeinsamkeit der Lebensverhältnisse und Beziehungen. Eine gewisse Verschiedenheit der beiden, die sich als Freunde betrachten wollen, ist deshalb wünschenswert, weil nur so einer den andern ergänzen

und die beiden Freunde sich gegenseitig das bieten können, was dem einen für sich allein fehlen würde. Wenn sich so der eine auf den andern angewiesen sieht, so wird eben das ein festes Band sein, welches die beiden Freunde aneinander bindet. Das gilt oft schon von den äußern Lebensverhältnissen. So war es ja bei David und Jonathan, Jonathan, der Kronprinz des Reiches, und David, der Hirtenjüngling, so unscheinbar, daß er bei der Salbung gänzlich übersehen werden konnte. Wir sehen, nicht nur unter Berufsgenossen, oder in einer Zeit, wo noch kein Beruf gewählt ist, kann Freundschaft bestehen, die etwa dann auseinander gehen müßte, wenn sich die Lebenswege scheiden, die äußere Verschiedenheit der Lebenswege ist nicht nur kein Hindernis, sondern oft genug ein Kitt rechter Freundschaft.

Mehr aber noch ist eine innere Verschiedenheit und Ergänzung der Freundschaft förderlich. Zumal die Verschiedenheit der Temperamente, daneben aber auch der Gaben, Meinungen u. s. w., ist der Freundschaftspflege nur förderlich. So war es bei Luther und Melanchthon, die in Wittenberg Freundschaft schlossen und gemeinsam das Werk der Reformation gefördert haben. Beide waren grundverschieden, glichen sich aber eben deshalb zu einem harmonischen Ganzen aus. Luther wurde durch den besonnenen ruhigen Melanchthon oft genug von allzustürmischem Anlauf zurückgehalten, Melanchthon dagegen oft, wenn es galt, rasch und entschlossen zu handeln, von Luther nicht ohne Erfolg angefeuert. Jeder kannte und anerkannte Wert und Leistung des andern, und nie ist es vorgekommen, daß Neid, Eifersucht oder Mißgunst das gemeinsame Werk gestört oder die Freundschaft beider bedroht hätte, die so innig war, daß Luther geradezu verzweifeln wollte, als der Freund in Todesgefahr schwebte.

Mehr noch aber als eine gewisse Verschiedenheit, ist doch auch eine wesentliche Übereinstimmung und Gemein-

samkeit erforderlich, wenn eine wirkliche Freundschaft zu stande kommen soll. So sind eine gewisse Altersgleichheit, vollends eine Gemeinsamkeit der Bildung von der allergrößten Bedeutung, wenn sich Freunde gegenseitig verstehen sollen. Eben aus diesem Grund muß auch eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen hinzukommen. Natürlich nicht so, als dürfe sich die ganze Freundschaft nur um diese gemeinsamen Interessen drehen, seien es politische oder literarische oder musikalische oder was sonst für welche: die Freundschaft soll sich vielmehr nur und allein um die Person des Freundes, die ganze Person desselben bewegen: und wenn dein Freund vielleicht auch nicht ganz in derselben Weise für etwas schwärmt, wie du es thust, wenn er nur in etwa Sinn und Verständnis dafür hat, so ist das Gemeinsamkeit der Interessen genug. So war es ja bei David und Jonathan. Letzterer hat vielleicht gar nichts, jedenfalls nicht so viel von Musik verstanden wie sein Freund, und dennoch ist die Freundschaft dieser beiden so innig und tief gewesen wie nur möglich.

So gewiß aber die sittlich-religiösen Interessen die tiefgreifendsten genannt werden müssen, so gewiß darf gerade auf diesem Gebiet zwischen dir und deinem Freund ein schroffer Mißklang nicht sein. Wohl mag auch zwischen zwei Jünglingen, von denen der eine auf dem Boden des Glaubens steht, der andere noch zweifelt, aber ehrlich und nach Wahrheit suchend bei seinen Zweifeln ist, eine geeignete Freundschaft bestehen: nicht aber dann, wenn der Ungläubige aufgehört hat zu suchen, wenn er vielmehr dir seinen fertigen Unglauben auf- und einreden will, oder wenn er zum Spötter und Verächter alles Heiligen wird: dann gilt das Wort: „Wohl dem, der nicht sitzet, da die Spötter sitzen." Ruht die Freundschaft nicht mehr oder weniger auf dem Glaubensfundament, dann gleicht sie dem Haus, das auf

Sand gebaut ist. Zwischen Freundschaft und Freundschaft ist eben ein großer Unterschied. Pilatus und Herodes wurden auch Freunde miteinander, aber was war das für eine Freundschaft! Gott bewahre uns vor einer Freundschaft, die uns vom Herrn abzieht, statt uns ihm näher zu bringen. Davids und Jonathans Freundschaft beruht auf ganz anderem Grund. Wir lesen, wie sie über ihre Freundschaft denken: „Was wir beide geschworen haben im Namen des Herrn und gesagt: „Der Herr sei zwischen mir und dir", das bleibe ewiglich!" Sie haben sich gegenseitig zum Freund erwählt, weil sie beide gleicherweise dem Herrn dienen und ihr Leben von ihm leiten, lenken und regieren lassen wollen. Ja, rechte Freundschaft ist auch heute noch ein herrliches Gut, aber vergiß es nicht: es ist nicht gleichgiltig, wen du dir zum Freund wählst. Einer unserer Dichter erzählt sehr sinnig: „Ein Tropfen Wasser fiel auf ein glühend Eisen und war nicht mehr, ein anderer Tropfen fiel auf eine Blume und glänzt als eine Perle und blieb ein Tropfen Tau, ein dritter fiel in eine Muschel zur segensreichen Stunde und ward zur Perle." So ist's für dein ganzes Leben, dein zeitliches und ewiges Heil von der allerwichtigsten Bedeutung, in welche Kreise du gerätst, an welchen Freund du dich anlehnst. Darum wähle mit Vorsicht, wähle nur den, der mit dir den Herrn erwählen will, gieb nur dem dein Herz, der wie du das Herz dem Heiland ergeben hat oder doch ergeben möchte. — Kaiser Friedrich I. ward einst gefragt, welche Menschen er für seine besten Freunde halte. Er antwortete: „Diejenigen, welche Gott mehr fürchten als mich." — Die Meinung, daß du deinen Freund, ob er auch Wege geht, die dem Herrn nicht gefallen, doch noch für Jesum gewinnen könnest, mag ja ganz gut sein; aber — aber! wenn nun nicht du den Freund gewinnst, sondern er dich herumkriegt? Sicherer ist doch, du wählst dir einen

Freund, der von vornherein innerlich dieselbe Stellung mit dir einnehmen möchte. Die Gemeinschaft des Glaubens wie bei David und Jonathan, bei uns die Gemeinschaft des Glaubens an Jesum, den besten Freund, das ist der beste Kitt für alle Freundschaft. Einen Beleg dazu bildet der edle Freundschaftsbund jener Zwölf, die sich um den Heiland geschart. Ja, nur die Freundschaft verdient im Vollsinn den Namen, wo Jesus die eigentliche Seele und der dritte im Bunde ist, wo die Freunde auf dem gemeinsamen Boden der Sehnsucht stehen, immer mehr ein Eigentum des Herrn zu werden, und wo das gemeinsame Streben und das gemeinsame Ziel heißt: „Jerusalem droben!" Noch einmal laß dich bitten: Von heute an suche doch keine andere Freundschaft und Gemeinschaft als solche, da Jesus der dritte im Bunde ist. Fehlt dir solche Freundschaft und Gemeinschaft, so untersuche, ob du schon für dein Teil Gemeinschaft hast mit Christo, dem besten Freund, von dem wir singen: „Der beste Freund ist in dem Himmel". Ist er dein Freund geworden, als du unter dem Kreuz auf Golgatha seinen Freundschaftsruf vernommen: „Auch an dich hab' ich gedacht —, als ich rief: „Es ist vollbracht —, auch du bist mein und ich bin dein"?

Dann wird auch deine Freundschaft immer mehr veredelt werden, es wird nicht fehlen an der Freundestreue, diesem herrlichen Erkennungszeichen rechter Freundschaft. Den Freundschaften, die nicht auf gemeinsamem Glaubensgrund gegründet sind, den Freundschaften der Welt, fehlt's oft an der Treue. Es sind Freundschaften für die Zeit des Glücks, kommt Trübsal und Not, dann ist's damit vorbei.

Wie herrlich steht dagegen die Freundestreue Davids und Jonathans vor uns, weil eben ihre Freundschaft auf gemeinsamem Glaubensgrund erbaut war. Für beide brachte ihr Herzensbund böse Stunden. Dem David trachtete Saul

bekanntlich nach dem Leben, so daß David vor seinem Grimm aus einer Wüste in die andere fliehen mußte. Jonathan dagegen muß sich um seiner Freundschaft mit David willen vom Vater die herben Worte sagen lassen: „Du ungehorsamer Bösewicht! ich weiß wohl, daß du den Sohn Isais auserkoren hast, dir und deiner unartigen Mutter zur Schande.“ Um seiner Freundschaft mit David willen muß es Jonathan erleben, daß Saul den Speer auch nach ihm wirft. Um seiner Freundschaft mit David willen muß er auf die ihm als Kronprinz zukommende Königskrone verzichten. Und doch redete Jonathan „das Beste von David mit seinem Vater Saul“, er unterrichtet den Freund von jedem Wort und jeder Sinnesänderung des Vaters und endlich verhilft er ihm durch ein verabredetes Zeichen zur Flucht. Und wiederum David wahrt dem Jonathan die Freundestreue bis an den Tod, wo er ihm den Nachruf zartester, innigster Freundschaft widmet: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt, deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe.“ Ja, über den Tod hinaus hat David Freundestreue gehalten, indem er an Mephiboseth, Jonathans Sohn, um des Freundes willen Barmherzigkeit gethan.

Solche Treue aber wächst nur auf gemeinsamem Glaubensgrund, wie alles andere, was zu wahrer Freundschaft gehört, wie z. B. die Aufrichtigkeit, die den Freund und Bruder, selbst auf die Gefahr hin, daß er's ihm verargt, warnt, wo's etwas zu warnen giebt, und wiederum gern und ohne Übelnehmen sich von dem Freunde warnen läßt.

Wir bleiben dabei: alle Freundschaftstugenden wachsen hervor aus dem Bund mit dem „besten Freund“. Je inniger dieser Bund wird, um so inniger gestaltet sich der Freundschaftsbund mit Menschen.

Fehlt's dir an rechter Freundschaft? Woran liegt's?

„In der Regel," sagt Funcke, „liegt die Schuld an denen, die über Mangel an Freundschaft klagen. Die einen sind den geizigen Raben gleich, die alles für sich behalten wollen und keinen Opfersinn haben, — die andern den Pfauen, sie mögen immer nur von sich selbst reden und hören, — andere den Igeln, die sich rund zusammenrollen, wenn jemand naht, und nach allen Seiten ihre Stacheln ausstrecken, von Kopf und Herz bekommt man nie etwas zu sehen, — andere sind so büffelhaft und stoßen durch ihre grobe, klotzige Art alles ab, — andere gleichen den Uhus, die immer im Dunkel sitzen, seufzen und klagen, — andere gleichen mit ihren zischelnden, verleumdenden Zungen den Schlangen, — dann giebt's noch eine andere Klasse, ich möchte sie die Rechthaber nennen (ein Tier, womit ich sie vergleichen könnte, wüßte ich bei allem Suchen nicht zu finden; so ein dummes Vieh, das sich durch nichts überzeugen läßt, immer recht haben und das letzte Wort behalten will, giebt's nicht); wer möchte so einen Unfehlbaren zum Freund haben? — Hast du einen Freund? O, die ihr wehmütig und schmollend „nein" sagt, prüft euch, ob ihr nicht etwas von der Natur des Raben, Pfaus, Igels u. s. w. an euch tragt" — und, fügen wir hinzu, geht hin zu dem, und schließt mit dem den Freundschaftsbund, der allein euch von diesen Untugenden befreien kann und will, und eben damit euch den Schlüssel zu einem wahren Freundschaftsleben in die Hand giebt.

Wir könnten die Betrachtung des Jünglings David hier wohl abbrechen, wollen's aber nicht thun, ohne noch einen Blick auf das spätere Mannesleben Davids geworfen und auch hier noch etwas gelernt zu haben. Wir sehen an dem Mann David zu unserem Trost, aber auch zu unserer Mahnung, daß auch die vollkommensten und heiligsten Menschen dennoch unvollkommene Sünder sind und bleiben. Der

edle David, der Mann nach dem Herzen Gottes, begeht bekanntlich die schwere Sünde des Ehebruchs und Mordes. Die Wurzel aber dieser schweren Sünde war — der Müßiggang. Als er müßig und unthätig auf dem flachen Dache seines Hauses wandelt, da zündet die böse Lust in seinem Herzen und nun fällt er von Stufe zu Stufe immer tiefer in die Sünde hinein.

Auch Ruhe und Erholung hat ohne Frage ihr Recht, es kommt nur darauf an, wo und wie man seine Erholung sucht. Die meisten Jünglinge suchen nun wohl ihre Erholung nicht gerade im Müßiggang, sondern in sogenannten Vergnügungen. Aber auch darin wird viel gefehlt. Manche suchen solche Erholung in Vergnügungen, ohne ihrer wirklich zu bedürfen, ohne sie durch treue Arbeit verdient zu haben. Es wird aber jeder merken, daß man nur dann recht vergnügt sein kann, wenn ernste treue Arbeit dem Vergnügen vorangegangen ist; dann allein wird das Vergnügen zur Erholung, im andern Fall ist's nichts als eine andere Art des Müßiggangs.

Wir haben schon früher allerlei Vergnügungen kennen gelernt, die auch nicht zu wahrer Erholung dienen, die vielmehr die Aufschrift trugen: „Fliehe davor!" Wir können dahin auch noch andere Vergnügungen rechnen, die auch sehr wenig geeignet sind, jugendlicher Erholung zu dienen, so das die Leidenschaft reizende, gefährliche Kartenspiel, vollends das Kneipen und Biertrinken, das frühzeitige verbotene Rauchen und was sonst alles noch, wenigstens für heranwachsende Jünglinge, viel eher dem Gegenteil, als wirklicher Erholung dient. Doch von rechter und schlechter Erholung werden wir später noch einmal ein Wörtlein zu reden haben. Hier soll nur das eine betont werden: „Hüte dich vor allem, wie David, die Erholung im Müßiggang zu suchen!" Ruhe und Erholung besteht ja durchaus nicht im Nichtsthun,

sondern in der Abwechslung der Thätigkeit. Der Gelehrte, der den ganzen Tag über den Büchern sitzt, macht sich zur Erholung körperliche Bewegung und der, dessen Beruf körperliche Bewegung fordert, erholt sich vielleicht, indem er die Zeitung oder ein Buch zur Hand nimmt und liest. Immer aber ist's nicht das Unbeschäftigtsein und der Müßiggang, was die Erholung zur Erholung macht. Der Müßiggänger ist vielmehr „ein faules Holz, in welches sich die Würmer einfressen", und auch einen Mann nach dem Herzen Gottes, wie David, hat der Müßiggang zum Fall gebracht.

Es sprach, so erzählt Stöber, neulich der Nachbar zu mir: „Könnt Ihr mir sagen, welche Stunden den Knaben die gefährlichsten sind?" Ich antwortete und sagte: „Vetter, ich weiß es nicht;" da fuhr er fort: „Die Stunden des Müßiggangs zwischen der Christenlehre und dem Abendessen am Sonntag." — Am zweiten Sonntag nach Trinitatis, nachmittags um die dritte Stunde, spielte Adam, des Rotgerbers Söhnlein, in der Werkstätte des Schlossermeisters Holl und entwandte einen kleinen Haken, der bei vielen andern an einem großen, eisernen Ring hing. Daheim warf er ihn in seinen Spielkorb und ging wieder seines Weges. Der Spielkorb aber glich einem Dohlennest, und war so viel unrechtes Gut darin, wie in dem Sack eines Gauchdiebs am Jahrmarkt. Die Rotgerberin hätte es finden müssen, wenn sie mehr auf ihr Söhnlein geachtet hätte, als auf das, was ihres Amtes nicht war. Item: ein Jahr hernach an Misericordias Domini in müßiger Stunde, des Nachmittags um vier Uhr, spielte Adam mit dem Haken an der Thür seiner Hausfrau, die nicht daheim war; und weil er es machte, wie der Schlosser, wenn man den Schlüssel zur Truhe verlegt hat, ging die Thür auf, und Adam in das Dachstüblein hinein; und weil der Kreuzer, der auf dem Tisch lag, nicht wußte, wem er gehörte, so nahm er ihn, ging davon und

schlug die Thür hinter sich zu. Wiederum zehn Jahre danach, am ersten Advent, nachmittags um die fünfte Stunde, spielte Adam mit anderen lustigen Gesellen im Wirtshaus zur großen Mördergrube, und ob er gleich einmal um das andere verlor, betrübte er sich dennoch nicht sehr, denn er dachte bei sich: mit meinem Haken kann ich das Wandschränklein meines Vaters aufmachen, so oft ich will, und seine harten Thaler holen. Item: fünf Jahre später, am weißen Sonntag, abends um die sechste Stunde, spielte Adam in einer Waldhütte um Dukaten, denn er war der Anführer einer Räuberbande geworden, und hatte mit seinem Haken die eiserne Truhe eines reichen Mannes aufgemacht und die goldenen Eier darin ausgenommen. Aber gerade, als ihm die Würfel am besten fielen, traten sechs Landjäger, ohne anzuklopfen, in die Stube, banden ihn an Händen und Füßen, und führten ihn in die Herberge zum eisernen Gitter. Item: fünf Wochen hernach, am Sonntag Exaudi, spielte Adam mit seinem Haken nachts um die zwölfte Stunde an der Thür seines Kerkers. Aber seine Hand zitterte, als wäre er in fünf Wochen fünfzig Jahre älter geworden; und der Haken brach ab und blieb im Schlüsselloch stecken. Und drei Tage darauf kam ein Mann im roten Mantel und führte ihn auf den Markt. Da wurde der Stab über ihm gebrochen. Der Müßiggang war schuld an seinem, wie an Davids tiefem Fall.

Nicht herabsehen wollen wir auf David, sondern uns sein Bild tief einprägen und immer wieder davon lernen, mehr noch aber uns durch sein Bild an das Bild dessen erinnern lassen, dessen Vorbild David ist, an den Heiland selbst.

Das ist der rechte David, der hat auch den starken Gewappneten überwunden, den Fürsten der Welt, und ihm das Reich genommen. Wie David für sein Volk in den Kampf gezogen, so hat er, der Heiland, für sein ganzes

Volk, auch für dich und mich, den Erz- und Riesenfeind, den Bösen überwunden. Als Hirte hat David den Kampf bestanden, und ist nicht auch Christus in den Kampf gezogen als der, welcher sagen konnte: „Ich bin der gute Hirte"? — Wohl dir, wenn auch du ihn als den guten Hirten erfahren und kennen lernst. Hast du's dir schon gestanden, daß du von Haus aus als verlorenes Schäflein in der Irre gingst, fern von dem guten Hirten und seiner Herde, und darum in deinem Leben ohne rechtes Glück und ohne rechten Frieden bliebst? und hast du aufgehört, auf selbsterwähltem Wege in der Wüste dieser Welt mit ihren scheinbaren Gütern und Genüssen deinen Frieden und dein Glück vergeblich zu suchen? Und hast du flehen gelernt:

„Hirte, nimm dein Schäflein an,
Haupt, mach' mich zu deinem Gliede!
Lebensfürst, zeig mir die Bahn,
Friedefürst, sei du mein Friede!"?

und hast du dann erfahren, wie er, der gute Hirte, die Schäflein, die sich selbst verloren fühlen, zu erquicken weiß durch seine sündenvergebende Gnade? — dann verspürst auch du in dir die Kraft, den Riesenfeind immer mehr und mehr zu überwinden, der all dein Glück zerstört, und der als letzter Feind, wenn er nicht vorher überwunden ist — auch für dich überwunden, durch deinen Hirten, Heiland und Erlöser, — riesengroß und unüberwindlich vor dir steht. — Darum ringe danach, daß du den rechten David, Jesum, deinen Heiland und Herrn, im Glauben ergreifest, ihn erfahrest als deinen guten Hirten, und flehe im Ernst immer wieder und wieder:

„Jesu, hilf siegen, wer mag sonst bestehen
Wider den trüglich verschlagenen Feind?
Wer mag dem Vater der Lügen entgehen,
Wenn er als Engel des Lichtes erscheint?
Laß auch zuletzt mich im Kampf nicht erliegen,
Reiche die Hand mir, o Jesu, hilf siegen!"

14. Salomo.

„Die Weisheit habe ich geliebt und gesucht von meiner Jugend auf," Weish. 8, 2. So lautet Salomos Selbstzeugnis über seine Jugend. Seine Weisheit ist später, besonders im Orient sprichwörtlich geworden und hat einen vollständigen Mythenkreis um seine Person geschaffen. Selbst die Königin von Saba, dem heutigen Yemen in Arabien, besuchte ihn, um seine Weisheit zu bewundern und mußte bekennen, daß ihre Erwartungen übertroffen seien: „nicht die Hälfte hat man mir gesagt." Den Grund seiner Weisheit aber hat er in seiner Jugend gelegt nach seinem obigen Selbstzeugnis. Frühe wurde er dem Propheten Nathan zur Erziehung übergeben, und diese Erziehung des Lehrers seiner Jugend war nicht vergeblich; Salomo war ein ebenso fleißiger und strebsamer wie gelehriger Schüler, so daß Jesus Sirach von ihm ausruft: „O, wie wohl lerntest du in deiner Jugend und warest voll Verstandes, wie ein Wasser das Land bedeckt."

Die Jugend sollte ja bei jedem die Zeit des Lernens sein, wo das Denken, Erkennen und Wissen geübt und gepflegt wird. Wer das in der Jugend versäumt, der bleibt ein Dummkopf, oder richtiger: er wird dumm, denn von Haus aus ist niemand dumm. Zwar so begabt und beanlagt wie Salomo ist wohl nicht mancher. Aber gering begabt sein und dumm sein ist doch noch zweierlei. Wenn einer auch gering begabt und schwach beanlagt ist, diese

Begabung und Beanlagung aber treulich ausnutzt und sich soviel Kenntnisse aneignet, wie er eben vermag, so hat kein Mensch das Recht einen solchen dumm zu nennen. Wenn dagegen ein besser Beanlagter sich auf seine Anlage und Begabung etwas zu gute thut, sich darauf verläßt und es an gründlichem, ordentlichem Lernen und Arbeiten fehlen läßt, dann wird er sehr bald von dem minder Beanlagten, aber mit seinen Gaben treueren Menschen überflügelt werden, während er selbst in ein Halbwissen verfällt, das durch unbescheidenes Pochen auf Gaben und Anlagen und die daraus entstammende Anmaßung und Unbescheidenheit um so auffälliger wird und die Bezeichnung der „Dummheit" wahrlich verdient. Also sei du treu mit dem dir anvertrauten Pfund und nütze vor allem die Zeit der Jugend zum Lernen aus.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts erwarb sich Rektor Trotzendorf zu Goldberg einen so großen Ruf, daß oft über tausend Schüler von allen Ständen aus Schlesien und andern Ländern daselbst studierten. Er war ein origineller Mann. Wenn er in seinen Hörsaal trat, redete er gemeiniglich seine Schüler also an: „Guten Tag, ihr kaiserlichen und fürstlichen geheimen Räte, ihr Bürgermeister und Ratsherren, ihr Kaufleute und Krämer, ihr Künstler und Handwerker, ihr Büttel, Henker und Lumpenvolk!" Zuweilen setzte er hinzu: „das alles könnt ihr werden, je nachdem ihr eure Jugendzeit ausnützt." Gottlob fehlt's ja den meisten, in deren Hände diese Zeilen kommen, nicht an Gelegenheit etwas Tüchtiges zu lernen und zu werden, es wird ihnen leichter gemacht als jenem nachmaligen, früher von uns erwähnten Professor, der als Milchjunge, während er die Milch mit der Eselskarre nach der Stadt fahren mußte, die gefundene lateinische Grammatik auswendig lernt und unter viel Hindernissen und Schwierigkeiten den Grund seiner späteren großen Gelehrsamkeit gelegt. Es wird den meisten

jugendlichen Lesern auch leichter gemacht sein etwas Tüchtiges zu lernen, als jenem kleinen Schornsteinfeger, von dem ich gelesen habe: Man machte vor einiger Zeit in einer Stadt Irlands den Versuch, sämtliche Schornsteinfegerjungen zu gemeinsamem Unterricht zusammen zu bringen. Unter andern kam auch ein kleiner Junge, der gefragt wurde, ob er die Buchstaben kenne. — „Gewiß, mein Herr," erwiderte er. — „Kannst du auch lesen?" — „O ja." — „Und aus welchem Buche hast du gelernt?" — „O, mein Herr, ich besaß nie ein Buch in meinem Leben." — „Und wer war denn dein Schulmeister?" — „O, ich war niemals in einer Schule." — Das war ein außerordentlicher Fall, ein Knabe, der lesen und buchstabieren konnte, ohne Buch und ohne Lehrer, aber wie verhielt sich die Sache? Nun, ein anderer kleiner Schornsteinfeger, etwas älter als er selbst, hatte ihn lesen gelehrt, indem er ihm die Buchstaben über den Ladenthüren zeigte, die sie bei ihren Gängen durch die Stadt zu passieren hatten. Dessen Lehrmeister war wieder ein anderer kleiner Schornsteinfeger wie er selber gewesen und sein Lehrbuch ebenfalls die Laden- und Straßenschilder. Das nenne ich treu, strebsam und lernbegierig. Wie manche giebt es dagegen, die, statt sich darüber dankbar zu freuen, daß ihnen in der Jugend bessere Gelegenheit geboten wird etwas Tüchtiges zu lernen, darüber klagen und seufzen und das Lernen nicht als Lust, sondern als Last ansehen. Die Lehrer betrachten sie als ihre Peiniger, statt ihnen in dankbarer Verehrung ergeben zu sein, wie Salomo dem Nathan, oder auch wie Alexander der Große, der von seinem Lehrer Aristoteles sagte: er habe ihm nicht weniger zu danken als seinem Vater, denn vom Vater habe er zwar das Leben, aber von seinem Lehrer den Anfang wohl zu leben empfangen.

Was bei dem weisen Salomo so angenehm berührt und seine Weisheit noch höher und herrlicher erscheinen läßt, ist

indes dies, daß er sich der Schranken irdischer Weisheit, der Eitelkeit, wie alles Irdischen, so auch menschlichen Wissens und Könnens bewußt bleibt, man vergleiche zum Beispiel, was er Sprw. 26, 12 von der Weisheit sagt.

Auch darin mögen sich die lieben jungen Freunde den Salomo zum Muster und Vorbild nehmen, denn wie eine Unterschätzung, so kann auch eine Überschätzung menschlicher Weisheit und Bildung gefährlich werden. Es hat einmal jemand gesagt: „Was die Gescheitesten denken, das ist vor unserem Herrgott gerade so gescheit, als wenn so ein achtjähriges Schülerbüblein mit anderen Gassenkindern weise Gespräche führt von den Bären und Walfischen im Wald. Und wenn es auch etwas mehr wäre, ach, du armer Tropf, das Alter und die Krankheit kratzen selbst den Firnis ab und zuletzt schwätzest du so dumm, wie der Juden-Aberle von Bühl, der zu gering gewesen ist, als daß sie ihn nur in das Narrenbuch gesetzt hätten." Gut ist's, wenn du dir solcher Ohnmacht menschlichen Wissens von vornherein bewußt bleibst, magst du lernen, was du willst, viel oder wenig.

Hüte dich vor allem deinen Frieden im Wissen statt im Glauben zu suchen, im demütigen, heilsverlangenden Glauben an den, der nicht den Weisen und Klugen, sondern nur den Unmündigen geoffenbart wird. Im „Tagebuch eines Schulmannes" steht auf S. 123 Folgendes zu lesen: „Ich muß bekennen, daß mir das Studium wissenschaftlicher Werke eine hohe Freude bereitet hat, daß ich aber eine schließliche Befriedigung nicht darin gefunden. Es blieb auch noch ein Weiteres übrig, und es gesellte sich zu den Durchsichten in neue Weiten das Gefühl: weder die Lebenskraft, noch die Lebenszeit reicht aus, solche Bahnen zu durchmessen. In solchem Gefühle komme ich mir in einer Armseligkeit vor, die mich fast erdrückt; ich verstehe dann aber auch das Wort: „Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen." Ja,

das Wissen ist Stückwerk, der Glaube an Jesum, seine Gnade und sein Friede allein vermag das Innere mit ganzer Befriedigung zu erfüllen. Noch einen bezeichnenden Ausspruch will ich hier folgen lassen; Ahlfeld sagt einmal im Vorwort zu seinen Katechismuspredigten: „Es ist ein eigner Zug der Ironie, welcher durch die Geschichte dahinläuft, daß gerade auf dem Markte zu Athen der dem unbekannten Gott geweihte Altar stand. Diese Stadt war der Brennpunkt der alten Wissenschaft und Philosophie gewesen. Auf diesem Markte waren einst Sokrates, Aristoteles, Plato, Epikur und Pyrrho auf- und abgewandelt. Auf diesem Markte hatte man Handel und Tausch getrieben mit allen Schätzen menschlichen Wissens, welche das Denken und das Erfahren zusammenbringen konnten. Und bei solchem Auf- und Abgehen, Geben und Nehmen, rauschte das Kleid oder stieß der Fuß eines Aristoteles oder Plato an den alten grauen Altar mit der demütigenden Inschrift: „dem unbekannten Gott.“ So geht es dem natürlichen Wissen noch.“ Ja, alles Wissen in Ehren, aber das Sehnen des nach Erlösung schreienden Menschenherzens stillen, geängstete Gewissen beruhigen, Unglückliche trösten, Angefochtenen helfen, Sterbenden den Triumph auf die zitternden Lippen legen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ — das alles kann menschliches Wissen nimmermehr; da gilt nur und wird immer nur das eine gelten: „Ach, wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß, so hab' ich der Weisheit vollkommenen Preis.“

Also Frieden, Befriedigung für deinen innersten Menschen suche auch du, wie Salomo, nicht bei der Weisheit dieser Welt; aber verachte auch die Weisheit nicht, sondern benütze, wie Salomo, die Jugendzeit zu fleißigem, strebsamem Lernen. Bilde deinen Geist und bilde dich selbst, solange du bildsam bist.

Ohne Bildung kann heutzutage ein Mensch in der Welt nicht mehr fertig werden; wer keine Bildung hat, der gilt nicht für voll. Aber eine tüchtige, gründliche Bildung ist etwas ganz anderes als der gewöhnliche Bildungsfirnis, der etwa in der Tanz- und Anstandsstunde gelernt wird. Mancher, dem es vielleicht am rechten Gesellschaftsschliff und gewandten Auftreten und Benehmen fehlt, hat vermöge eines gründlichen Wissens zehnmal mehr Anspruch sich gebildet zu nennen, als einer jener Salonmenschen, die oft um so geschliffener sind, je roher ihre Bildung in einem tiefer gehenden Gespräch, oder sonst bei irgend welcher Veranlassung, wo der innerste Mensch zu Tage tritt, sich erweist.

Die Pflicht treuen Lernens in der Jugend beschränkt sich indes nicht nur auf das Lernen von allerlei Bücherweisheit auf der Schule; es gilt überhaupt, daß einer das, was er in seinem Beruf zu lernen hat, treu und gründlich lernt. Besuchst du etwa eine höhere Lehranstalt, dann besteht dein Beruf im Lernen und Studieren, und je fleißiger und gewissenhafter du es thust, um so mehr wirst du den Pflichten gerecht, die dein jugendliches Alter in besonderer Weise dir auferlegt. Bist du aber in irgend welcher kaufmännischen oder gewerblichen Lehre, so thut dir auch da ein treues und gewissenhaftes Lernen not, auch in den geringsten und unscheinbarsten Aufgaben, die etwa deine Lehre mit sich bringt. Halte dich für nichts zu gut und schade, was irgend mit deinem Beruf im Zusammenhang steht. Mach's nicht wie jener junge Mensch, der sich bei einem Bauer zum Dienste meldete, um etwas Rechtes zu lernen. Der Bauer stellte ihn ein und hieß ihn, wie es der Tag und der Dienst mit sich brachte, misten, streuen und füttern. Der Knecht wurde bald mürrisch und trotzig. Der Bauer fragte ihn, warum er so trotzig sei? Die Antwort war: „Man braucht mich nur als Knecht und ich wollte Meister lernen." Das war

nicht weise, sondern sehr thöricht gedacht und geredet. Die rechte Weisheit besteht vor allem darin, daß man das und gerade das, was der Beruf mit sich bringt, gründlich und treu erlernt, und der ist wahrlich nicht weise und gebildet, der über alles zu reden versteht, in allem beschlagen ist, nur gerade in dem nicht, was er eigentlich wissen soll.

Neben seiner jugendlichen Lernbegierde hatte noch ein anderes den Salomo zur Quelle rechter Weisheit geführt und ihn zu dem gemacht, was er geworden ist: die Ehrerbietung und der Gehorsam gegen die Eltern. Salomo erzählt uns selbst, wie treu sein Vater ihn gelehrt und unterwiesen und dem Herrn zugeführt habe, Spr. 4, 3 ff.; und an anderer Stelle, Spr. 31, berichtet er, wie treu seine Mutter den heranwachsenden Jüngling beraten. Er aber ließ sich als gehorsamer Sohn gern von seinen Eltern weisen, eingedenk des Wortes: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren", (man vergl. auch 1 Kön. 2, 20). Während Absalom, sein Bruder, den Eltern durch seine Empörung viel Herzeleid bereitete, und auch Adonja, sein anderer Bruder, den Eltern nur Kummer verursachte, durften sie an Salomo erfahren, was dieser gesagt: „Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude." Wie Isaak — wir haben es früher angedeutet — so ist auch Salomo gegenüber seinem Bruder Absalom ein leuchtendes Vorbild der Erfüllung des Gebotes: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren," jenes Gebotes, das auch noch heute auf dem Wegweiser am Weg zu wahrer Weisheit geschrieben steht.

Ein solches Vorbild thut vielleicht für die Jünglingsjahre besonders not; meinen doch viele Jünglinge, der Eintritt aus der Kinder- in die Jünglingszeit bedeute gleichzeitig den Übertritt aus den Fesseln des vierten bezw. fünften Gebots in die Freiheit eigenen Thuns und Lassens, wo sie das „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren" nicht mehr nötig hätten.

Eine ganz besonders wichtige Bedeutung wird ja der Erfüllung gerade dieses Gebotes beigelegt, denn es ist das einzige, dem eine besondere Verheißung beigelegt wird, und das nicht ohne Grund. Denn nicht genug kann darauf hingewiesen werden, daß das unterordnende Verhältnis der Kinder unter die Eltern die Grundlage aller öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt ist. Wer gelernt hat seinen Eltern unterthan sein, sie lieb und wert halten, dem wird in der Regel im späteren Leben der Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht schwer werden. Ja, nicht allein der Gehorsam gegen die Obrigkeit, auch der Gehorsam gegen den Herrn erwächst auf der Grundlage des im Familienkreis gelernten und geübten Gehorsams. Wer sich im Elternhaus den Eltern nicht hat fügen und unterordnen wollen, der wird ein prädestinierter Socialdemokrat sein und sich auch aus Gottes Gebot nicht viel mehr machen. Darum steht denn auch Röm. 1, 29 der Ungehorsam gegen die Eltern mitten unter den größten und schrecklichsten Sünden: „Voll alles Ungerechten, Hurerei, Schalkheit, Geizes, Bosheit, voll Mordes, Haders, List, giftig, Ohrenbläser, Verleumder, Gottesverächter, Frevler, hoffärtig, ruhmredig, den Eltern ungehorsam, Unvernünftige, Treulose, Lieblose, unversöhnlich, unbarmherzig."

Man sollte freilich meinen, es sei am allerwenigsten notwendig, gerade das vierte bezw. fünfte Gebot einzuschärfen, das verstehe sich ganz von selbst und sei doch eine bloße Forderung der Dankbarkeit. Was ist doch so ein eben geborenes Kind für ein hilfloses Wesen! Kein anderes Geschöpf tritt so hilflos ins Dasein. Treffend ist nun gesagt worden: „Des Menschen Hilflosigkeit ist sein Adel, er kann nur von der Liebe leben. Ohne Liebe müßte er am Tag der Geburt wieder sterben," (Baur). Diese Liebe, die das Kind von der ersten Minute an nötig hat, um zu leben, die findet's in erster Linie bei den Eltern. Und solche Liebe

sollte es den Eltern nicht wiedervergelten mit dankbarer Gegenliebe?

Freilich mit einer bloßen, aus dem Dankbarkeitsgefühl hervorfließenden Gegenliebe, wie wir sie schließlich auch bei Tieren finden, ist's nicht gethan. „Du sollst deinen Vater und deine Mutter *ehren*," das ist mehr als lieben. So schreibt Luther: „Ehr' ist etwas Größeres denn Liebe; Liebe ist gegen die, die uns gleich sind, aber die Ehre geht gegen einen Höheren; denn Gott hat die Eltern an seiner Statt auf Erden gestellt und neben sich gesetzet." Daß man nun die Eltern zur Bezeigung der Ehrerbietung mit „Sie" anrede, wie das früher üblich gewesen ist und auch jetzt noch hie und da, z. B. stellenweise in meiner Gemeinde üblich ist, wird nicht gerade erforderlich sein; auch bei dem traulicheren „Du" läßt sich die gebotene Ehrerbietung erweisen. Man kann indes die Beobachtung machen, daß heranwachsende Kinder, zumal heranwachsende Söhne sich oft eine Art und Weise angewöhnen, mit den Eltern zu reden, ihnen in einem Ton zu antworten, zumal ihre Vorwürfe mit einem unleidlichen Besserwissenwollen und Gereiztsein zurückzuweisen, daß schier alle Ehrerbietung beiseite gesetzt zu sein scheint. Und nicht nur in äußeren Worten und Werken, auch in der *inneren Gesinnung und Beurteilung* soll sich die kindliche Ehrerbietung kund thun.

Und diese Ehrerbietung bist du nicht etwa bloß dem Vater schuldig, der dir wegen seines strammeren und schneidigeren Regiments mehr als die Mutter Respektsperson ist, nein, ehre Vater *und Mutter*, beide sind eins. Die Mutter hat sich's ja noch mehr saure Mühe und Selbstverleugnung kosten lassen, bis sie dich mit Gottes Hilfe soweit gebracht, daß sie dich zum Jüngling heranwachsen sah, und nicht mit Unrecht würdigt das italienische Sprichwort die Sorgen, Mühen und Leiden der Mutter, wenn es sagt:

„Mutter will sagen Märtyrerin.“ Einer Mutterliebe ist eben nur die Mutter fähig. Wie herrlich ist etwa die Liebe jener Mutter, die, weil es kein Mann mehr wagt, in das brennende Haus stürzt ihr Kindlein zu retten. „Es ist doch schon tot,“ rief man ihr zu. „Tot oder lebend, mein Kind will ich sehen!“ rief die Mutter, stürzte sich in die Flammen, kam nach einigen Minuten, an allen Kleidern brennend, aus dem Feuermeer, das Kind im Arme. Es schien zwar erstickt, aber wer beschreibt die Mutterfreude, als das Kind unter den Küssen der Mutter die Augen aufschlug, während andere beschäftigt waren, die Kleider der Heldenmutter zu löschen. Dann setzte sie sich still auf den nahen Rasen, unbekümmert um das brennende Haus, und heiße Freudentränen flossen auf das Kind, das sie fest an ihre Brust drückte. Oder wie herrlich ist die Liebe jener Mutter, darüber aus der Zeit einer Überschwemmung berichtet wurde. In einer Wiege lag ein munteres Kind. Die Wiege selbst aber umschlangen die kalten Arme der toten Mutter. Wie lange mag sie ihren Liebling, sich selbst vergessend, über dem Wasser gehalten haben, bis die Flut ihr in Mund und Ohren drang, und sie sterbend seufzte: „Herr, hilf, ich kann nicht mehr!“ — Das ist Mutterliebe! Sie starb für ihr Kind. Solche Mutterliebe, wie sie mehr oder weniger in jedem Mutterherzen schlummert, ist ein Schatz, für den du nicht dankbar genug sein kannst.

Wir haben schon früher in Isaak ein herrliches Vorbild kindlichen Gehorsams und kindlicher Ehrerbietung gegen die Eltern gefunden und wollen hier noch einmal kurz darauf zurückkommen. Besonders beachtenswert ist bei ihm das unbedingte Vertrauen, das er seinem Vater entgegenbringt. Als auf seine besorgte Frage: Siehe, hier ist Feuer und Holz, wo ist aber das Schaf zum Brandopfer?“ der Vater die Antwort giebt: „Gott wird ihm ersehen ein Schaf

zum Brandopfer," da schweigt er still. Kein „wenn" und „aber" kommt über seine Lippen. Die Frage hätte ja so nahe gelegen, „aber wenn hier in der Einsamkeit kein Lamm zu finden ist? aber wenn dir Gott nun doch das erhoffte Lamm nicht sendet?" u. s. w. — Statt dessen schweigt er, er hat ja den Vater bei sich, der wird für alles sorgen und alles wohl machen.

Daß doch alle heranwachsenden Söhne ihren Eltern in gleicher Weise ihr ganzes, volles Vertrauen schenken wollten. Versuche du es, deinen Eltern nichts zu verheimlichen, nichts hinter ihrem Rücken zu thun, selbst auf die Gefahr hin, daß du dir irgend ein Vergnügen, irgend eine Anschaffung, und wäre es der heißeste Lieblingswunsch, versagen mußt. Besser, du versagst es dir, als daß du dir hinter ihrem Rücken den betreffenden Genuß erlaubst. Wirkliche innere Befriedigung wird dein beladenes Gewissen doch nicht aufkommen lassen, und selbst das harmloseste Vergnügen ist viel zu teuer bezahlt, wenn dein verstecktes und heimliches Thun den Eltern zu Ohren kommt und das Mißtrauen nun auf beiden Seiten wächst.

Noch in einem anderen Stück wollen wir hier bei der Besprechung des vierten, bezw. fünften Gebots, zu welcher uns Salomos Bild Anlaß gegeben, auf Isaak zurückweisen. Abraham war bei Isaaks Opferung weit über hundert Jahre alt, und dennoch erzeigt ihm Isaak den unbedingtesten Gehorsam. Vielleicht ist Abraham schon recht gebrechlich und hinfällig geworden, aber das hält den Sohn nicht ab, den Vater zu ehren und zu lieben. Dienstfertig läßt er sich selbst das Opferholz aufladen, das Abraham zu schwer ist und freut sich ihm dienen zu können.

Man findet's so viel, daß die Eltern, *je älter sie werden*, um so mehr der Ehrerbietung von seiten ihrer Kinder verlustig gehen. Und doch, das „In Ehren halten,

ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben" in Luthers Erklärung zum vierten Gebot soll sich gerade auch im Alter erweisen, wenn wir den alten gebrechlichen Eltern die Dienste des Nährens, Pflegens, Tragens und Duldens, die wir von ihnen erfahren durften, wieder zu vergelten gewürdigt werden. Ach, daß uns nach dieser Seite unser Gewissen nicht einstmals verklagte und Gott uns um solcher Sünde willen strafen müßte, indem er uns vielleicht auch Gleiches mit Gleichem büßen läßt.

In der Stadt Sch. war eines Tages der Bauer N. und sein Sohn miteinander auf dem Fruchtspeicher mit Fruchtfassen beschäftigt. Der Vater war ein wunderlicher Mann, der Sohn war ein Brausekopf, der überdies schon längst der Zucht des Vaters und der Mutter entwachsen war, wie es bekanntlich heutigen Tages immer mehr Mode wird. Schon manchen Wortwechsel hatte es zwischen Vater und Sohn gegeben, längst schon gönnte keiner dem andern ein gutes Wort mehr; doch zu Thätlichkeiten war es noch nicht gekommen. Aber an jenem Tage kam der langverhaltene Grimm des Sohnes endlich zum Ausbruch. Wieder hatte der Vater an dem Sohne, vielleicht mit Recht, allerlei auszusetzen. „Halt's Maul!" brüllte endlich der Sohn ungeduldig. Als der Vater hierauf ihn grimmig ansah und ihn aufforderte, sich zu entfernen, schrie der Sohn, das Angesicht mit Zornesglut übergossen: „Es fragt sich, wer den Platz räumen muß, ich oder du? Fort!" brüllte er seinen Vater an. — „Was, du willst mir befehlen?" rief der Vater, indem er den Sohn zugleich mit einem Schwall von erniedrigenden Schimpfreden überschüttete. Zu gleicher Zeit gab er ihm einen Stoß mit der Faust auf die Brust. — Jetzt konnte der Sohn seine Wut nicht mehr bezähmen. Mit nervigem Arm schleuderte er den alten Vater zu Boden und indem er ausrief: „Ich will sehen, wer hinunter muß, ich

oder du!" faßte er ihn an den Füßen und zog ihn die Treppe hinab. Wie ein Hammer schlug des alten Mannes Kopf auf jedem Tritte auf. Warum war er so still? War er etwa betäubt und hatte die Sprache verloren? Nein, vor seinem Geist stand der Herr als ein eifriger Gott und hielt mit ihm Gericht. Darum schwieg er. Aber mit einem mark- und beindurchdringenden Schrei rief er plötzlich und unerwartet seinem Sohne zu: „Halt! um Gotteswillen nicht weiter!" — Entsetzt, wie wenn auch nach ihm der Weltenrichter seine gewaltige Hand ausgestreckt hätte, ließ bei diesen Worten der unmenschliche Sohn die Füße seines Vaters fahren. Und dieser erhob sich langsam, an allen Gliedern zitternd, das Angesicht mit Todesblässe bedeckt. Dann sah er seinen Sohn mit ernstem, traurigem Blicke an und sprach mit bebenden Lippen, indem er mit dem Finger auf die Treppe wies: „Bis dahin habe ich auch meinen alten Vater an den Füßen herabgezogen. Es ist ein Gott!" — Schluchzend verließ er sodann seinen Sohn. Dieser aber stand wie versteinert da und konnte lange seine Blicke nicht von der unheimlichen Treppe wegwenden. So rächt sich auch heute noch, ob auch nicht in so augenfälliger Weise, die Übertretung des Gebots der Elternliebe an dem Übertreter.

Vollends häufig findet man's, daß Kinder ihre alten Eltern dann verachten, statt sie in Ehren zu halten, wenn sie ihren Eltern geistig überlegen sind, es weiter als die Eltern gebracht haben. Häufig genug schämen sich die Kinder dann der Eltern, bekritteln sie, behandeln sie verächtlich, etwa wie der Sohn jener Waschfrau, die sich die Finger blutig wusch, damit ihr Sohn studieren und es bis zum Doktor der Philosophie bringen konnte. Als er einst gefragt wird, wer die Person gewesen sei, mit der er so vertraulich geredet habe, giebt er zur Antwort: „Ach, das war meine Waschfrau, sie besitzt eine so impertinente Vertraulichkeit."

Solche Söhne sollten sich schämen vor jenem Hauptmann der französischen Armee, der sich durch Treue und Tapferkeit vom gemeinen Soldaten aufgeschwungen hatte. Einst besuchte ihn sein Vater. Da stellte er ihn bei der versammelten Parade dem Obersten des Regiments vor. Mit Staunen und Lächeln empfingen die andern Offiziere den greisen Bauern. Sie hatten D. bisher für den Sohn einer angesehenen Familie gehalten. Aber der Oberst berichtete den Vorfall an den König Ludwig XIV., der den Hauptmann an den Hof kommen ließ. „Braver D.!" sagte er zu ihm, „ich freue mich, einen rechtschaffenen Mann meines Landes kennen zu lernen, und bewillige Ihnen ein Jahresgehalt von tausend Thalern, damit Sie Ihre Eltern besser pflegen können." Darauf umarmte er ihn vor dem ganzen Hofe. O ihr Söhne, die ihr es zu etwas gebracht, vielleicht mehr gelernt, euch mehr „Bildung" angeeignet als eure Eltern, verdankt ihr's nicht zum großen Teil der Güte und Aufopferung eurer Eltern? Wollt ihr ihnen mit elendem Undank lohnen?

Nicht selten findet sich's auch, daß Kinder, die zu einem christlichen Leben erweckt sind, sich über die Eltern erheben. Statt durch doppelte Demut den Eltern zu beweisen, was es mit dem Christentum auf sich hat, spielen sie vielleicht den Bußprediger und führen harte richterische Reden. Da gilt der ernste eindringliche Rat: „Bete für deiner Eltern Heil im Kämmerlein, lebe ihnen deinen Glauben in Demut vor und, wenn die Rede auf die Dinge des Glaubens kommt, dann seufze nach oben, daß der Herr dir das rechte, klare und feste, aber doch bescheidene, liebevolle Wort schenke. Auch wenn du an deinen Eltern wirkliche Fehler und Schwächen siehst, sie entbinden dich nicht von der Pflicht der Ehrerbietung gegen sie, und du wirst in der Ewigkeit einmal nicht gefragt werden, wie sich deine Eltern verhalten haben,

aber sie werden laute oder stille Zeugen sein, wie du dich gegen sie verhalten hast, ob du sie lieb und in Ehren gehalten, trotz ihrer Schwächen und Fehler, und wären's die allergrößten Laster.

Daß der Gehorsam gegen die Eltern auch seine Grenzen hat, nämlich dann, wenn die Eltern etwas von uns fordern, was geradezu Sünde ist, versteht sich von selbst. Dann tritt eben das Wort in Geltung, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen. Gottlob wird das ja nur in den allerseltensten Fällen zutreffen.

Freilich, das Verhältnis des Befehlens und Gehorchens hat auch noch eine andere Grenze. Manche Eltern mögen das zu ihrem und ihrer Kinder Nachteil übersehen. Je größer nämlich die eigene Verantwortlichkeit des Kindes, etwa in dem von ihm erwählten Beruf wird, um so mehr muß eben auf dem Gebiet und in den Dingen, die nicht unter der Eltern, sondern lediglich unter des Sohnes Verantwortung stehen, das Verhältnis eines unbedingten Gebietens und Gehorchens gelöst werden. Aber auch dann noch wird ein rechter Sohn dankbar jeden Rat der Eltern entgegennehmen, sich nicht ohne weiteres darüber wegsetzen. In den Jünglingsjahren wird nun aber wohl nur in den seltensten Fällen einer schon ganz auf eigenen Füßen stehen und in eigener Verantwortlichkeit zu handeln haben. Und wenn auch Eltern gut thun werden in dieser Übergangszeit die Zügel allmählich zu lockern und dem Sohne nach und nach eine weise Benützung der Freiheit und eigenen Verantwortlichkeit zu ermöglichen, so steht es doch einem Jüngling schlecht an, wenn er in dieser Zeit darauf pocht, daß er kein Kind mehr sei, daß er nun konfirmiert, vielleicht schon so und so alt sei, vielleicht auch gar nicht mehr im Elternhaus weile. Darauf kommt's gar nicht an. Solange du noch nichts kannst und bist und dich womöglich noch ganz

oder doch teilweise von deinem Vater unterhalten und versorgen lassen mußt, so lange stehst du auch noch unter seinem Regiment.

„Auf daß du lange lebest und dir's wohl gehe in dem Land, das dir der Herr dein Gott geben wird." So lautet die Verheißung, die diesem Gebot beigegeben ist. Ein Segen ist auf die Erfüllung, ein Fluch auf die Übertretung des Gebots der Elternliebe gelegt. Gottes Wort sagt es, und die Erfahrung bestätigt es. Ein Salomo und Tausende nach ihm haben den Segen erfahren, der auf der treuen Erfüllung des Gebots der Kindesliebe ruht. Dagegen hat's auch den bösen und ungeratenen Kindern von Kain und Ham, Hophni und Pinehas und Absalom bis auf den heutigen Tag am angedrohten Fluch nicht gefehlt. Willst du vor solchem Fluch bewahrt werden und wie Salomo ein gesegneter Mann werden, „ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe auf Erden." Und wenn der Herr es dir dennoch zu deinem Besten am irdischen Segen fehlen läßt, nun, es giebt noch ein anderes Leben als das irdische, noch ein anderes Wohlergehen als das in irdischem Geld und Gut und Genuß, noch ein anderes Land als das irdische Heimatland, nämlich jene Heimat dort oben im Licht. Lohnt dir der Herr damit, was willst du mehr?

Gehorsam gegen die Lehrer und Lernbegierde war das erste, Ehrerbietung gegen die Eltern das zweite, was Salomo zu den Quellen echter Weisheit führte. Als drittes finden wir auf seinem Bild das Gebet um die rechte Weisheit, von der wir oben geredet haben. Wir lesen darüber etwa das Folgende.

Nach dem Tode Davids ward sein Sohn Salomo König, und ganz Israel war ihm gehorsam, und der Herr war mit ihm, denn er hatte den Herrn lieb und wandelte nach den Sitten seines Vaters. Und der Herr erschien ihm

im Traum des Nachts und sprach: Bitte, was ich dir geben soll! Salomo sprach: Mein Gott, du hast deinen Knecht zum Könige gemacht über ein großes Volk. So wolleſt du deinem Knecht geben ein gehorſames Herz, daß er dein Volk richten möge und verſtehen, was gut und böſe iſt. Das gefiel dem Herrn wohl, daß Salomo um ein ſolches bat, und er sprach: Weil du ſolches bitteſt und bitteſt nicht um langes Leben, noch um Reichtum, ſondern um Verſtand, ſiehe, ſo habe ich gethan nach deinen Worten. Siehe, ich habe dir ein weiſes und verſtändiges Herz gegeben, daß deinesgleichen vor dir nicht geweſen iſt und nach dir nicht aufkommen wird. Dazu, was du nicht gebeten haſt, habe ich dir auch gegeben, nämlich Reichtum und Ehre. Und ſo du in meinen Wegen wandeln wirſt, ſo will ich dir geben ein langes Leben.

Hier hat ſich's gezeigt, was das heißt: „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles, alſo alles, was wir im Irdiſchen nötig haben, zufallen."

Zumal in Jünglingsjahren, wenn die Welt noch ſo verlockend und viel verſprechend vor dem jugendlichen Auge liegt, handelt man viel eher und mehr nach der Regel: trachtet erſt nach der Welt und dann nebenher und hintennach auch nach dem Reich Gottes. Statt dem Wort zu folgen: „Habe deine Luſt an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünſchet," möchte man, zumal in jungen Jahren, wo man die Eitelkeit der Welt noch nicht zur Genüge erfahren, erſt haben, was das Herz wünſchet, und dann die Luſt am Herrn haben. Mache du es nicht ſo, mache es vielmehr wie Salomo, bitte, daß der Herr dir vor allem ſich ſelbſt, ſeinen Geiſt, ſeinen Frieden gebe. Du darfſt für alle Dinge, auch irdiſche, auch die kleinſten und unſcheinbarſten, wie wir früher geſehen, den Herrn bitten,

wenn du hinzufügst: „Dein Wille geschehe.“ Aber das Gebet um den heiligen Geist, das ist das einzige, dem unbedingte Erhörung zugesagt ist. Darum bitte denn auch du, darum bitte vor allem und zuerst wie Salomo, und du wirst auch ein „Salomo“ werden, ein „Friedereich“. Lege dir doch ernstlich die Frage vor, ob du ein „Friedereich“ bist, ob du Frieden hast für deine von Haus aus friedlose Seele, und wenn nicht, dann mach's doch endlich wie Salomo und bitte darum vor allem und zuerst und so lange bis du Erhörung findest. Darin besteht das Geheimnis eines glücklichen Lebens.

Salomo ward durch seine Bitte ein gesegneter Mann und er wäre es geblieben, wenn nicht, wie es scheint, doch späterhin die Welt mit ihrer Lust bei ihm in den Vordergrund getreten wäre.

Ein unbeschreiblicher, maßvolle Grenzen weit überschreitender Luxus und Prachtliebe scheint später den innerlich gerichteten Sinn des großen Königs verdrängt zu haben. Es ist das wohl zu beachten, zumal in einer Zeit, in welcher der Luxus viel mehr als früher die Grenzen des Erlaubten übersteigt. Hört man von der Genügsamkeit früherer Zeiten, so klingt das fast wie ein Märchen aus tausend und eine Nacht. So etwa, wenn man hört, daß ein Lehrer im Jahr mit zwei Thalern und sechzig Pfennigen Gehalt auskommen mußte; oder wenn man hört von den dreibeinigen Schemeln, welche die Stelle der heutigen Polstersessel vertraten, oder wenn, wie ich es gelegentlich in einer Jünglingspredigt hörte, ein reicher Fabrikbesitzer berichtet: „In meiner Jugendzeit gab's in meiner Vaterstadt nur vier Regenschirme, und die waren von Baumwolle. Mein seliger Vater war der Besitzer des einen, machte aber keinen Gebrauch davon, denn er hielt's für unnötig, und wer mit einem Regenschirm ging, wurde ausgelacht.“ Vergleicht man damit die Ansprüche

und den Luxus unserer Zeit, so fällt einem unwillkürlich das Verslein ein: „o quae mutatio rerum!“ „wie hat sich doch die Zeit gewandt!“ Nun, wir wollen nicht gerade einer solchen Genügsamkeit das Wort reden. Insofern der Luxus das in sich begreift, was nicht gerade zum Lebensunterhalt durchaus erforderlich ist, was aber zur Veredelung und Verschönerung des Lebens dient, wollen wir ihn nicht verdammen. In diesem Sinn treibt ja schließlich jeder, auch der Ärmste in einem gewissen Grade Luxus, sei's daß er auch nur ein buntes Kaiserbild an der Wand hängen hat. Dieser Sinn für's Schöne und Behagliche ist gewiß nichts Verkehrtes. Es ist auch sehr richtig darauf hingewiesen worden, daß ohne solchen erlaubten Luxus alles gewerbliche Schaffen, aller Handelsverkehr, alle Wissenschaft und Kunst in einem Volke matt gesetzt werden würde. Aber doch hat solch berechtigter Luxus seine nicht ungestraft zu überschreitenden Grenzen. Wer etwa zur Befriedigung seines Luxusbedürfnisses mehr Geld ausgiebt als er hat oder für nötigere Dinge, auch das Wohlthun mit einbegriffen, gebrauchen müßte, der thut unrecht. So auch wer sich nicht innerhalb seiner Standesgrenzen hält und einen übertriebenen Luxus pflegt, nicht bloß aus Geschmack am Schönen, sondern um zu prahlen und mehr aus sich zu machen als er ist, oder wer in einer Umgebung von Not und Elend durch seine übermäßige Prachtentfaltung andere verbittert und verletzt und so mit zum Wachstum der allgemeinen Unzufriedenheit, der Socialdemokratie, beiträgt, der überschreitet die Grenzen des Erlaubten. Wo der Sinn sich allzusehr auf den Luxus richtet, da kann auch heute noch diese Prachtliebe dem inneren Menschen wie bei Salomo verderblich werden.

Die Veräußerlichung des Sinnes bei Salomo führt ihn zuletzt zum Fall. Wir lesen von ihm, daß seine Weiber sein Herz fremden Göttern zuneigten. „Da ward der Herr

zornig über Salomo und sprach: „Weil du meinen Bund und meine Gebote nicht gehalten, so will ich auch das Königreich von dir reißen, doch bei deiner Zeit will ich es nicht thun, um deines Vaters David willen, sondern von der Hand deines Sohnes will ich es reißen." —

Herder hat in treffender Weise zwei Bilder aus Salomos Leben nebeneinander gestellt. Das erste lautet:

Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Lieblinge sprach einst ein gütiger König: „Bitte von mir, was du willst, es soll dir werden."

Und der Jüngling sprach bei sich selbst: „Was soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehen habe ich schon; Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königs Tochter will ich bitten, denn sie liebet mich, wie ich sie liebe, und mit ihr empfange ich alles andere. Vor allem auch das Herz meines gütigen Wohlthäters, denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater."

Der Liebling bat, und die Bitte ward ihm gewährt.

* * *

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll, und ich will dir's geben."

Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische Weisheit, und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen.

Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge, und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. Solange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebt er auch nach seinem Tode noch diesseits des Grabes.

Das andere Bild von Herder lautet:

Salomo in seinem Alter.

Wollust, Reichtum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren also verblendet, daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte.

Einst als er in seinen prächtigen Garten ging, hörte er die Tiere sprechen (denn er verstand die Sprache der Tiere), und neigte sein Ohr zu hören, was sie sagten.

„Siehe," sprach die Lilie, „den König, er gehet stolz an mir vorüber, und ich Demütige bin herrlicher als er."

Und der Palmbaum webete seine Zweige und sprach: „Da kommt er, der Bedrücker seines Landes, und dennoch singen sie ihm, daß er ein Palmbaum sei. Wo sind denn seine Früchte, seine Zweige, mit denen er Menschen erquickt?"

Er ging weiter und hörte die Nachtigall singen zu ihrer Geliebten: „Wie wir uns lieben, so liebet Salomo nicht, so wird er von keiner seiner Buhlerinnen geliebet."

Und die Turteltaube girrete zu ihrem Gatten: „Von seinen tausend Weibern wird keine ihn betrauern wie ich dich beklagen würde, mein Einiger!"

Zürnend beschleunigte der König seinen Schritt, und kam zum Neste des Storchs, der seine Jungen erzog und sie mit seinen Schwingen auffing, da er sie fliegen lehrte. „Das thut," sprach der Storch zu seinen Jungen, „der König Salomo seinem Sohne Rehabeam nicht, darum wird auch sein Sohn nicht gedeihen; Fremde werden herrschen in dem, was er baucte." Da entwich der König in seine innerste Kammer und war still und traurig.

Und als er so im tiefen Nachdenken saß, da trat die Braut seiner Jugend, die Weisheit, unsichtbar vor ihn, und

berührte sein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und sah ein trauriges Gesicht der künftigen Tage.

Er sah durch die Antwort seines unweisen Sohnes sein Reich zerteilt; in zehn abgefallenen, von ihm unterdrückten Stämmen herrschte ein Fremder. Verfallen sah er seine Häuser, seine Lustgärten durch ein Erdbeben versunken, die Stadt verwüstet, das Land verheert, und den Tempel Gottes im Brande. Erschrocken fuhr er aus dem Schlafe empor. Und siehe, da stand mit weinendem Auge die Freundin seiner Jugend sichtbar vor ihm und sprach: „Du hast gesehen, was nach diesem geschehen wird, und zu alle diesem hast du den Grund gelegt. Es stehet nicht mehr in deiner Macht das Vergangene zu ändern, denn du kannst dem Strom nicht gebieten, daß er sich wende zu seiner Quelle, noch deiner Jugend, daß sie zurückkehre. Deine Seele ist ermattet, dein Herz erschöpft, und ich, die Verlassene deiner Jugend, kann deine Gespielin nicht mehr sein im Lande des irdischen Lebens.“ — Sie verschwand mit einem mitleidigen Blick, und Salomo, der seine Jugend mit Rosen bekränzt hatte, schrieb in seinem Alter ein Buch von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge auf Erden. — Das sind die beiden Bilder Herders.

Wir aber schreiben unter Salomos Bild:

„Ach, wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß,
So hab' ich der Weisheit vollkommenen Preis,“

und fügen das andere Wort hinzu:

„Suche Jesum und sein Licht!
Alles and're hilft dir nicht.“

15. Die Jünglinge zu Babel.

Im Jahre 606 vor Christo hatte Nebukadnezar, der König von Babel, Jerusalem zum erstenmal erobert und viele vornehme Juden in die Gefangenschaft nach Babel geführt. Unter diesen gefangenen Juden befanden sich auch die vier frommen Jünglinge, die wir auf dem letzten alttestamentlichen Jünglingsbild vereinigt sehen, nämlich Daniel, Hananja, Misael und Asarja. Nebukadnezar hatte nämlich Befehl erteilt, es sollten aus den Kindern Israel, von königlichem Geschlecht und vornehmer Herren Kinder, Knaben ausgewählt werden, die nicht gebrechlich wären, sondern schöne, vernünftige, weise, kluge und verständige. Diese sollten am königlichen Hofe dienen und die chaldäische Schrift und Sprache erlernen. Unter ihnen waren die vier eben genannten, keine Knaben mehr im heutigen Sinn des Worts, sondern Jünglinge von etwa siebzehn bis achtzehn Jahren.

Diesen Jünglingen fehlte nun, wie man denken sollte, nichts; denn wir lesen von ihnen, daß der König ihnen verschaffte, daß man ihnen täglich geben sollte von seiner Speise und von dem Wein, den er selbst trank. Und doch fehlte ihnen ein köstliches Gut, das Gut der Freiheit, von dem der Dichter singt:

„Freiheit ist nicht die höchste Gabe,
Die hier der Mensch zum Heil bedarf,
Doch trägt ihm all sein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf."

Wenn's die Jünglinge zu Babel im Lande der Gefangenschaft auch noch so gut hatten oder hätten haben können, sie waren und blieben eben Gefangene und waren ihrer Freiheit verlustig gegangen. Und dennoch, ob sie auch die äußere Freiheit eingebüßt hatten, so waren sie doch so frei im höheren und edleren Sinn des Wortes, wie wohl selten Jünglinge zu sein pflegen. Ein Zeichen solch höherer, edlerer Freiheit ist's, daß Daniel mit seinen Freunden um des Gewissens willen auf die weltliche Ehre an des Königs Tisch zu sitzen und auf die Annehmlichkeiten kostbarer Speisen und Getränke verzichtet. Weil es ihnen nach dem Gesetze Moses unstatthaft schien mit den Heiden zu essen und zu trinken, die der mosaischen Speiseverbote nicht achteten, darum „setzte Daniel sich vor in seinem Herzen, daß er sich mit des Königs Speise und mit dem Wein, den er selbst trank, nicht verunreinigen wollte und bat den obersten Kämmerer, daß er sich nicht müßte verunreinigen," Dan. 1, 8. Die Jünglinge hätten also herrlich und in Freuden leben können, wie der reiche Mann im Evangelium; und dennoch um des Gewissens willen wollen sie's nicht. — Ferner: Der König Nebukadnezar hatte ein goldenes Götzenbild anfertigen lassen, sechzig Ellen hoch und sechs Ellen breit, und verlangte nun von all seinen Unterthanen, sie sollten dies Bild anbeten; „wer aber nicht niederfällt und anbetet," so ließ er dazu androhen, „der soll von Stund an in einen glühenden Ofen geworfen werden," Dan. 3, 6. Wieder bewahren und bewähren jene gefangenen Jünglinge die innere Freiheit des Gewissens, die besser ist als die äußere Freiheit. Während alle übrigen ihre Kniee beugen und das goldene Bild anbeten, Hananja, Misael und Asarja beugen ihre Kniee nicht. Lieber wollen sie das zeitliche Leben verlieren, als das himmlische Heil verscherzen und sich die Freiheit des Gewissens antasten lassen. Und wie die drei eben Genannten, so auch

Daniel. Der König läßt auf den Rat der Fürsten und Landvögte einen Befehl ausgehen, wer in dreißig Tagen etwas bitten werde von irgend einem Gott oder Menschen außer von dem König allein, solle zu den Löwen in die Grube geworfen werden. Aber Daniel läßt sein Gewissen nicht knechten, dreimal des Tages fällt er auf seine Kniee, betet, lobt und dankt seinem Gott wie er es gewohnt ist. Daß er wirklich der Drohung gemäß in die Grube geworfen wird, hält ihn nicht ab, seine innere Freiheit zu wahren. Das ist die Freiheit, die im Vollsinn den Namen verdient, und zu welcher der Herr sich lohnend bekennt. Daß die vier Jünglinge auf des Königs Speise und Trank verzichtet, hat ihnen nicht nur nicht geschadet, schon nach zehn Tagen sind sie schöner und besser gediehen, als alle übrigen; und als die drei Probejahre um sind, findet der König bei einer Prüfung unter allen Jünglingen seines Hofes ihresgleichen nicht. Als die drei in den feurigen Ofen hinein müssen, und Daniel zu den Löwen geworfen wird, weil ihnen ihr Gewissen lieber ist als ihr Leben, werden sie auf die bekannte wunderbare Weise erhalten. Das ist der Lohn und die Frucht der rechten Freiheit. So kann man in der Gefangenschaft, auf dem Weg zum Märtyrertod, im feurigen Ofen und in der Löwengrube dennoch, wenn man die rechte Freiheit kennt, freier sein, als der gewaltigste König auf seinem Thron.

Worin besteht denn nun die rechte Freiheit? „Freiheit, die ich meine" singen Hunderte und Tausende, und jeder meint unter Freiheit etwas anderes. Zumal die Jugend denkt so leicht bei dem Wort Freiheit an so manches, was ihr zur Zeit verboten ist, und träumt, daß davon ihr Glück und Heil abhänge, träumt von Rauchen und Wirtshausgehen, von Ball und Theater, Studentenmützen und Bändern und akademischer Freiheit, Freisein von den Fesseln der Schule, vielleicht gar der Bevormundung der Eltern u. s. w.

Tausende meinen es sei Freiheit den Begierden, Trieben und Neigungen den Zügel schießen zu lassen. Tausende machen zu ihrer Losung: „Keine Zucht mehr, keine Verantwortung, keine Autorität mehr!“ Tausende lassen sich dagegen von leichtsinnigen Genossen ins Schlepptau nehmen, die weder Vertrauen noch Ansehen verdienen. Tausende treibt der falsche Freiheitstrieb dahin, wo kein Mensch sie kennt und tadelt und sie nach niemand und nichts mehr zu fragen haben. Und all diese Tausende treibt dieser falsche Freiheitstrieb ins Unglück und Verderben. Die rechte Freiheit besteht nicht in allerlei Freiheiten dies zu thun und jenes zu lassen. Diese Freiheiten allein machen dich nicht frei, im Gegenteil, wenn du keine edlere und höhere Freiheit kennst und hast, können sie dir zu Ketten und Stricken und Banden werden. Es ist ja eine ausgemachte Sache, daß nicht etwa der Trinker, der Lüstling, der Wucherer frei ist, wiewohl sie sich frei und losgemacht von allen Gesetzen und gottgewollten Geboten und Schranken, sondern daß sie in Wahrheit Sklaven sind.

Die rechte Freiheit besteht vielmehr darin, das Leben so zu gestalten, wie es seiner ursprünglichsten Natur und eigentlichsten Bestimmung entspricht, und nur darin von keiner fremden Macht gehindert zu sein. Und welches ist diese Bestimmung? Doch wahrlich nicht in allerlei Vergnügungen und Genüssen zu schwelgen — und doch wolltest du daran zuerst und allein denken bei dem Wort Freiheit? Nein, ich will dir sagen, was die eigentlichste, tiefste, innerste Bestimmung deines Lebens ist: „In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist,“ sagt der Wandsbecker Bote, das ist's. Ja, dein innerer Mensch, der hungert und dürstet nach Christo, deinem Heiland, nach seiner Vergebung, nach seinem Frieden, der sehnt sich danach, durch ihn frei gemacht zu werden von der Sünde. „So euch der Sohn

frei macht, so seid ihr recht frei." Das ist selige Freiheit. Wenn du diese Freiheit erfahren in deinem Herzen und Leben, dann wird im Gefühl und Bewußtsein dieser Freiheit dein Herz jauchzen und jubilieren wie dem elendesten Sklaven, wenn ihm der Sklavenhalter das Wort zuruft: „Du bist frei, ganz frei für immer." Dann wirst du deine Freiheit nicht länger darin suchen, daß du thun und lassen kannst, was du *willst*, sondern daß du willst, was du nach Gottes Willen und deiner ewigen Bestimmung *sollst*. Ist dir dann auch noch irgend eine äußere Freiheit vorenthalten, so wirst du kraft der inneren Freiheit darüber erhaben sein und warten können, bis sie dir, unbeschadet dem inneren Menschen, zu teil werden kann; und bliebe dir diese oder jene Freiheit vorenthalten, so wird doch dadurch dein eigentliches Lebensglück nicht gehindert und gestört werden. Aber darum fühlen sich so viele unfrei und unglücklich, weil sie ihre Freiheit nicht im Dienst des Heilandes, sondern auf verkehrten Wegen suchen und dafür die Knechtschaft der Sünde finden.

Ein Mägdlein einer Großstadt, das noch niemals aus der Stadt herausgekommen war, ward einst zum erstenmal mit der Sonntagsschule hinausgeführt in die freie Natur. Zum erstenmal sieht das Kind die grünen Wiesen und Wälder und darüber den blauen Himmel. Als es aber einen Vogel erblickt, der fröhlich von Ast zu Ast hüpft, ruft es: „O, der arme Vogel!" Und gefragt, warum es den Vogel denn bemitleide, warum es den Vogel für „arm" halte, giebt das Mägdlein zur Antwort: „Der arme Vogel hat ja keinen Käfig!"

So haben sich die Menschen, die einander von Haus aus nur im Käfig kennen, gewöhnt an die, sei es auch goldenen Käfige und Fesseln der Sünde und wissen nicht, wie selig man ist, wenn Jesus uns frei macht von schnöder Erden- und Sündenlust und wir sein Eigentum werden. O, daß

doch alle Welt, vor allem die jugendliche Welt noch heute die selige Freiheit erkennte, die darin beschlossen liegt, ein Knecht und Eigentum des Herrn zu werden, daß sie heute noch sprechen lernte: „Du bist mein und ich bin dein!" Kannst du so sprechen? Nun, die Probe ist leicht zu machen: Suchst du deine Freiheit wirklich darin ein Knecht und Eigentum des Herrn zu werden, ist er dein Herr, so muß sich das auch zeigen in deinem ganzen Leben. Naht dir die Welt mit ihren Freuden und Genüssen in irgend welcher lockenden, versuchenden Gestalt, — wirst du dann, wie Daniel und seine Freunde auf die Freuden der königlichen Tafel verzichtet, auch gern verzichten auf der Welt Freude, auf deine Lust und Begierden, und wär's der liebste Lieblingswunsch, die liebste Lieblingsmeinung, Lieblingsneigung? Wirst du gern darauf verzichten, um nur deine innere Freiheit, dein ewiges Heil, die Rettung deiner Seele, die Reinheit deines Gewissens nicht zu verlieren? — Bist du entschlossen, dich, wie jene Jünglinge zu Babel, unter keinen Umständen zu beugen vor dem Götzen der Welt und Sünde, sondern dich nur zu beugen vor deinem Herrn, nicht zu fragen nach der Welt Urteil und Bann, sondern nur nach dem Willen deines Herrn? Fragst du auf Schritt und Tritt: „Was ist der Wille meines Gottes? Was verlangt er jetzt in diesem Augenblick von mir?" Übst du dich auch, wie Daniel, in innigem Gebetsumgang mit deinem Heiland und Herrn, in einem Wandel vor Gottes Augen, koste es, was es wolle, ja selbst das Leben? Oder bringst du noch den Freuden der Welt dein Gewissen zum Opfer? Beugst du dich noch vor den Götzen der Welt und bist du bemüht, es nur ja nicht mit ihren tonangebenden, maßgebenden Kreisen zu verderben, weißt von einem Beten, vollends von einem beständigen Gebetsleben nichts? — Dann bist du noch nicht frei, sondern ein Sklave, ein Sklave der Welt, ein Sklave deiner Lust.

Dann bitte ihn, den Befreier von Sünde, Not und Tod, daß er dich doch frei mache, dann wirst auch du dich frei und glücklich und selig fühlen. Und bist du noch von einer besonderen, geheimen Sünde gebunden, ein Sklave irgend einer besonderen Lust, dann bitte ihn, den „Durchbrecher aller Bande":

„Zerbrich, verbrenne und zermalme,
Was dir an mir nicht wohlgefällt!
Ob mich die Welt an einem Halme,
Ob sie mich an der Kette hält,
Ist alles eins in deinen Augen,
Da nur ein ganz befreiter Geist,
Der alles and're Schaden heißt,
Und nur die reine Liebe taugen."

Laß dich, mein lieber Freund, durch Jesum frei machen, so bist du recht frei, die Sünde aber führt dich in knechtische Freiheit. —

Wollen wir noch einen Einzelzug auf dem Bild der Jünglinge zu Babel ins Auge fassen, so wäre unter anderem ihre Demut und Milde zu beachten, mit welcher sie trotz aller Bestimmtheit und Entschiedenheit ihr Bekenntnis zu dem Gott Israels kund werden lassen.

Dreierlei hatte sich Daniel mit seinen Freunden in der neuen Lage der Gefangenschaft zu überlegen: Sie sollten heidnische Weisheit lernen, sie sollten von des heidnischen Königs Tisch essen, sie sollten statt ihrer frommen israelitischen Namen von nun an Namen heidnischen Gepräges tragen. Ihre israelitischen Namen hatten eine so herrliche Bedeutung: Daniel bedeutete: „Gott ist mein Richter," Hananja: „Gotthold," Asarja: „Gotthilf" und Misael: „Wer nur bittet." Trotzdem opfern sie ihre Namen bereitwilligst auf höheren Befehl. Auch gegen die Annahme heidnischer Bildung und Wissenschaft sträuben sie sich nicht. Nur soweit, es ihr Gewissen unbedingt von ihnen fordert pro-

testieren sie gegen die heidnischen Sitten ihrer Umgebung; und das auch nicht in jugendlichem Ungestüm, sondern mit Demut und Milde suchen sie die Freiheit nach, so leben zu können, wie's ihr Gewissen fordert: Sie bitten den Kämmerer, daß sie sich nicht müßten verunreinigen, und auf diesem Wege kommen sie zum Ziel.

„Es geziemt sich nicht," sagt Quandt, „für einen Jüngling wie überhaupt für einen Christen, sich Glaubensfreiheit ertrotzen zu wollen. Daniel bat; unsere Jünglinge müßten sich auch mehr aufs Bitten legen. Wenn mancher gläubige Jüngling, statt auf sein gutes Sonntagsrecht zu pochen, seinen Meister bäte: „Lieber Meister, erlassen Sie mir am Sonntag die Arbeit, lassen Sie mich in die Kirche geh'n, ich will mit Gottes Hilfe an den Wochentagen gern alles einholen" — er würde es erfahren, daß Gott, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche, mit demütigen Gesellen auch ungläubige Meister zufrieden macht." — Von dem Verhalten gläubiger Söhne ungläubigen Eltern gegenüber haben wir schon früher gesprochen. Was aber den Meistern und Eltern gegenüber anzuempfehlen ist, gilt's gleicherweise allen Menschen gegenüber zu beobachten, nämlich: daß die Gläubigen, insbesondere solange sie jung sind, neben all ihrer unerläßlichen christlichen Bestimmtheit und Entschiedenheit doch auch die rechte Sanftmut und Liebenswürdigkeit nicht fehlen lassen. Durch Poltern und Richten, Schelten und liebloses Verurteilen unchristlichen Wesens wird keiner, am allerwenigsten solange er jung ist, etwas zur Ehre des Herrn erreichen. Wenn es aber so wäre, wie es sein sollte, daß die Christen die liebenswürdigsten Menschen wären, und nicht sowohl durch Schelten und Poltern und Richten, als durch einen stillen, sanften Wandel ein Zeugnis für den Herrn und sein Reich und seine Ehre ablegten, dann würde mehr erreicht als es jetzt vielfach der Fall ist.

Wir könnten noch auf andere Einzelzüge auf dem Bild der Jünglinge zu Babel hinweisen; da diese uns aber zumeist schon auf früheren Bildern belehrend entgegengetreten sind, wollen wir sie hier übergehen. Nur noch auf eines wollen wir hier etwas ausführlicher eingehen:

Emil Quandt in seinem Büchlein: „Die Jünglinge der Bibel" nennt jenen Freundeskreis, welchem die vier gefangenen Jünglinge zu Babel angehören, den „Jünglingsverein zu Babel." Und in der That, das war keine gewöhnliche Freundschaft, sondern eine Vereinigung zu einem bestimmten Zweck, nämlich: mitten in den Greueln des Heidentums an dem Bekenntnis zum Herrn, dem Gott Israels, treulich festzuhalten.

Von der Notwendigkeit des Umganges und Zusammenschlusses mit Freunden, vor allem für die Jugend, haben wir schon früher geredet. Aber auch von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses zu einer Vereinigung mit demselben besonderen Zweck, wie ihn jener Jünglingsverein zu Babel verfolgte, möchten wir hier gern ein Wort reden. Wir denken dabei zunächst an unsere Jünglingsvereine. Der Beitritt zu einem solchen kann unseren lieben Jünglingen nicht genug empfohlen werden, denn die Vorteile, die in den Jünglingsvereinen geboten werden, sind von nicht zu unterschätzender Art.

Angenommen du müßtest dich in der Fremde aufhalten. Aufnahme in die Familie des Lehrherrn oder sonstige christliche Familiengemeinschaft kannst du nicht finden. Ja, vielleicht übt das Haus, in welches dein Beruf dich hineingeführt, in christlicher Beziehung eher einen schädigenden als fördernden Einfluß aus. Ist's dir da nicht Bedürfnis, daß du dich mit anderen gleichgesinnten Genossen zusammenthust, wie Daniel mit seinen Freunden, um in der allgemeinen sittlichen Fäulnis deiner Umgebung in Gemeinschaft mit anderen Kraft

zum Widerstand und zur Treue gegen deinen Heiland und Herrn zu suchen? Dazu hat man die Jünglingsvereine ins Leben gerufen. Dort soll dem Alleinstehenden ein freundliches Heim geboten werden, das ihm das Vaterhaus in etwa ersetzt. Dort soll er Schutz gegen die Verführungen falscher Freunde und gegen die Versuchungen der Welt suchen und finden können.

Aber auch wenn du noch, gottlob, in der Familie drinstehen darfst, so hast du doch das Recht und die Pflicht dich mit deinesgleichen zum edlen Zweck jugendlicher Gemeinschaft zusammenzuschließen. Geschieht das mit Maß, so wie es in den Jünglingsvereinen geschehen soll, so werden die wenigen Stunden in der Woche, die du im Verein verbringst, dem Familienleben nicht nur keinen Schaden, sondern Erfrischung zuführen, weil das im Jünglingsverein Erlebte und Gehörte zu Hause weiter besprochen und verwertet werden kann und soll.

Erholung wird ja schließlich doch jeder auch einmal außerhalb der Familie suchen. Wir haben schon früher gesehen, daß dem, der treu und fleißig gearbeitet hat, nach seiner Arbeit auch das Recht auf Erholung zusteht. Gott sei's geklagt, daß man, zumal in jugendlichen Kreisen, diese Erholung so vielfach auf verkehrten Wegen in allerlei gefährlichen Vergnügungen sucht. Wir haben schon auf dem Bilde Josephs allerlei Vergnügungen kennen gelernt, die auch nicht zu wahrer Erholung dienen, die vielmehr die Aufschrift tragen: „Fliehe davor!" Wir rechnen dahin auch noch andere Vergnügungen, die auch sehr wenig geeignet sind jugendlicher Erholung zu dienen, so z. B. das die Leidenschaftlichkeit reizende Kartenspiel. S'ist ein gefährliches Ding damit. Ich kann nicht umhin, ein wenig genauer darauf einzugehen.

In einer großen Gesellschaft waren die Spieltische zusammengerückt und die Herrschaften eifrig beschäftigt, in den sogenannten „vier Büchern der Könige" zu lesen. Aber ein

leichtsinniger Spieler sah den alten Geistlichen, der als Verwandter des Hausherrn unter den Gästen war, wie er sinnend auf- und abging und fragte, als er in seiner Nähe einmal stillstand, ob er nicht mitspielen wolle. „Gern," antwortete jener zum Erstaunen der Gesellschaft, „aber unter einer Bedingung. Bisher habe ich mich stets, ob ich wohl ein armer Sünder in Gottes und meinen Augen bin, doch für zu gut gehalten, jemals Karten zu spielen; es ist mir das also etwas ganz Neues. Nun habe ich's aber so in der Gewohnheit, daß, wenn ich etwas ganz von neuem anfange, ich erst recht herzlich zu Gott um Segen bete. Darum beten wir auch jetzt: „Herr, mein Gott und Heiland, soll's jetzt gespielt sein, so gieb du, ist's keine Sünde, daß wir's thun können mit getrostem, betendem, heiligem Herzen als ein heiliges Werk. Hab' ich aber recht, daß es Sünde ist, so gieb mir und uns allen ein heiliges und gesegnetes Erschrecken, und schlage mit deiner Angst unter uns drein, daß uns allen die Lust vergeht! Amen." — Als aber die Mitspielenden nicht Lust hatten, die Karten wieder aufzunehmen, sprach der ehrwürdige Jubilar: „Meine Freunde, wenn niemand mitspielt, habe ich gewonnen," und indem er das Geld einstrich, sagte er: „Ich danke herzlich im Namen meiner Armen!" — Das Spiel hat auch an jenem Abend nicht wieder angefangen; und dennoch hat der alte Herr noch manchen Thaler gewonnen, der ihm unter der Hand zugesteckt wurde. Er hatte zudem bewiesen, was er beweisen wollte, daß das Kartenspiel ein seelengefährliches Vergnügen sei; und ein solches soll doch wohl nicht jugendlicher Erholung dienen? Vollends paßt der Name Erholung nicht auf das „Kneipen" und Biertrinken, das frühzeitige verbotene Rauchen und was sonst alles noch, wenigstens für heranwachsende Jünglinge, viel eher dem Gegenteil als wirklicher Erholung dient. Sieh, da findest du viel edlere Erholung in einem Jünglingsverein,

etwa in der Betrachtung des göttlichen Wortes und im Singen lieblicher Lieder. Bekanntlich aber gewähren unsere Jünglingsvereine ihren Mitgliedern berechtigte Erholung nicht bloß auf erbaulichem Weg, sondern auch durch Pflege von Musik und Gesang, Gewährung geeigneter Lektüre und allerhand Jugendspielen.

Neben der Erholung bieten die Jünglingsvereine auch Belehrung durch allerhand Vorträge aus Welt- und Kirchengeschichte, sowie Vorführung von vorbildlichen Charakterbildern bedeutender auf den verschiedensten Gebieten verdient gewordener Männer. Das alles wird deinem Gesichtskreis eine größere Weite geben. Der Umgang mit christlich gerichteten Altersgenossen wird ferner geeignet sein, so manche Ecke und Kante bei dir abzuschleifen nach der alten Regel:

„Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen."

Der Umgang mit christlichen Altersgenossen wird dich vor mancherlei Einseitigkeit und Wunderlichkeiten bewahren, und das ist ein nicht zu unterschätzender Segen. Auch der patriotische Sinn und Geist darf und soll in den christlichen Jünglingsvereinen gepflegt werden. Kurz, „was lieblich, was wohl lautet," das alles kannst du im Jünglingsverein lernen und üben.

Die Hauptsache aber ist in diesen Vereinen nicht die Erholung in Singen und Musicieren, auch nicht die Belehrung durch Lektüre und Vorträge, auch nicht die gegenseitige Erziehung zu dem, was lieblich ist und wohl lautet, sondern das Ziel der Jünglingsvereine ist und muß bleiben, daß die Mitglieder Christum gewinnen, daß sie christliche Charaktere werden, daß es bei ihnen zum Bruch mit der Sünde, zum Durchbruch zu bewußter Jüngerschaft komme.

Wohl wissen unsere Jünglingsvereine, daß sich das alles, was wir in das eine Wort Herzensbekehrung zusammenfassen könnten, nicht machen läßt, sondern, daß das durch Gottes Wort und Geist gewirkt sein muß. Aber ist's nicht schon etwas Großes, wenn die Jünglingsvereine das, was solchem Bruch mit der Sünde und Durchbruch zu bewußter Jüngerschaft hinderlich ist, abwehren, wenn sie eine Gelegenheit bieten, da alle die Daniels, Hananjas, Misaels und Asarjas sich zusammenschließen dürfen, um mitten im allgemeinen Abfall vom Herrn Schutz gegen die Versuchungen und Anläufe des Bösen zu finden?

Wenn du also eben kannst, dann suche doch auch du solche Bewahrung in Gemeinschaft mit anderen, wie sie eben im Jünglingsverein geboten wird. Gewiß ist es nicht von ungefähr, daß der Heiland selbst sowohl in dunkeln Gethsemanestunden, als auf lichter Taborhöhe die Gemeinschaft seiner Jünger gesucht, oder daß er die Jünger zu zwei und zwei ausgesandt. Spurgeon sagt einmal: „Zwei oder drei Paar Augen, die etwas suchen, sehen oft besser als ein Paar, so auch wenn zwei oder drei Christen den Herrn gemeinschaftlich suchen in Gebet und Erbauung, so finden sie ihn eher." Das gilt auch von der Mitgliedschaft zu einem Jünglingsverein.

Natürlich ist's mit der bloßen Zugehörigkeit zu einem Jünglingsverein noch lange nicht gethan. Die Zugehörigkeit zu einem solchen Verein legt auch Pflichten auf; zunächst Pflichten äußerer Art, z. B. die, daß nun auch jeder an seinem Teil mithelfe zur äußeren Pflege und Hebung des Vereins. Jedes Mitglied muß bestrebt sein auch an seinem Teil für die Verschönerung und Bereicherung des geselligen Lebens in einem solchen Verein etwas beizutragen. Wenn das mehr geschähe, würde es nicht so oft vorkommen können, daß es einem im Jünglingsverein nicht gefällt, daß es ihm

da zu langweilig ist u. dergl. „Heut' ist's im Verein langweilig gewesen" heißt, wie sehr richtig bemerkt worden ist, sehr oft nichts anderes als: „Heut' bin ich langweilig gewesen." Gehörst du einem solchen Verein an, so gieb, was dir an Unterhaltungs-, musikalischen, kurzum, was dir an geselligen Gaben gegeben ist, natürlich nicht ohne unbescheiden zu werden und dich vorzudrängen. Überhaupt erinnere dich, daß es mit deiner bloßen Mitgliedschaft bei einem Jünglingsverein nicht gethan ist, sondern daß du dich nun auch allenthalben als Mitglied zu zeigen und zu bewähren hast.

Die Mitgliedskarte zum Verein hilft ebensowenig vor dem allgemeinen Verderben, „wie das Rezept, das einer in der Tasche trägt, ihn gegen die Krankheit schützt." Von Wandel, Herz und Leben hängt auch innerhalb der Jünglingsvereine alles ab. Gewiß ständen auch die Jünglingsvereine besser in Ansehen, wenn alle Mitglieder das bedächten und darauf achteten. Daniel und seine Freunde haben sich auch nicht durch den bloßen Zusammenschluß die Achtung ihrer Umgebung erworben, sondern durch ihr ganzes Leben und Verhalten. Ich habe von einem Jüngling in einem amerikanischen Jünglingsverein gelesen, der eines Mittags vor der Thür des Vereinslokals stand und an die Vorübergehenden Einladungskarten und Traktate verteilte. Einige rohe Gesellen hatten sich verschworen, dem „Mucker" einen Streich zu spielen. Der erste drängte sich im Strom der Leute an ihn heran und schlug ihn im selben Augenblick, als jener ihm ein Blatt geben wollte, mit der Faust derb auf die Hand. Seine Gesichtszüge drückten den Schmerz aus, den er empfand, aber er blieb ruhig auf seinem Posten nach wie vor und lud die Leute ein, in die Mittagsgebetstunde zu kommen, die gerade eben im Vereinslokal abgehalten wurde. Da kam der zweite Verschworene und schlug dem jungen Menschen derb in das

bartlose Gesicht, indem er mit höhnischem Lachen davon lief. Aber wieder ließ er sich nicht stören bei seiner Liebesarbeit für den Herrn. Da kam der dritte, und ehe der christliche Jüngling sich's versah, lag er auf dem schmutzigen Pflaster und zudem war ihm ein Stück seines Rockärmels abgerissen. Der Angreifer aber verschwand im Gewühl. Der junge Mann stand auf, reinigte seine Hände, so gut es ging, und fing an, als ob nichts vorgefallen wäre, seine Schriften zu verteilen und nur noch lauter die Leute zur Betstunde einzuladen. Ein Herr, der dies alles mit angesehen hatte, ging nun in die Versammlung, zu der jener eingeladen hatte. Er hörte junge und ältere Männer beten und kurze Ansprachen halten, und als zum Schluß gesagt wurde, daß jeder, der wolle, noch etwas vorbringen könne, stand er auf und sagte: „Ich habe in meinem Leben keine Predigt gehört, die Eindruck auf mich gemacht hätte, aber euer junger Mann da unten, welcher zur Gebetstunde einladet und Traktate verteilt, hat mir eben eine gehalten, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde." Und dann erzählte er den ganzen Vorgang, von dem er Zeuge gewesen, und schloß mit den Worten: „Ist dieses der Geist, der in eurem Verein und in euch allen lebt, so bitte ich, nehmt mich auf als euer Mitglied, ich möchte auch desselben Geistes teilhaftig werden." So kommt es nicht bloß auf die Zugehörigkeit zum Jünglingsverein an, sondern vor allem darauf, daß Wandel und Leben ein beständiges Zeugnis davon sind, daß man dem angehören möchte, dem die Jünglingsvereine dienen wollen.

Übrigens giebt's auch andere Jünglingsvereine, die nicht gerade diesen Namen tragen, und die doch in ihrer Art von großem Segen sein mögen. Wie man einen Verein des „blauen Kreuzes" hat, um gegen die Trunksucht zu arbeiten, so hat man, wie wir früher schon erwähnt, auch einen Verein zum „weißen Kreuz" gegründet, in welchem

sich die Mitglieder zum Kampf gegen die Unkeuschheit in jeglicher Form zusammenschließen. Daß solche Bewegungen nur Segen stiften können, liegt auf der Hand, und dringend wäre zu wünschen, daß auch diese Vereine recht viele jugendliche Mitglieder fänden. Wieder andere christliche Jünglingsvereine haben sich gebildet mit dem Zweck speciell jungen Kaufleuten als Schutz- und Erholungsstätte zu dienen. Andere Vereine, wie z. B. die christlichen Studentenverbindungen, oder neuerdings die dringend zu empfehlenden Studenten- und Gymnasiasten-Bibelkränzchen wollen speciell den Studenten, bezw. den Gymnasiasten dienen.

Welcher unter all diesen Jugendvereinigungen du dich anschließen sollst, hängt natürlich von deinen Verhältnissen, deinem Beruf, deiner Umgebung ab. Aber es bleibt dabei: Anschluß an christliche Jugendgenossen in christlichen Vereinen wird auch heute noch unsern Jünglingen, zumal in all den Babel-Städten, nicht minder heilsam und dienlich sein, als jenen Jünglingen zu Babel. Und wenn dann jene Vereine dazu dienen, in unseren Jünglingen heilige Scheu vor der Sünde, Bekenntnismut, Demut und Gebetsgeist zu wecken, wie bei jenen Mitgliedern des „Jünglingsvereins zu Babel“, dann werden, wie Quandt sagt, aus ihnen „Männer hervorgehen, die auch im feurigsten Ofen des späteren Lebens ihrem Gotte Treue halten und die, wenn sie überwunden haben, die Krone des Lebens ererben.“

16. Der Jüngling ohnegleichen.

Den Jüngling ohnegleichen hat man den Heiland genannt und mit Recht. Wenn es richtig ist, was man von seiner Kindheit gesagt: „Er war ein Kind wie alle Kinder, er war ein Kind wie viele Kinder, er war ein Kind wie wenig Kinder, er war ein Kind wie kein Kind," so könnte man dasselbe auch auf das Jünglingsalter des Heilandes anwenden: Der Jüngling Jesus war ein Jüngling wie viele, ja wie alle Jünglinge; wie es andern Knaben beschieden war, ganz so war es ihm beschieden, im Fleisch durch die Jünglingsjahre zu wandern; er war aber auch ein Jüngling wie wenig Jünglinge, so z. B. mit hervorragenden Anlagen begabt, denn wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde die heilige Schrift nicht ausdrücklich seiner jugendlichen „Weisheit" Erwähnung gethan haben, Luk. 2, 40; der Jüngling Jesus war aber auch ein Jüngling, wie kein anderer Jüngling gefunden wurde und gefunden werden wird. In allem ist er seinen Brüdern auch im Jünglingsalter gleich geworden, nur war er ohne Sünde, und das ist ein gar gewaltiges „nur", das einen himmelweiten Unterschied setzt zwischen jenem hehren unerreichbaren Jüngling und unsern Jünglingen, wer sie sein und wie sie heißen mögen. Darum dürfen und müssen wir den Jüngling Jesus als den Jüngling ohnegleichen bezeichnen. Darum müßte man denen, die sein Bild betrachten wollen, zurufen: „Zieh' deine Schuhe aus, das Land, da du stehst, ist heiliges Land, das Bild, das du betrachtest, ist ein heiliges Bild."

Nun ist uns freilich über den Jüngling Jesus in der heiligen Schrift sehr wenig berichtet. Ganz anders ist's mit dem neugebornen Jesuskindlein und vollends mit dem Manne Jesus. Das mehrfach genannte Büchlein von Quandt zieht daraus die wohl zu beachtende Lehre: „Merke, die besten Jünglinge sind die, von denen nicht viel unter die Leute kommt. Bescheidenheit ziert den Jüngling. Es ist nicht gut gethan, wenn Jünglinge viel hervortreten und viel von sich reden machen. Jugend bewahrt sich Tugend nur in dem stillen Thal der Demut." Doch, von dieser jugendlichen Zurückhaltung, Demut und Bescheidenheit haben wir früher schon des weiteren geredet und wollen hier nur im vorübergehen noch einmal darauf hinweisen, ein solcher Hinweis wird nicht schaden, „doppelt genäht hält besser".

Ein heller Lichtstrahl ist es, der das Dunkel verscheucht, das auf dem Jugendleben des Heilandes liegt. Dieser Lichtstrahl ist, wie leicht erraten werden kann, die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel, die uns Luk. 2 in so schlichter und doch tief bedeutsamer Weise erzählt wird. Schon früher hatte die fromme Mutter ihren Sohn wohl im väterlichen Glauben nach der Schrift unterwiesen (2 Tim. 1, 5; 3, 15) und der Vater hatte ihm, wie es im Gesetzbuch vorgeschrieben war (5 Mos. 6; 7, 20 ff.), die einzelnen Gebote eingeschärft. Aber mit dem zwölften Jahre, wo der israelitische Knabe ein „Sohn des Gesetzes" wurde, durfte er zum erstenmal zum Passahfest mit hinaufziehen zum Tempel nach Jerusalem. Der weitere Verlauf der Geschichte, wie die Eltern bei der Rückkehr den Jesusknaben verloren und nach drei Tagen im Tempel wiedergefunden haben, ist bekannt. Der Jesusknabe oder vielmehr der Jüngling Jesus, — denn als Jünglinge haben wir uns die körperlich und geistig viel früher entwickelten Söhne des Morgenlandes in einem Alter von zwölf Jahren zu denken, — der Jüngling

Jesus also fühlt sich so im Tempel zu Hause, daß er darüber Eltern und Heimkehr und alles andere vergißt und auf das Staunen der Eltern nur die verwunderte Frage hat: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes in seiner Kirche ist ihm etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches. So heißt es auch Luk. 4, 16 von dem Manne Jesus: Er ging am Sabbathtage in die Schule „nach seiner Gewohnheit". Gemeint aber ist mit dieser „Schule" bekanntlich die Synagoge, die gottesdienstliche Stätte, die Kirche der Juden. Offenbar stammt diese Gewohnheit des Herrn, in der genannten Weise den Sabbath zu feiern, nicht erst aus seinem Mannes-, sondern aus seinem frühsten Jünglings- und Knabenalter. Das dürfen wir doch wohl mit Recht aus jener Frage des zwölfjährigen Jesus im Tempel schließen: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?"

Wenn du dir auch angewöhnst, so deinen Sonntag zu verbringen, dann wird dir der Sonntag das, wozu er bestimmt ist, ein Segen für Leib und Seele. Gott sei's geklagt, daß der liebe Sonntag in unserer Zeit der Sonntagsentheiligung für Tausende aufgehört hat, ein solcher Segen zu sein, und daß vorab auch die jugendliche Welt oft genug das Verständnis für Wesen und Bedeutung des Sonntags verloren zu haben scheint, indem sie sich über das Gebot der Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung einfach hinwegsetzt. Wenn irgendwo, so zeigt sich in dem Gebot der Sonntagsheiligung Gottes Weisheit und Liebe, die von dem Menschen nur das fordert, was zu seinem eigenen Besten dient. Einerlei, was immer der Mensch für Arbeit zu verrichten hat, ob mit dem Kopf oder der Hand, er bedarf eines regelmäßig wiederkehrenden Ruhetages. Und wenn er denselben vielleicht auch eine Zeitlang entbehren zu können meint,

auf die Dauer wird sich's doch immer wieder zeigen, daß er ihn nicht ungestraft entbehren kann. Schon der Körper bedarf der Ruhe, und zwar nicht bloß der Feierstunden und Nachtruhe, sondern, wie das auch von ärztlicher Seite nachgewiesen ist, bedarf er von Zeit zu Zeit auch einer längeren Ruhepause und gründlicherer Erholung und Ausspannung. Ein Arzt hat kürzlich den Unterschied eines Arbeitslebens mit und ohne Sonntagsruhe in folgender Weise dargestellt:

m = Morgen } der Werktage.
a = Abend }

Die punktierte Linie bezeichnet ein Leben, das ohne Sonntag weitergeht, — immer weiter bergab.

Die einfachen Zeichnungen würden allenfalls ohne Erklärung zu verstehen sein. Die erste bezeichnet ein Arbeitsleben, wo es mit der Kraft des Menschen, die in sechs Arbeitstagen angestrengt war, am siebenten Tag, dem Sonntag, doch immer wieder auf die alte Höhe zurückgeht. Die zweite Darstellung dagegen läßt den Strich, der die Zurückführung der Kraft auf die alte Höhe bedeutet, vermissen; so geht es denn in einem solchen sonntagslosen Leben in großer Eile mit der körperlichen Kraft bergab. Der japanesische Missionar Vögelin hat einmal auf die merkwürdige Thatsache hingewiesen, daß die Seidenraupen alle sieben Tage einmal ruhen und bloß sechs Tage arbeiten. Wenn so ein unvernünftiges Würmlein sich durch den Instinkt belehren läßt, daß es einer Ruhe am siebenten Tag bedarf, muß sich da nicht mancher wunder

wie vernünftig sein wollende Mensch schämen, daß er das göttliche Gebot der Sonntagsruhe mit Füßen tritt? In unserer industriellen Zeit ist der Mensch so vielfach zu einer Arbeitsmaschine geworden, da bedarf er mehr noch als in früheren Zeiten unbedingt der Sonntagsruhe. „Während die Industrie ruht, und der Pflug unthätig in der Furche liegt, während der Lärm der Börse verstummt ist, und die hochragenden Schornsteine der Fabriken rings ohne Rauch sind, vollzieht sich eine andere Arbeit, die nicht von geringerem Nutzen für den Reichtum der Nation ist. Der Mensch, die Maschine par excellence, wird repariert und erneuert dargestellt, daß er am folgenden Tage mit einer offenen Intelligenz, einer geschärften Aufmerksamkeit, einer energischen Körperkraft zur Arbeit zurückkehrt" (Macaulay).

Und nicht nur der Körper, auch der Geist bedarf in unserer vielfach geisttötenden Arbeit des Sonntags, und das gilt vom ganzen inneren Menschen. Ja, es ist ausgesprochen und nachgewiesen worden, daß die Mehrung der Geisteskrankheiten in unserer Zeit vielfach damit zusammenhängt, daß der aufregenden geisttötenden Arbeit immer mehr, und der Sonntagsruhe immer weniger wird.

Soviel ist gewiß und ist oft durch Beispiele aus dem Leben bestätigt worden und wird immer wieder bestätigt werden, daß auf die Erfüllung des Gebots „Du sollst den Sabbathtag heiligen" ein Segen und auf seine Übertretung der Unsegen folgt. „Was der Sonntag erwirbt, gar bald verdirbt;" „Am Sonntag gesponnen hält nicht;" „Was man Gott nimmt, holt der Teufel wieder," das sind Sprichwörter, deren Wahrheit oft genug im Leben erhärtet wird. Diese Wahrheit hat z. B. jener Bauer erfahren. Er war reich und hatte der Güter viele und sein Herz hatte er daran gehängt. Es war zur Erntezeit, der Weizen lag geschnitten draußen auf den Feldern. Da zog am Sonntag-

Nachmittag ein schweres Gewitter auf. Der Bauer gedachte seines Weizens und wie schade es wäre, wenn derselbe naß werden sollte. „Zwar — es ist Sonntag! Doch — was wird's schaden, wenn man auch einmal an einem Sonntag arbeitet." Gedacht, gethan. Rasch wurden alle Kräfte aufgeboten, es ging hinaus auf's Feld, und wirklich, es gelang. Als die ersten Regentropfen vom Himmel herniederfielen, waren zwei Fuhren des schönsten Weizens trocken geborgen. Ein Gefühl der Befriedigung durchzog den Bauer und er sagte: „Nun war's doch gut, daß ich es so gemacht habe." Immer näher waren unterdes die schweren Gewitterwolken heraufgezogen, immer dröhnender wurde des Donners gewaltige Stimme, immer greller folgte Blitz auf Blitz. Da auf einmal Blitz und Schlag zu gleicher Zeit. „Großer Gott! diesmal hat's eingeschlagen! — Wo? Wo?" Aber es brauchte keines Fragens mehr. Schon schlugen mächtige Flammen aus der Scheune unsers Bauern empor. Alle Rettungsversuche waren umsonst. Es wurde nichts, gar nichts gerettet. Auch die zwei noch soeben geborgenen Wagen voll Korn wurden ein Raub der Flammen. — War das die Antwort Gottes auf jene Sonntagsentheiligung? Oder hätte der Blitz auch eingeschlagen ohne diese? Vielleicht. Aber gewiß wären die zwei Fuhren gerettet gewesen, wären sie auf freiem Felde geblieben; denn nach kurzem Regen wurde es wieder schön und des andern Tages konnte mit Freuden geerntet werden.

Das war ein Beispiel des Unsegens der Sonntagsentheiligung. Auch ein Beispiel des Segens der Sonntagsheiligung möge folgen: An einem Sonntag des Februar 1830 verlangte der Kapitän eines auf dem Mississippi in Nordamerika fahrenden Dampfbootes von einem seiner Matrosen beim Umpacken von Fracht Hand anzulegen. Der Matrose erklärte, es sei gegen sein Gewissen, am Sonntag

unnötige Arbeit zu thun. Der Kapitän meinte, so weit westlich am Mississippi gelte die Sonntagsordnung nicht. Der Matrose erwiderte aber, er fühle sich allenthalben daran gebunden. „So geh' ans Land und schaffe einen Stellvertreter!" sprach der Kapitän. „Auch das geht wider mein Gewissen," sagte der Matrose. — „So bist du auf der Stelle deines Dienstes entlassen," herrschte ihm der Kapitän zu, und gab ihm seinen Lohn. Der arme Matrose ging und dachte: Das muß doch wohl zu etwas gut sein, denn der Herr läßt dies so kommen. Und siehe, es war gut für ihn. Nach einigen Tagen, am 24. Februar 1830, zersprang der Kessel des Dampfbootes und der größte Teil derer, welche sich auf demselben befanden, verlor das Leben.

Noch jüngst sagte gelegentlich einer Debatte im Kongreß der Vereinigten Staaten ein Senator: „Die Wohlfahrt unseres Landes beruht auf der strengen Heilighaltung des Sonntags." Dasselbe gilt auch von anderen Ländern mit strenger Sonntagsheiligung; und was von Ländern und Völkern gilt, das gilt auch vom Einzelnen. Daß der weiter kommt, der am Sonntag arbeitet, als der, der den Sabbathtag heiligt, ist ganz falsch. So habe ich noch kürzlich von einem christlichen Kaufmann gehört, der in unmittelbarer Nachbarschaft dreifache Konkurrenz mit offenem Geschäft am Sonntag hatte, daß er in dem Jahre, in welchem er zuerst den Entschluß gefaßt, trotzdem am Sonntag sein Geschäft gänzlich zu schließen, den doppelten Reingewinn gegen das Vorjahr gehabt habe, wo er der Konkurrenz wegen auch am Sonntag verkauft hatte. Also hüte dich davor, den Sonntag durch unnötige Arbeit zu entheiligen. Du raubst dadurch deinem Gott, der dir sechs Tage zur Arbeit gegeben, den siebenten, den er sich vorbehalten, und machst's wie jener Bettler, der einen Wanderer auf der Straße um eine Gabe anspricht. Dieser gab dem Bettler von sieben Mark, die er

bei sich hatte, sechs und behielt nur eine Mark, um damit seine Reise fortzusetzen. Der Beschenkte aber griff darauf seinen Wohlthäter an, schlug ihn nieder und raubte ihm auch noch die letzte Mark.

Hüte dich aber auch davor, daß du dem Nächsten seinen Sonntag raubst. Meine z. B. nicht, du müssest durchaus am Sonntag die Eisenbahn benutzen. Die armen Eisenbahnschaffner und sonstigen Beamten sind ohnedies durch das unvernünftige Eisenbahnfieber sonntäglicher Ausflügler am Sonntag oft mehr noch als an Wochentagen geplagt. Nicht nur selbst sollst du den Sonntag heiligen, sondern auch nach Kräften anderen dazu behülflich sein. Mit dem eben Gesagten ist denn auch sonstiges Kaufen und Inanspruchnehmen von Geschäftsleuten oder Beamten am Sonntag, soweit es nicht durchaus unumgänglich ist, verurteilt. Wer nur den festen Willen mitbringt, wird unschwer auch den Weg finden, für seine sonntäglichen Bedürfnisse schon am Samstag zu sorgen.

Indes nicht allein durch Arbeit, sondern auch durch sündliche Erholung kann der Sonntag entheiligt werden. Hüte dich darum, daß du deine sonntägliche Erholung nicht in Dingen suchst, welche dir dein Gewissen zur Sünde machen muß. Es ist traurig, daß der Sonntag nicht nur durch Arbeit, sondern auch durch Erholung so viel entheiligt wird. Ahlfeld hat einmal gesagt: „Wenn ein Engel fällt, wird ein Teufel daraus. Wenn der Gnadentag Gottes, der Engel unter den Wochentagen, fällt von seiner hochheiligen Bestimmung, wird ein Teufel daraus.“ Gott sei's geklagt, daß das so viel der Fall ist. Es ist Thatsache, daß ein großer Prozentsatz von Verbrechen gerade auf den Mißbrauch des Sonntags zurückgeführt werden muß. Dieser Mißbrauch des Sonntags beginnt nicht selten schon am Tag vorher. Am Samstag Abend werden die meisten Gesellschaften

gegeben; und solche Gesellschafts-, Wirtshaus- und andere Aufregung, bis in den Sonntag hinein ausgedehnt, ist wahrlich keine würdige Vorbereitung auf den Sonntag. Am Sonntag wird dann bis in den Tag hinein geschlafen, oft genug auch von solchen, die den Samstag Abend in besserer als der eben genannten Weise zubrachten. Das Bild, das ich lange Zeit von meinem Zimmer aus, jedesmal wenn ich mich Sonntags unter dem Glockengeläute gegen zehn Uhr zum Kirchgang anschickte, an einem Fenster jenseits der Straße erblickte: ein junger Lehrling, dazu Pastorensohn, der am Sonntag bis in den Tag hinein geschlafen, wird sicherlich in der Jünglingswelt nichts Seltenes sein. Dem verschlafenen Sonntagmorgen folgt dann oft genug ein vertrunkener, verjubelter Nachmittag, der mit Sünden und Schanden endigt, mindestens aber den „blauen Montag", diese „Blausäure der Woche", oder doch ein Stück davon, einen wüsten Kopf und üble Laune, zurückläßt. Daß durch solche Art der Sonntagsfeier der Sonntag noch mehr als durch Arbeiten entheiligt wird, liegt auf der Hand. Sagt doch schon Thomas von Aquin: „Die körperlichen Arbeiten sind der Haltung des Sabbaths entgegen, insofern sie die Beschäftigung der Menschen mit den göttlichen Dingen verhindern. Weil aber der Mensch mehr in der Beschäftigung mit den göttlichen Dingen gehindert wird durch die Sünde, als durch erlaubte Arbeit, so handelt mehr noch gegen das Gebot, den Sabbath zu heiligen, wer am Festtag sündigt, als wer an ihm eine Arbeit verrichtet."

Wie aber soll denn nun der Sonntag gefeiert werden? Über diese Frage giebt nicht nur die Thatsache Aufschluß, von der unsere ganze Betrachtung der Sonntagsheiligung ausgegangen ist, daß nämlich der Heiland am Sabbath nach seiner Gewohnheit am öffentlichen Gottesdienst teilgenommen, wir haben auch aus dem Mund des

Heilandes über die rechte Art der Sabbathfeier einen Wink bekommen. Er sagt, daß der Sabbath um des Menschen willen gemacht ist, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen. Unser Sabbath soll uns nicht eine Last sein, sondern eine Lust. Rühling sagt einmal in seinen „Grüßen an die Gemeinde": „Als Gott den ersten Menschen und den ersten Sünder aus dem Paradiese trieb und sprach: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, Dornen und Disteln soll er dir tragen, im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen," da ließ er ihm doch aus großer Barmherzigkeit ein Stück Paradies, und dieses Stück war der Sabbath, ist der Sonntag." Dieses Stück Paradies soll uns nun auf unserer Pilgerreise nach allen Seiten freundlicher und lieblicher anschauen, als die übrige Erdenwüste. Am Sonntag soll nicht nur die Seele, sondern Leib und Seele sich freuen und erholen. Mit dem alttestamentlichen Sabbath hat das Christentum auch die alttestamentliche Art der Sabbathfeier abgethan, und schon von Anfang an hat die Kirche z. B. am Sonntag das Fasten verboten. Warte also und pflege ruhig am Sonntag auch deines Leibes; ruhe dich aus, mach' einen Spaziergang durch Wald und Feld, lies ein schönes Buch, singe und musiziere, oder gönne dir, was sonst immer dem Leib Erholung gewährt. Wir haben schon früher über dies Kapitel gesprochen und können uns hier Vorschläge über verschiedene Erholungsarten schenken, nur die Mahnung wollen wir auch hier laut werden lassen: „Wisse, daß dich Gott um alles solches vor Gericht wird fordern!"

Meine aber nicht, du müssest deine Erholung am Sonntag nur außerhalb des Hauses suchen. Vor allem widme den Sonntag auch der Pflege des Familienlebens im engeren und weiteren Kreis und suche da im stillen Kreis der Familie Ruhe und Ausspannung für Körper und

Gemüt, und das um so mehr, je mehr die Unruhe der Woche oder deine sonstigen Verhältnisse der Pflege des Familienlebens hinderlich sind. Jener Knabe hatte nicht so unrecht, der seiner Mutter sagte: „Nicht wahr, man nennt den Sonntag einen Festtag, weil man sich an demselben so lieb hat?" — „Aber man liebt sich doch alle Tage," antwortete die Mutter, „alle Tage liebe ich deinen Vater und dein Vater liebt mich, und wir lieben dich und deinen kleinen Bruder an allen Tagen ebenso wie am Sonntag." — „Aber du hast nicht die Zeit, es uns zu sagen," erwiderte der Kleine, „du mußt arbeiten, und der Vater muß so früh an die Arbeit gehen, und wenn er zurückkommt, ist er müde, während er mich am Sonntag auf seine Knie nimmt, um mir biblische Geschichten zu erzählen, und wir gehen zusammen zur Kirche. O! es ist ein Tag, an dem man sich so lieb hat!" Wenn alle Familienglieder, zumal auch die Jugendlichen, so dächten und so den Sonntag wenigstens zum Teil der Pflege des Familienlebens widmen wollten, stände es anders und besser darum.

Ein nicht minder helles Licht als aus dem oben angeführten Wort des Heilandes erhalten wir über die rechte Art der Sonntagsfeier aus der Thatsache, von welcher unsere ganze Betrachtung der Sonntagsheiligung ausgegangen ist, daß nämlich der Heiland am Sabbath nach seiner Gewohnheit am öffentlichen Gottesdienst teilgenommen, ja daß er schon als zwölfjähriger Knabe an der Schwelle seines Jünglingsalters sich so zum Tempel hingezogen fühlte.

So gewiß der Mensch nicht nur einen Leib, sondern auch eine Seele hat, und so gewiß er nicht nur vom Brot lebt, sondern von einem jeden Wort Gottes, so gewiß benutzt der den Sonntag ganz falsch, der ihn nur zur Pflege und Erholung des Körpers und nicht auch zur Stärkung und Erholung der Seele benutzt. Im Lauf der Woche legt

sich so manches zwischen dich und deinen Gott, da soll der Sonntag dazu dienen, daß das hinweggeräumt werde und du deinem Gott und Heiland wieder näher kommst, daß die abgemattete Seele wieder neu gestärkt und gepflegt wird. — Die Betrachtung des Wortes Gottes und das Gebet, beides sind Mittel zur Stärkung des inneren Menschen. Darum kein Sonntag ohne Selbsterbauung durch ein Sichvertiefen in Gottes Wort und Gebet. Da aber von diesen beiden Dingen an anderer Stelle die Rede teils gewesen ist, teils noch sein wird, wollen wir hier nicht weiter darauf eingehen und nur das eine hinzufügen, was wir eben auf dem Bild des zwölfjährigen Jesus im Tempel sehen und durch seine Gewohnheit, am Sabbath die Synagoge zu besuchen, bestätigt finden: die Privaterbauung allein genügt noch nicht, der Sonntag fordert auch gemeinsame Erbauung. Vielleicht findest du solche gemeinsame Erbauung in deinem Jünglingsverein, vielleicht sonst im kleineren engeren Kreis. Aber auch der öffentliche Gottesdienst in der Kirche muß in das sonntägliche Programm aufgenommen werden, wie das ja eben das Bild des Heilandes zeigt.

Mache auch du dir's zur Regel, den Besuch deiner Kirche nicht zu versäumen, du nimmst einen Segen mit nach Hause. Mögen andere von dir denken und sagen, was sie wollen, kehre dich nicht daran! So mancher Jüngling, der von Haus aus zum Besuch der Kirche angehalten war, hat's Kirchengehen verlernt, seit er in der Fremde unter andere unkirchlich gesinnte Menschen gekommen ist, die sich über sein Kirchengehen lustig gemacht, und er selbst hat den Schaden davon gehabt.

Es giebt aber auch manche Jünglinge, die aus einem anderen Grund den Besuch der Kirche meiden, wirklich lebendig fromme Jünglinge, denen die Predigt nicht entschieden genug ist, oder aus einem andern Grunde ihnen

nicht zusagt, auch das ist nicht richtig. Es war einmal jemand, kein Jüngling mehr, sondern ein bejahrter, bewährter und erfahrener Christ; der kommt an einem Samstag auf seiner Reise in ein Dorf nicht weit von seinem Reiseziel. Um nicht am Sonntag reisen zu müssen, beschließt er, dort in jenem Dorf, das ihm nicht unbekannt war, den Sonntag zu verbringen. Auch den Prediger kannte er, — es war ein Rationalist vom reinsten Wasser. Zur Kirche zu gehen hat er deshalb wenig Lust, und als die Glocken am Sonntag morgen läuten, nimmt er seine Reisebibel und sein Gesangbuch zur Hand, um sich allein in der Stille zu erbauen. Er will abwarten, bis das Geläute zu Ende ist und beobachtet am Fenster die Kirchgänger. Und wie er so auf die zahlreichen Kirchgänger herabsieht, da wird's ihm schwer um's Herz. Ach, so viel hungrige Seelen, die heute wieder nichts im Gotteshause finden werden, das ihren Hunger stillt. Plötzlich haftet sein Blick auf einem muntern Vöglein, das, unbekümmert um die Kirchgänger, sich auf die Straße niedergelassen und aus dem Straßenschmutz Körnlein um Körnlein aufpickt. Was es ist, was das Vöglein aufpickt, kann er nicht sehen, aber der Vogel sucht und findet. „Wie? — der Vogel sucht und findet, da anscheinend nichts zu finden ist?" denkt da der Zuschauer an seinem Fenster, „sollte nicht doch auch vielleicht für mich noch in der Kirche etwas zu finden sein?" — Rasch nimmt er seinen Hut und eilt zur Kirche; und er hat's nicht bereut. Nach dem Gottesdienst hat er dem Pfarrer gestanden, was ihn beinahe zurückgehalten hätte und was ihn hingetrieben, und der Pfarrer hat ihn verstanden, und die Predigt des Vögleins ist nicht nur dem alten Pilger, sondern auch dem Prediger und durch ihn hernach Tausenden zum Segen geworden. — Also wenn dich auch die Predigt aus irgend einem Grunde nicht zur Kirche zieht, wenn du nur mit rechtem Hunger hingehst,

so wirst du auch gewiß noch etwas finden, das ihn stillt, und wär's nur das verlesene Gotteswort oder das gesungene Lied, es liegt ein wunderbarer Segen darin.

Gehört aber zur Vollständigkeit unseres öffentlichen Gottesdienstes auch die Feier der Sakramente, speciell des heiligen Abendmahls, so darf und muß auch davon hier noch kurz die Rede sein. Denke keiner, über die Sakramente erhaben zu sein. Auch der Heiland, der ihrer sicher nicht für seine Person bedurft hätte, fügte sich doch beim Eintritt in seine öffentliche Manneswirksamkeit der Taufe Johannis und sagte diesem auf seinen Einwand: er bedürfe doch sicher nicht, von ihm, dem Johannes, getauft zu werden: „Laß es jetzt also sein, also gebühret es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen."

In der ältesten Kirche war mit jedem Sonntagsgottesdienst auch die Feier des heiligen Abendmahls verbunden. Heute ist diese seltener geworden. Um so mehr ist es Pflicht, wenn das heilige Abendmahl gefeiert wird, nicht daran vorbeizugehen, wie so manche, die bei der Konfirmation und dann nicht wieder, vielleicht allenfalls aus abergläubischer Anschauung heraus, auf dem Sterbebett nach dem heiligen Abendmahl verlangen. Freilich mit dem bloßen Abendmahls-*Genuß* ist's noch nicht gethan. Ich warne dich vielmehr *ernst und eindringlich*, daß du das Sakrament nicht gewohnheitsmäßig, gedankenlos und also unwürdig empfangest. Bedenke vielmehr die ernsten Worte: „Welcher *unwürdig* isset und trinket, der isset und trinket ihm selbst *das Gericht*. — Indes kann man's auch in *gewissem Sinn* zu ernst nehmen mit dem heiligen Abendmahl, teils im Blick auf andere, teils im Blick auf einen selbst. Im Blick auf andere, die etwa mit und neben dir *zum* heiligen Abendmahl gehen, beherzige das Wort: „ein jeglicher prüfe" — nicht die anderen, — sondern „*sich selbst*". Überlaß das

Richten dem, der da recht richtet. Bleibe aber auch nicht vom heiligen Abendmahl zurück, weil du dir selbst nicht würdig genug vorkommst. Das ist falsch, ja das kann sogar eine gewisse Selbst- und Eigengerechtigkeit in sich schließen. Du sollst kein selbstgerechtes Gefühl der Würdigkeit, du sollst gar nichts mitbringen zum Tisch des Herrn, sondern nur empfangen. Gerade wenn du dich unwürdig fühlst, dann ist das ein Zeichen deiner inneren Leere und Armut, deines Hungerns und Dürstens; und dann komm' nur getrost, du sollst satt werden. Wer nur, ob auch mit schwachem Verlangen, sich nach Gottes Gnade sehnt und verlangt, der ist recht vorbereitet und würdig. Wolltest du aber als Grund deines Fernbleibens vom Tisch des Herrn angeben, daß du das eben genannte Verlangen nach Vereinigung mit deinem Gott und Heiland, nach seiner Gnade und seinem Frieden gar nicht spürtest, dann beruhige dich nicht dabei; es ist wahrlich, wie man mit Recht gesagt hat, eine nicht minder bedenkliche Krankheitserscheinung, als wenn ein Mensch tagelang oder wochenlang kein Verlangen nach Speise und Trank empfindet. Prüfe dich, worin bei dir die Krankheit besteht. Vielleicht, daß die stille Selbstprüfung und Selbstbesinnung und Sammlung, die das Abendmahl fordert, dir lästig ist; vielleicht, daß du mit irgend welcher Sünde nicht brechen oder irgend welche Rachsucht und Feindschaft nicht drangeben willst. Das alles wäre bedenklich. Frage dich also, wo's bei dir fehlt und frage den, der gesagt hat: „Ehe sie fragen, will ich antworten." Hast du aber deine Krankheit erkannt, dann eile zum Arzt, er hat für die Kranken, Armen, Hungernden und gerade für sie seinen Tisch gedeckt und ruft auch dir zu: „Komm, es ist alles bereit." —

Wir haben uns lange bei dem Jüngling Jesus im Tempel aufgehalten. Es ist einer der wenigen Züge, die uns aus dem Jünglingsleben des Heilandes aufbewahrt sind.

Wir freuen uns, daß von diesem Zug ein Licht gerade auf den Gegenstand fällt, der auch für jedes heilige Jünglingsleben von weitgehendster Bedeutung ist, wir meinen die rechte Sonntagsheiligung.

Fast nichts anderes ist uns aus dem Jünglingsleben des Heilandes berichtet. Wir lesen, daß er von Jerusalem mit seinen Eltern hinab nach Nazareth ging „und", heißt es von ihm, „*er war ihnen unterthan*". Der Knabe ist nicht mehr Knabe in unserm gewöhnlichen Sinn, sondern ein Jüngling, und doch heißt's von ihm: „Er war seinen Eltern unterthan." Im Tempel und gewiß auch nachher hat er Tag für Tag seine geistige Überlegenheit über seine Eltern an den Tag gelegt, und doch lesen wir von ihm: „Er war seinen Eltern unterthan." Es steht als Überschrift über den achtzehn Jahren, die er in dem gering geachteten Ort und in der Zimmermannswerkstätte des Vaters verlebte: „Er war seinen Eltern unterthan." Den Vater scheint er frühe verloren zu haben, nun aber ist er der Mutter unterthan. Er plagt sich auf seinem Handwerk von früh bis spät, daß er die Seinen versorgen kann; er macht Pflüge und Eggen und Joche, *zufrieden in seinen unscheinbaren Verhältnissen* und seiner Mutter *unterthan*, — eine treffliche Illustration zu dem, was wir auf Abels Bild über niedrigen Beruf und geringe Lebensstellung und zu dem, was wir auf Salomos Bild über das Gebot gesagt haben: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren."

Außer dem, daß Jesus in treuer Arbeit seinen Eltern unterthan gewesen sei, wird uns von dem von Jerusalem heimgekehrten Jüngling noch eins berichtet, nämlich, daß er zugenommen habe an „Alter und Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen". An Alter und Weisheit mögen ja nun wohl auch andere Jünglinge in ihrer Weise zunehmen. Möchte doch auch das von ihnen gelten, wie von dem Jüng-

ling Jesus, daß sie zunehmen an Gnade, an Wohlgefallen bei Gott und den Menschen. Wir haben auf Samuels Bild gesehen, was das heißt und wie man dahin kommt. Hier wollen wir nur das eine wiederholen, was wir auch dort gesagt: Im Vollsinn des Wortes hat nur einer Gottes ganzes Wohlgefallen erlangt, das ist eben der, vor dessen Bild wir stehen, Jesus Christus, und nur durch ihn und in ihm können deshalb auch wir Gott völlig wohlgefällig werden. Ihn ergreife deshalb auch du nicht bloß als sittliches Vorbild, als Tugendlehrer, sondern als den, der er ist, als gottmenschlichen Mittler zwischen Gott und den Menschen, als Versöhner, Heiland und Erlöser von aller, auch von deiner Sünde, als den Stellvertreter, durch den auch du nun Gott wohlgefällig werden kannst. Daß er das ist, davon noch ein Wort zum Schluß.

Wir haben vorhin gehört, daß der zwölfjährige Jesus im Tempel auf die Vorwürfe der Mutter die Antwort giebt: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Dies Wort des Jünglings Jesus ist beachtenswert in einer Zeit, da so manche meinen und sagen, daß Christus nichts anderes gewesen sei und habe sein wollen, als ein einzigartiger Tugendlehrer und sittliches Vorbild, nicht aber Gottes Sohn. Wie hätte er dann die Worte über die Lippen bringen können: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Im Alten Testament lesen wir wohl von einem Vater der Gesamtheit, des ganzen Volkes; aber der einzelne durfte niemals wagen, Gott als seinen Vater anzusehen oder anzureden. Der aber, den wir, zwölf Jahre alt, im Tempel finden, der kann es zuerst aussprechen: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Er weiß es, daß er in einzigartiger Weise Gottes Sohn, und daß Gott in einzigartiger Weise sein Vater ist. Auch sonst hat Jesus das

ausdrücklich bestätigt, so wenn er sagt: „Ich und der Vater sind eins, wer mich siehet, der siehet den Vater.“ Und dennoch leugnet man's mit Vorliebe, daß Jesus wirklich Gottes Sohn gewesen und daß er wirklich der gottmenschliche Mittler und Versöhner zwischen Gott und Menschen gewesen sei. „Aber,“ so etwa ist in einem Vortrag „Was dünket euch um Christo?“ von Weitbrecht ausgeführt worden: „Hat Jesus diese Gottheit, die er gehabt zu haben behauptet, nicht gehabt, dann fahre hin, du schönster unter den Menschenkindern, du leutseliger Sünderheiland, Armenfreund, Tröster der Mühseligen und Beladenen. Denn ist Jesus einer solchen Selbsttäuschung und Selbstüberhebung fähig, so bricht alles zusammen, was wir an ihm gehabt. Ist er nicht der Mittler zwischen Gott und den Menschen, so muß Gottes Zorn auf uns lasten und uns zuletzt vernichten; denn war Christus Mensch, so hatte er den Tod verdient durch seine Sünde und konnte nicht sterben für die Sünde der ganzen Welt. Man sage nicht, auch wenn der Gottessohn aufgegeben werden müsse, so bleibe das sittliche Vorbild dennoch stehen. Wenn ich eine Wanderung mache auf schwierigem, schwindelndem Hochgebirgsweg, und mein Führer macht seine Sache noch so trefflich, er wendet sich aber plötzlich zu mir und fragt mich, ob ich auch wisse, daß er der Sohn des Kaisers sei und daß er mich auch dazu machen könne, dann hört mein Vertrauen auf, dann wird mir angst und bange in der wilden, toten Einsamkeit, und lieber gebe ich die ganze Wanderung auf, als daß ich mich einem solchen Führer länger anvertraue. Und so, wenn Jesus von Nazareth nicht der Gottessohn ist, für den er sich ausgiebt, dann ist alles aus, dann taugt er zu gar nichts mehr, auch nicht zum sittlichen Führer und Vorbild.“ — Was nützt dir übrigens ein bloßes Vorbild, wenn du nicht zugleich die Kraft darin findest, die dir nötig ist, ihm zu folgen? Du stehst nach langer Wanderung er-

müdet vor der Felsspalte, die den gähnenden Abgrund birgt; du mußt hinüber, hast aber keine Kraft mehr zum gefährlichen Sprung, — was nützt dir's, wenn dein Führer sich selbst kühn hinüberschwingt und dir dann zuruft: „So mach's auch?“ Er muß dich mit seiner Kraft stützen, heben, tragen. Die Kraft aber, die dir nötig ist, dich über den Abgrund der Sünde hinüber zu schwingen, und nicht nur den Menschen, sondern auch deinem Gott wohlgefällig zu werden, findest du nur in dem gekreuzigten Gottessohn. Wenn du's in festem Glauben ergreifen lernst: „Durch ihn, den Gekreuzigten, sind mir alle, alle, alle meine Sünden vergeben und dich dann das Bild des gekreuzigten Gottessohnes anschaut wie weiland Zinzendorf mit der Frage: „Das that ich für dich, was thust du für mich?“ dann kommt in heiliger Gegenliebe gegen den, der dich zuerst geliebt, die Kraft über dich, deinem Gott durch Christum und in Christo immer wohlgefälliger zu werden. Von dem berühmten Bildhauer Dannecker wird erzählt, daß er einst zwei Jahre an einer Christus-Statue gearbeitet habe. Als er sie fertig zu haben glaubte, fragte er ein kleines Mädchen, wer dies sei? Das Mädchen sah das Bild an und sagte dann: „Es ist ein großer Mann!“ — Der Bildhauer war getäuscht; er ging auf's neue an seine Arbeit und arbeitete an der Statue noch sechs Jahre lang. Dann ließ er dasselbe Kind wieder rufen, um die Statue zu sehen, und als es vor derselben stand, rollten Thränen über die Wangen des Kindes und es sagte: „Dies ist der, welcher gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Nun war der Bildhauer zufrieden. Auch du stehst vor dem Bilde deines Heilandes. Wen schaust du darin? Bloß einen großen Mann? — O, daß auch dir, wie jenem Mägdlein, die Thränen über die Wangen rollten, zunächst die Thränen bußfertiger Selbst-

erkenntnis „ich weiß, daß ich ein Sünder bin, der eines gottmenschlichen Mittlers und Versöhners bedarf", dann wirst auch du, wie jenes Kind, in deinem Heiland mehr als einen großen Mann erkennen, dann werden auch dir, wie jenem Kind, die Thränen in die Augen treten, die Thränen der Freude darüber, daß er auch an dich gedacht, „als er rief, es ist vollbracht"!

Und ob wir auch hier nur das Bild des Jünglings Jesus betrachten wollten und konnten, so vervollständige es dir selbst zum Bild des gekreuzigten Gottessohnes mit der Aufschrift: „Das that ich für dich, was thust du für mich?" und geh' nicht weg von diesem Bild, ehe du es ihm gelobt: „Für dich, du Schönster unter den Menschenkindern, du Mann im Purpurmantel und in der Dornenkrone:

Für dich sei ewig Herz und Leben,
Erlöser, du mein einzig Gut!
Du hast für mich dich hingegeben
Zum Heil durch dein Erlösungsblut.
O Heil, des schweren, tiefen Falles,
Für dich sei ewig Herz und alles!"

17. Die Jünger Jesu.

Waren die Jünger des Herrn auch nicht alle im eigentlichen Sinne des Worts Jünglinge, so standen sie doch mehr oder weniger im Übergang von der eigentlichen Jünglingszeit zum Mannesalter. Wir können das daraus schließen, daß z. B. Petrus noch über dreißig Jahre, Johannes gar über ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Heilands am Leben ist. — Wir können nun nicht die Jünger alle der Reihe nach uns einzeln vor Augen führen, aber doch einzelne aus ihrer Zwölfzahl herausheben, die im Vordergrund unseres Bildes stehen sollen. Es sind das zunächst die beiden zuerst zur Jüngerschaft berufenen Brüderpaare Andreas und Petrus, Jakobus und Johannes. Wir lesen von dieser Berufung Matth. 4, 18—22.

Jesus findet die beiden Brüder Andreas und Petrus mitten in ihrer Berufsarbeit am Galiläischen Meer mit Auswerfen ihrer Netze beschäftigt. Nicht weit davon trifft er die beiden anderen Brüder Jakobus und Johannes, ebenfalls ihres Zeichens und Berufes Fischer, ihre Netze flickend.

Das ist ein Bild, das heute noch auf alle Jünglinge, ja auf alle Menschen paßt, solange sie noch nicht zum Herrn bekehrt und ihm nachgefolgt sind. Man wirft das Netz aus ins weite Meer des Lebens; man thut vielleicht auch einmal einen Fang, aber meist zerreißt das

Netz, ohne daß man den Fang hat bergen können; man flickt das Netz dann wieder und wirft es wieder aus, und so geht's fort von einem Tag zum andern bis hin zum letzten. Man wirft das Netz aus nach Geld und Gut, Freude und Genuß, Ehre und Ansehen, vielleicht auch nach edlern Gütern, nach Wissenschaft und Kunst oder nach menschlicher Gemeinschaft und Liebe; und doch, so oft man das Netz auswirft, es ist umsonst. Wenn man eben meint einen guten Fang zu thun, dann zeigt sich's: das Netz ist löcherich, und was darin war, verliert sich wieder. Nichts hat Bestand, nichts bringt dem Herzen den ersehnten Frieden. Hast du's nicht auch schon erfahren lieber Freund? Wie oft hast du dies und jenes gewünscht, heiß gewünscht und ersehnt und gemeint, wenn du das, nur das erreicht habest, dann werdest du glücklich und zufrieden sein, und siehe, als du's hattest, war's doch nur ein Guß in ein bodenloses Faß, und du warst erst recht nicht zufrieden und froh. — Wir haben früher schon einmal von jenem sterbenden Kaufmann gehört, der angesichts des Todes mit zitternder Hand zwei große Nullen auf's Papier malte, um dadurch auszusprechen, daß alles Irdische eitel und nichtig sei, und wir haben gesehen, wie recht er hatte. Nun, mit solcher Armut wirst du doch dein reiches Leben nicht ausfüllen wollen? Willst du aber vor all diese Lebens-Nullen die „Eins" vorsetzen, die ihnen erst Wert und Bedeutung giebt, dann wirst du reich und glücklich werden und einen großen Fang thun. Diese Eins aber ist natürlich niemand anders als Jesus Christus. Er selbst ist das eine, was not thut und was dich aus einem armen zu einem unendlich reichen Menschen macht. Man hat nun aber mit Recht darauf hingewiesen, daß ein Armer so lange nicht reich werden kann, als er noch Schulden hat, die bezahlt werden müssen. Das gilt auch von dir. Willst du reich werden, indem du das eine, was not thut, vor all die Lebensnullen setzest, so

mußt du zunächst Bezahlung deiner Schulden, Vergebung deiner Sünden suchen, und die findest du wie die Jünger nur bei Jesu. Das haben die Jünger vor allem und zuerst bei Jesu gesucht; denn darum sind sie ihm ja nachgefolgt, weil Johannes auf ihn hingewiesen mit der seligen Botschaft „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt." Drum willst du reich, glücklich und selig werden, hör' auf, dein Netz immmer nur nach Irdischem auszuwerfen, nimm dir die Jünger zum Vorbild und folge auch du Jesu nach.

Es gilt ja wohl von Christen und christlichen Jünglingen, daß sie treulich da stehen bleiben und den Platz ausfüllen sollen, den Gott ihnen angewiesen. „Hat jemand ein Amt, so warte er des Amtes." Und doch sollen Christen und christliche Jünglinge auch so wie jene Jünger alles verlassen und dem Herr nachfolgen, das heißt: ihn sollen sie mehr lieben als Vater und Mutter, Haus und Hof, Weib und Kind. Nirgends in irdischen Dingen, in irdischen Verbindungen, in irdischen Idealen, und wären sie noch so hoch und hehr, sollen sie Ruhe und Frieden suchen, sondern Frieden und Ruhe sollen sie nur suchen in des Heilands Folge. Wie wir's aber schon gesagt, das erste in dieser Folge muß die Bezahlung der alten Schulden, die Vergebung der Sünden sein.

Bist du schon so deinem Heiland nachgefolgt? Hast du schon solche Vergebung deiner Sünden? Ein Petrus schreibt späterhin an die Leser seiner Briefe: „Ihr seid bekehret, ihr seid wiedergeboren," und auch in deinem Herzen und Gewissen steht's geschrieben, daß du bekehrt, daß du wiedergeboren sein mußt, daß du gewiß sein mußt durch diese Bekehrung und Wiedergeburt in die Nachfolge deines Heilands eingetreten zu sein. Die Frage ist nicht: wann und wie du bekehrt bist, aber ob du bekehrt bist, ob du in Christi Folge eingetreten, ob du ein Jünger des Heilands geworden bist.

Johannes weiß noch im späten Alter die Stunde anzugeben, da er in des Heilands Nachfolge eingetreten war (Joh. 1, 39). Besinnst du dich, wenn nicht der Zeit und Stunde, dann doch der seligen Thatsache, da es dir zur Gewißheit wurde: „Ja auch mir sind meine Sünden vergeben, auch ich bin Jesu Jünger und Eigentum, er ist mein und ich bin sein?" Wenn du das nicht weißt, dann säume nicht, übergieb dich heute noch dem Herrn zu seinem Knecht und Eigentum.

Vor nicht langer Zeit hing wohl an den Herbergen, wo die jungen Wandergesellen einzukehren pflegten, an langen eisernen Stangen auf bunten, blechenen Schildern das Bild des heiligen Andreas aus. Er war der Schutzpatron und das besondere Vorbild der heranwachsenden Jugend. Nun, eines könnten unsere lieben Jünglinge sicherlich auch heute noch von ihm lernen: Wir lesen von ihm und seinem Bruder Petrus: „bald verließen sie ihre Netze und folgten Jesu nach." Das „bald" heißt wörtlich übersetzt sogar „augenblicklich." Ebenso lesen wir etliche Verse weiter von Jakobus und Johannes: „Sie aber verließen augenblicklich das Schiff und ihren Vater und folgten Jesu nach." O daß unsere Jünglinge so oft viel eher dem Landpfleger Felix gleichen, der sich bekanntlich belehren und bekehren lassen wollte, wenn er „gelegene Zeit" hätte! So mancher Jüngling denkt, wie er: „Morgen, nur nicht heute. Noch bin ich jung, noch bin ich frisch und gesund. Später hat's auch noch Zeit. Vorläufig will ich noch das Leben genießen. Später, wenn man älter wird, so wird man von selbst ernst, dann macht sich's mit der Bekehrung von selbst. Morgen, nur nicht heute" — und über dem „morgen" kommt's vielleicht nie dazu! — Wenn du von einem Manne hörtest, der dich auf einmal völlig glücklich machen könnte, du würdest keine Minute zögern, wenn's dich auch noch so viel kosten sollte, zu ihm hinzugehen und dich glücklich machen zu lassen, — und du

wolltest zögern in des Heilands Folge einzutreten, in die Folge des, der allein dich reich und glücklich und selig machen kann? Nicht länger zu säumen, sondern „bald", ja augenblicklich in des Heilands Folge einzutreten, das können und wollen wir vor allem von jenen ersten Jüngern lernen. —

Freilich, auch die Jünger hatten ihre Fehler, ihre großen Fehler und Schwächen. Es ist ja, wie wir früher schon gesehen haben, die heilige Art der Bibel, daß sie uns ihre Heldengestalten durchaus nicht schöner vorführt als sie sind, sondern mit all ihren Flecken, Fehlern und Mängeln; so einen Abraham, Moses, David, Hiob im Alten Testament; so auch im Neuen Testament die Jünger Jesu. Auch diese Fehler und Sünden der Gottesmänner sind uns schonungslos vor Augen geführt, damit wir uns darin spiegeln und dadurch warnen lassen. Verweilen wir denn uns zur Lehre und Besserung auch einen Augenblick bei den Fehlern der lieben Jünger.

Von Andreas wird uns nach dieser Seite hin besonders Bemerkenswertes nicht berichtet. Dagegen wissen wir von Petrus, daß er sich schwer gegen seinen Herrn und Heiland versündigt hat, so daß seine Sünde ihm selbst hinterher die bittern Reuethränen ausgepreßt hat. Des Petrus Sünde ist wesentlich eine Zungensünde. Der Mann mit der feurigen Zunge, der Mund der Apostel, wie man ihn genannt, hat sich doch, ehe seine Zunge völlig durch Gottes Geist gereinigt und geläutert war, auch der Zungensünden teilhaftig gemacht.

Wir haben von einzelnen Arten solcher Zungensünden, soweit sie in dem Verbot der Lüge, des Falschzeugnisredens nach Luthers Erklärung mit einbegriffen sind, schon früher bei der Betrachtung Jakobs geredet. Das Bild des Petrus zeigt uns neue Seiten derselben.

Als der Heiland kurz vor seinem Leiden den Jüngern

sagt: „In dieser Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern", da ist Petrus rasch mit dem Versprechen bei der Hand: „Wenn sie auch alle sich an dir ärgerten, so will ich mich doch nimmermehr ärgern." Als ihn der Herr mit den Worten zurückweist: „Wahrlich, ich sage dir: in dieser Nacht, ehe denn der Hahn zweimal krähet, wirst du mich dreimal verleugnen", verspricht Petrus noch mehr. Da sprach Petrus: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verleugnen". Und auch von den übrigen Jüngern lesen wir: „Desgleichen sagten alle Jünger". Nicht lange darauf aber hat Petrus mit den übrigen Jüngern sein Versprechen vergessen. Wenige Verse später lesen wir: „Da verließen ihn alle Jünger und flohen". Da können wir also von den lieben Jüngern lernen, wie wir's nicht machen sollen. Versprechen und Halten steht schön bei Jungen und Alten" sagt das Sprichwort, aber die „Jungen" werden zuerst genannt und gewiß sollten christliche Jünglinge ihren Stolz darein setzen ein gegebenes Versprechen unbedingt, soweit es in ihren Kräften liegt, zu halten und jederzeit an den Tag legen, daß ihnen das „Ein Mann ein Wort" etwas ganz Selbstverständliches ist, das sich auch in kleineren Versprechungen, Verabredungen, Zusagen erfüllen muß.

Der bekannte englische Feldherr William Napier traf eines Tages ein armes Kind an, das bitterlich weinte, weil es eine Schüssel zerbrochen hatte. Da er gerade kein Geld bei sich hatte, versprach er ihm, sich am folgenden Tage zur nämlichen Stunde und am nämlichen Orte wieder einfinden zu wollen, um ihm Geld zu geben, damit es eine andere Schüssel kaufen könne. Als er heimkam, fand er daselbst eine Einladung zum Mittagessen auf die gleiche Zeit bei einem Herrn, den er ganz besonders zu sehen gewünscht hatte. Nichtsdestoweniger lehnte er die Einladung wegen des dem Kinde gegebenen Versprechens ab.

„Ich muß doch", sprach er, „dem Kinde das Geld bringen, ich hab's ihm ja versprochen." Solches Worthalten, auch in kleinen Dingen, ist auch ein Stück von der christlichen Treue im kleinen, von der wir wiederholt gesehen haben, daß sie ein wesentlicher und wichtiger Bestandteil des christlichen Lebens ist. Wir haben darum auch auf diesen Zug auf dem Bild der Jünger aufmerksam machen zu dürfen und zu müssen geglaubt. Leichtfertigerweise ein Versprechen geben, das man hinterher nicht halten kann oder will, ist ebenso eine Zungensünde, wie etwa Lügen oder Verleumden, von dem ja früher die Rede war.

Die dreimalige Verleugnung des Petrus ist eine dreimalige Zungensünde, die erste eine schlechthinige Lüge. Von ihr wollen wir hier nicht reden, da wir auf dem Bild des Jakob eingehend vom Lügen geredet haben. Von der zweiten Verleugnung aber müssen wir hier noch etwas eingehender Kenntnis nehmen. Wir lesen davon: „Er leugnete abermals und *schwur dazu*: „Ich kenne ihn nicht."

Schon das einfache Bekräftigen dessen, was man sagt, durch allerlei Beteuerungen, selbst wenn das Gesagte der Wahrheit entspricht, ziemt sich nicht für einen christlichen Jüngling. Ein junger Mann sollte sich ja freilich, auch schon ganz abgesehen von der christlichen Unschicklichkeit unnötiger *Beteuerungen und Schwüre*, klar machen, daß er dadurch doch eigentlich selbst die schlechthinige Glaubwürdigkeit seiner Worte untergräbt und mit einem großen Fragezeichen versieht. Wenn einer meint, die Zuverlässigkeit dessen, was er sagt, immer erst durch eine Beteuerung, etwa ein „auf Ehre", oder wie diese Versicherungen sonst immer lauten mögen, außer Frage setzen zu müssen, so giebt er damit bei Licht besehen zu, daß er das Recht gar nicht beansprucht, daß man ihm aufs Wort Glauben schenkt; sonst würde es ja solcher Versicherungen gar nicht bedürfen, die

nur den einen Zweck haben können, die eingebüßte Glaubwürdigkeit durch Häufung starker Versicherungen zu ersetzen. Vollends aber vom *christlichen Standpunkt aus* sind unnötige Versicherungen zu meiden. „Eure Rede sei „ja — ja", sagt der Heiland, „nein — nein", also ja wenn's ja ist und nein wenn's nein ist, und was darüber ist, das ist — nicht etwa unnötig, sondern „vom Übel". Vollends vom Übel sind diese Versicherungen, wenn mit den Beteuerungen der Name Gottes oder Christi in Zusammenhang gebracht wird und die Beteuerung also zum eigentlichen unnötigen Schwur wird. Vor solchem unnötigen Sichverschwören warnt uns das Beispiel Petri. Daß er aus Menschenfurcht log, den Herrn nicht zu kennen, war schlimm genug, aber noch schlimmer wurde diese Sünde dadurch, daß er sich dazu verschwor. Hätte er's mit solchem Sichverschwören ernster genommen, so wäre er vor dieser Sünde bewahrt geblieben, so aber bestätigt er, was Sirach sagt: „Gleichwie ein Knecht, der oft gestäupt wird, nicht ohne Striemen ist, also kann der auch nicht rein von Sünde sein, der oft schwört." „Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen", schon dadurch ist ja unnötiges Schwören gerichtet. Die edlen Heiden des Altertums haben sich gegen jeden unnötigen Schwur gesträubt. So sollte z. B. der Pythagoräer Klinias einst eine gezahlte Summe noch einmal bezahlen. Durch eidliche Erhärtung seiner geschehenen Zahlung hätte er sein Geld retten können. Aber er bezahlte lieber noch einmal, als daß er geschworen hätte. Auch von anderen einen Eid nehmen galt als unehrenhaft. So giebt bei dem griechischen Dichter Sophokles ein Held dem andern, der ihm gesagt: „Vertraue meinem Worte, nie verlaß ich dich!" die Antwort: „Mit keinem Eidschwur bind' ich dich dem *Schlechten* gleich." Wieviel mehr sollten wir, die wir uns Christen nennen, die Worte dessen befolgen, der da gesagt hat: „Ich

aber sage euch, daß ihr aller Dinge nicht schwören sollt. Dies „aller Dinge" heißt „überhaupt nicht". Aber freilich das Gebot überhaupt nicht zu schwören ist den Jüngern Jesu bezüglich ihres persönlichen Verhaltens gegeben. Da aber auf Erden leider nicht nur Jünger Jesu sind, sondern diese unter der erdrückenden Zahl von Nichtjüngern leben müssen, so wird von dem Gebot „aller Dinge" nicht zu schwören das Staatsgesetz nicht getroffen. Der von der Obrigkeit geforderte Eid ist zwar ein Übel, aber ein um der Sünde willen notwendiges Übel. Laß dich also, wenn dir Leute begegnen sollten, die auch den gerichtlichen Eid als einem Christen verboten bezeichnen, nicht irre machen. Auch der Heiland hat vor Kaiphas als dem Vertreter seiner Obrigkeit einen Eid geschworen, als er auf dessen Frage: „Ich beschwöre dich, daß du mir sagest, ob du seist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" mit einem Ja an Eides statt geantwortet. Kommst du aber in die Lage einen solchen Eid schwören zu müssen, so kannst du's gar nicht ernst genug damit nehmen. Hüte dich dabei vor jeglichen krummen Wegen, etwa der sogenannten „Mentalreservation", wo man sich den Eidschwur für sich selbst anders zurechtlegt, als er von denen, die den Schwur abnehmen, verstanden wird und verstanden werden muß. Das heißt zur Sünde des Meineids die des Betruges hinzufügen. Der Meineid bleibt Meineid und wird durch die neue Sünde nur um so sträflicher; hat doch Gott so schon dem Meineidigen unnachsichtliche Bestrafung angedroht. Ein bedeutender Prediger unserer Zeit erzählt in einer seiner Predigten das Folgende: „In der St. Katharinenkirche in Salzwedel zeigt man noch heute ein halbverloschenes Bild, das den Tod eines solchen Meineidigen darstellt. Dieser hatte von einem Bürger hundert Dukaten geborgt und leugnete, als er sie wiedergeben sollte, daß er sie empfangen habe. Darauf ging der Gläubiger auf's Rathaus, um sich daselbst

von der Ortsobrigkeit Recht zu holen. Der Schuldner wurde vorgefordert und sollte mit einem Eid bekräftigen, daß er das Geld nicht erhalten habe. Als nun der Tag der Eidabnahme kam und der Schuldner vor dem Richter stand, bat er seinen mitanwesenden Gläubiger höflichst, ihm doch während des Schwures seinen Stock zu halten; der Stock aber war hohl und enthielt verborgen die hundert Dukaten. Darauf schwur er feierlich: er habe zwar das Geld früher einmal erhalten, habe es aber seinem neben ihm stehenden Gläubiger wiedergegeben. Traurig ging der Gläubiger von dannen. Als aber der Schuldner draußen auf die Straße trat, geschah's, daß um die Ecke ein Müllerwagen mit scheu gewordenen Pferden dahergeeilt kam und ihn zu Boden warf. Ein Rad des Wagens ging über den Stock, der zerbrach, und klirrend rollten die Dukaten über die Steine. Zwei Räder aber gingen ihm selbst über Haupt und Brust; neben dem Blutgelde lag er, eine Leiche, von der Hand des heiligen Gottes gerichtet."

Noch vor einer anderen Zungensünde warnt uns das Bild des Petrus, vor dem Fluchen. Wir lesen von ihm Matth. 26, 74: „Da hub er an sich zu verfluchen und zu schwören: „Ich kenne den Menschen nicht".

Ist es Sünde, den Namen Gottes unnützer- oder unwahrerweise bei Beteuerungen und Schwüren zu gebrauchen, so ist nicht minder Sünde, diesen oder andere heilige Namen als Ausdruck der Überraschung, der Freude, vor allem des Zornes im Munde zu führen. Und doch üben häufig besonders auch junge Leute das Fluchen in einer Weise, als ob wesentlich dadurch der Beweis ihrer Mannhaftigkeit erbracht werden müsse. „Er kann schon fluchen wie ein Alter", dies schreckliche Lob ist schon manchem zu teil geworden noch ehe er in die ersten Jünglingsjahre eingetreten, als ob also das Fluchen das Zeichen des gereiften Mannesalters sei!

Es giebt freilich auch harmlosere Kraftausdrücke, etwa ein „Bombenhagel!“ oder „Mohrenelement!“, deren sich manche bei jeder unpassenden Gelegenheit bedienen zu müssen glauben, und die man trotz ihrer sehr großen Entbehrlichkeit nicht gerade ebenso scharf wie das Fluchen zu beurteilen hat. Manchem Flucher möchte man wohl wünschen, daß er sein allzugroßes Kraftgefühl wenigstens lieber in solchen harmloseren Ausdrücken als in dem Gebrauch oder Mißbrauch von allerhand heiligen Dingen und Namen geltend machte. Wer aber wirklich ein Jünger Jesu sein und also der Mahnung nachkommen möchte: „Was lieblich, was wohl lautet . . ., dem denket nach“, der wird sich auch derartige zum mindesten überflüssige Kraftausdrücke abzugewöhnen suchen. Weniger harmlos und unbedingt zu verurteilen ist es, wenn die Ausrufe des Affekts in Namen und Dinge eingekleidet werden, die in bestimmterer Beziehung zu Gott stehen, wie Himmel, Blitz, Donner, Gewitter u. s. f. Vollends aber, wenn der Name Gottes selbst zur Äußerung der Affekte, vor allem des Zorns, etwa in Verbindung mit einem gottlosen, Menschen und Tieren verderblichen Wunsch gemißbraucht wird, so ist das wie bei Petrus ein sträflicher Leichtsinn. Der fromme Prediger Kielstein hörte einst einen Arbeiter die schrecklichsten Flüche in einem Zornanfall ausstoßen, ohne ihn dafür zurechtzuweisen. Dies verursachte ihm solche Unruhe, daß er die nächste Nacht kaum schlafen konnte. Am nächsten Morgen stand er frühe auf; bald sah er den Arbeiter kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Mein Freund, ich habe auf Sie gewartet.“ — „Sie müssen im Irrtum sein,“ antwortete der Mann; „Sie haben mich noch nie gesehen.“ — „Jawohl, ich sah Sie erst gestern,“ sagte Kielstein, „und hörte Sie, während Sie von Ihrer Arbeit zurückkehrten, beten.“ — „Was! Sie hörten mich beten?“ sagte der Mann. „Jetzt bin ich ganz gewiß, daß Sie sich irren, denn ich habe in

meinem Leben nie gebetet." — „Und doch," erwiderte mit Ruhe und Ernst der Prediger. „Hätte Gott Ihr Gebet erhört, so wären Sie heute nicht hier, sondern in der Hölle; denn ich habe gehört, wie Sie Gott anriefen, Sie mit Blindheit zu schlagen und in die Hölle zu schicken." —

Nun, auch heute noch mag mancher Flucher Gott danken, daß er seine Fluchgebete unerhört und unerfüllt läßt. Du aber hüte dich, mein lieber Freund, daß es dir nicht auch gehe, wie jenem Felsenjünger, der jenen nächtlichen Fluch mit schmerzlicher Reue und bitteren Thränen hat bezahlen müssen. Nicht umsonst sind uns auch die Fehler der lieben Jünger so treulich aufgezeichnet worden. Diese Aufzeichnungen tragen alle die Überschrift: „Zur Lehre, zur Warnung." —

Wir könnten noch weiter reden von den Fehlern der lieben Jünger, wollen aber nur im vorübergehen auf einige derselben hinweisen, wollen z. B., von Judas ganz zu schweigen, daran erinnern, daß auch ein Johannes in schwacher Stunde vergessen hat, welches Geistes Kind er war, als er über das ungastliche Samariterdorf Feuer vom Himmel wollte fallen lassen. Auch ein Philippus fragt kleingläubig angesichts der großen hungernden Volksmenge: „Was ist das unter so viele?" Ein Thomas will erst seine Hände in die Wundenmale des Heilands legen, ehe er an die Auferstehung glaubt u. s. w. —

Doch genug davon! Wir können trotz all ihrer Schwächen und Fehler doch von den Jüngern *eins* und damit alles lernen: das, worin nach des Heilands eigenen Worten das ganze Gesetz beschlossen liegt: die Liebe, *Liebe zum Herrn und Liebe zu den Brüdern.*

Unvollkommenheit findet sich bei allen Jüngern, aber abgesehen von einem Judas, dem verlorenen Kind, in welches der Satan gefahren, weil er ihm selbst die Thore seines Herzens geöffnet, — wie brennen sie doch in inniger Liebe zu ihrem Heiland und Herrn! Aus Liebe zu ihm haben sie,

wie wir oben sahen, alles verlassen, Vater und Mutter und Haus und Beruf, um ihrem Heiland nachzufolgen. Äußere Vorteile, Ehre und Ansehen, Reichtum und Genuß fanden sie in Jesu Folge nicht. Dagegen mußten sie Jesu Armut und Schmach mit ihm teilen, und doch bleiben sie ihm treu! Die Liebe zu ihm hilft ihnen das alles überwinden. O daß auch du, mein Freund, so deinen Heiland lieben lerntest! Wie einst an Petrus die Frage aus des Heilands Mund erging: „Hast du mich lieb?“ so fragt er auch dich jetzt. Hast du ihn lieb? hast du ihn wirklich lieb? Möchtest du aufrichtig ihn immer inniger lieben lernen? Hast du ihn auch dann noch lieb, wenn es gilt die Liebe beweisen und alle Eigenliebe aus Liebe gegen ihn fahren zu lassen? O er hat dich so lieb, so unendlich lieb, willst du nicht von den Jüngern lernen ihn wieder zu lieben mit deiner ganzen ungeteilten Liebe? —

Liebe zum Herrn, das war das erste, und Liebe zu den Brüdern das ist das Zweite, was wir von den Jüngern Jesu lernen können. Innige Bruderliebe ist das Band, das ihre Gemeinschaft zusammenhält, auch da noch, wo Jesus von ihnen geschieden ist. Auch da noch finden wir sie täglich einmütig miteinander versammelt. Ja so groß war ihre Liebe untereinander, daß sie alle Dinge gemein hatten und all ihr Hab und Gut untereinander verteilten „nachdem jedermann not war“.

Das ist der heilige Kommunismus, in dem allein die Lösung unserer sog. socialen Frage beschlossen liegt. „Alle Welt sucht Ärzte“; schreibt der selige Ahlfeld davon, „einer fragt die Hexe von Endor, ob sie nicht zu helfen weiß, ein anderer den Baal Sebub zu Ekron, ob er kein Mittelchen weiß, ein dritter studiert Rechenkunst, ob die Welt durch Stimmenmehrheit nicht erneuert werden kann. Und es ist alles Quacksalberei an dem großen Kranken.

Nicht einmal ein Frühjahr, geschweige noch einen Winter hindurch wird sein Leben damit gefristet. Ist denn aber keine Salbe in Gilead? Oder ist kein Arzt da? Ja, der ist da, der Herr ist der Arzt". In der Liebe, die sich von ihm lieben läßt, und die sich dann in Liebe zu den Brüdern umsetzt, liegt das einzige Heilmittel. Eine andere ansehnliche Stimme bestätigt uns das mit den Worten: „Ich habe seit längerer Zeit mit Aufmerksamkeit vieles gelesen, was die Welt in Vorschlag bringt, um der drohenden Massenverarmung zu steuern, und gestehe, noch nichts gefunden zu haben, was im ganzen und großen helfen könnte. So lange die Verfasser noch bei den allgemeinen Redensarten stehen bleiben, worin sie ihre Vorschläge einkleiden, sollte man glauben, sie seien die Volksbeglücker, die das Geheimnis der Brotvermehrung aufgefunden; geht man aber zu ihren praktischen Vorschlägen über, so kann man sich des Mitleidens nicht erwehren. Der eine will helfen durch eine bessere Verteilung der Steuern, der andere durch verschiedene Arten von Sparkassen, der dritte durch Organisation der Arbeit, der vierte durch Auswanderung, dieser durch Schutzzölle, jener durch Freihandel, der eine durch Freiheit der Gewerbe, durch Teilung des Grundes und Bodens, der andere durch das gerade Gegenteil, wieder andere durch Einführung der Republik, womit alle Not gehoben und das Paradies auf Erden verwirklicht sei. Diese Vorschläge haben nun mehr oder weniger Wert und einige können nützlich wirken; um aber unsre socialen Übel zu heilen, sind sie nichts als ein Tropfen im Meere. Das sehen auch viele ein und sie schlagen als letztes Mittel die allgemeine Teilung der Güter vor. Ob wir dieses Mittel noch versuchen werden, steht dahin, aber gewiß ist, daß es nicht dazu dienen würde, die Armen reich, sondern alle arm zu machen. Für jeden aber, der sich ein freies Auge bewahrt hat, steht es fest, daß alle Weltweisheit vor dieser Aufgabe

verstummt und unvermögend ist zu helfen. Je ohnmächtiger aber die Lehre der Welt ist, um zu helfen, desto mächtiger ist die Lehre des Christentums. Gerade die socialen Verhältnisse sind es, wo sich uns seine ganze Macht offenbart" (v. Ketteler).

Ja wahrlich so ist es, einer ist die Brücke zwischen arm und reich, der, den das Christentum predigt, Jesus allein, er macht auch den Reichsten arm in ihm selbst und den Ärmsten reich, unendlich reich in seiner beseligenden Liebe; und wer von seiner Liebe etwas erfahren am eigenen Herzen, der muß auch, wie jene Jünger, die Brüder lieben, wie sie sprechen lernen: „Was mein ist, ist dein", und so an seinem Teil zur Heilung der allgemeinen Unzufriedenheit beitragen. In unseren Tagen, da die Socialdemokratie vor allem auch die Jugend zu gewinnen sucht, gilt es ganz besonders, daß sich jeder Jüngling gegen ihre oft bestrickenden Verführungen wappne und als Jünger Jesu von jenen ersten Jüngern lerne, was er an seinem Teil zu thun hat in all den socialen Wirren der Zeit: Liebe üben gegen die Brüder, nicht in der Weise, daß er wörtlich und buchstäblich zu teilen bereit ist und andere dazu veranlassen möchte. Wir wissen, Gottes Wort sagt, der Herr habe Reiche und Arme gemacht, wir wissen ebenfalls aus Gottes Wort, daß wir „allezeit Arme haben" werden, und wenn auch in dieser Stunde geteilt würde, so würde doch schon in der nächsten der eine wieder mehr als der andere haben; — aber in der Weise gilt's den socialen Schäden entgegentreten, daß man sich in Jesu Liebe das Herz warm machen läßt zur Bruderliebe wie jene Jünger es gethan. Wenn eins uns noch retten kann vor der blutigen Revolution, dann ist's diese Liebe, und wenn erst, wie in der ersten christlichen Kirche, die Welt wieder auf die Christen hinweisen könnte mit den Worten: „Sehet, wie haben sie einander so lieb!"

dann wäre alle äußere Not und damit die soziale Frage abgethan.

Aber nicht nur der äußeren, leiblichen, vor allem auch der inneren Not hat die Bruderliebe der Jünger abzuhelfen gesucht, und eben darin muß sich auch heute noch die Bruderliebe der Jünger Jesu bewähren. In heiliger, rettender Bruderliebe verkündet Andreas dem Petrus: „Wir haben den Messias gefunden", in heiliger, rettender Bruderliebe ruft's Philippus dem Nathanael zu: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn von Nazareth" und weiß ihn trotz aller Bedenken zum Herrn hinzuführen. Von dieser heiligen, rettenden Bruderliebe getrieben sind die lieben Jünger dann später als Apostel und Menschenfischer hinausgezogen in die weite Welt, nicht nach Dank und Lohn und Lob fragend, sondern um Menschenseelen zu retten für die ewige Seligkeit. Diese heilige rettende Bruderliebe macht sie alle ohne Ausnahme zu Arbeitern im Weinberg Gottes. Dazu sollte auch dich diese heilige rettende Bruderliebe machen. Nicht bloß etwa die Pastoren und Lehrer und Missionare und Diakonissinnen haben den Beruf Arbeiter auf dem Erntefeld des Herrn zu sein. „Nicht so muß die Frage lauten:" hat man mit Recht gesagt, „Wer ist gemeint mit den Arbeitern im Weinberg Gottes," sondern: „Wer ist denn nicht damit gemeint?" Auch du bist damit gemeint. Lerne von den Jüngern an anderen arbeiten in rettender Liebe. In irgend einer Art wird sich dir Gelegenheit dazu bieten, sei's eine Gelegenheit Kranke oder Arme zu besuchen, in der Sonntagsschule oder im Jünglingsverein mitzuhelfen, den Sonntagslosen eine gedruckte Predigt zu bringen, oder was sonst es sei. — Wenn dir erst die Bitte, daß der Herr der Ernte mehr Arbeiter in seine Ernte sende, ernst geworden ist, dann wirst du doch auch fragen müssen: „Habe ich denn

schon gethan, was ich konnte, um verlorene Menschenseelen zu retten?" Von heute an rette, hilf, lerne Liebe üben. —

Liebe zum Herrn, gegenseitige Bruderliebe und gemeinsame rettende Liebe zur Sünderwelt, das ist's vor allem, was wir auf dem Bild der Jünger Jesu ab- und vorgebildet sehen. Daran werden wir freilich unser ganzes Leben lang zu lernen haben und nie auslernen. Aber wohl uns, wenn wir darin immer völliger werden, dann wird es uns dereinst auch nicht fehlen an dem Lohn der Jünger.

Wir wissen zwar, ein Petrus hat auf Erden nie auf dem „Stuhle Petri" gesessen in römischem Glanz, aber jetzt thront er, wie alle die übrigen Jünger auf einem Ehrenthron himmlischer Herrlichkeit. Und von Andreas, dem Jünger, der uns zuerst auf unserem Bild entgegentrat, und der uns auch zum Schluß noch einmal vor Augen treten soll, erzählt die Sage: Als ihn am Kreuze Todesnacht umzog, soll ein schöner Glanz das Kreuz umstrahlt haben, als ob die heiligen Engel Gottes es umschwebten. Bekanntlich sind auch die zwei größten Orden der Welt, die nur an königliche Personen verliehen werden, nach seinem Namen genannt, der Andreasorden in Rußland und in Schottland. Ob wir auch an jene Sage nicht glauben und auf den Andreasorden gerne verzichten, so sehen wir doch auch an seinem Kreuze einen Glanz, den Glanz des Glaubens, der die Welt überwindet, und eines Wandels, der nach frühzeitiger Bekehrung in den Fußstapfen der ewigen rettenden Liebe durch Leiden zur Herrlichkeit, durchs Kreuz zur Krone führt. Und ein Jüngling, der sein Herz früh dem Herrn giebt und, wie die Jünger, in den Fußstapfen der ewigen rettenden Liebe wandelt, der, mag er hier auf Erden noch so wenig sein und gelten, ist doch, wie Schlosser einmal gesagt, „mit einem Andreasorden geschmückt, wie kein russischer Kaiser ihn schöner verleihen kann" und wird dereinst, wie wir auf Josephs Bilde sahen,

mit einer Krone gekrönt werden, herrlicher als alle Fürstenkronen, der Krone der Gerechtigkeit. Willst du aber dieser Krone teilhaftig werden, dann merke dir den Vers, den man als Aufschrift auf das Bild der Jünger Jesu setzen könnte:

„So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit Leib und Seel' nachgehen
Und wohlgemut, getrost und gern
Bei ihm im Leiden stehen.
Denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon!"

18. Der reiche Jüngling.

Wir stehen vor dem Bild des „reichen" Jünglings. Indes bei Licht besehen verdient er den Namen nicht. Trotz seines vielen Geldes ist er doch nicht reich, sondern arm, recht arm zu nennen, weil er sich nicht glücklich fühlt. Er fühlt, daß ihm noch etwas fehlt, um glücklich zu sein und selig zu werden. Nun ist ja freilich gerade dies Gefühl innerer Armut und das ehrliche Zugeständnis derselben die Grundlage, auf der man innerlich reich und froh, glücklich und selig wird, dann nämlich, wenn man sich dadurch wie unser Jüngling hier, zu Jesu treiben läßt. Soweit war bei ihm alles in Ordnung. Der Heiland aber, so sehr er sich auch über die Ehrlichkeit und das ehrliche Streben gefreut, durchschaut doch gleich den Jüngling und sieht, wo's ihm noch fehlt. Er sieht, daß es eben sein Reichtum und das innerliche Gebundensein durch denselben ist, was ihn nicht zum Frieden kommen läßt. Und als ihm der Herr das auf den Kopf hingesagt und von ihm fordert, daß er sich losreiße von den Ketten, mit welchen ihn noch sein Reichtum gefangen hält, da zeigt sich's, wie richtig er ihn durchschaut: „Da ging der Jüngling betrübt von dannen." Hätte er Jesu Forderung erfüllt und seinen Reichtum um des Friedens seiner Seele willen fahren lassen, so wäre er sicher zu dem ersehnten Frieden gekommen und ein wahrhaft reicher, glücklicher, seliger Mensch geworden. So aber ist nun gerade

der Mammon bei ihm das größte Hindernis, zu Frieden, Glück und Seligkeit zu gelangen.

So ist's im großen und ganzen von jeher bei den Menschen gewesen, und so wird's auch weiter bleiben. Das Gold, der Mammon birgt die größte Gefahr für das zeitliche und ewige Glück der Menschheit. Darum redet das Neue Testament vom „ungerechten Mammon" und bezeichnet als seelengefährlich, viel davon zu haben. Es soll mit dem Ausdruck „ungerechter Mammon" offenbar gesagt werden, daß in der Welt im ganzen an nichts so viel Ungerechtigkeit hängt, nichts zu so viel Neid und Streit, Untreue und Betrug, Unfriede und Unheil Anlaß giebt, als eben das Geld. Es hat einmal einer gesagt: „Gebt mir eine Tonne Goldes und ich will die ödeste Wüste in ein lachendes Paradies verwandeln", man hat ihm aber mit noch mehr Grund entgegengehalten: „Es bedarf noch nicht einer Tonne Goldes, sondern nur eines winzigen Teiles davon, um so manches Paradies der Liebe, des Friedens und des Glücks in eine öde Wüste der Lieblosigkeit, des Unfriedens und Unglücks zu verwandeln." In einer alten Sage unterhalten sich drei Nixen, böse Wassergeister, folgendermaßen:

Die erste Nixe: „Einen Fischer fand ich zerlumpt und arm,
Der flickte singend die Netze
Und trieb sein Handwerk ohne Harm,
Als besäß' er köstliche Schätze.
Und den Morgen und Abend, nimmer müd',
Begrüßt er mit seinem fröhlichen Lied.
Mich verdroß des Bettlers froher Gesang,
Ich hatt's ihm geschworen schon lang und lang. —
Und als er wieder zu fischen war,
Da ließ ich einen Schatz ihn finden;
Im Netze, da lag es blank und bar,
Daß fast ihm die Augen erblinden.
Er nahm den höllischen Fund ins Haus,
Mit seinem Gesange, da war es aus!"

Die zwei anderen Nixen: „Er nahm den höllischen Fund ins Haus,
Mit seinem Gesange, da war es aus!"

Die erste Nixe: „Und lebte wie der verlor'ne Sohn,
Ließ allen Gelüsten den Zügel,
Und der falsche Mammon — er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor, auf Hexengold
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!"

Die zwei anderen Nixen: „Er vertraute, der Thor, auf Hexengold
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!"

Die erste Nixe: „Und als nun der bittere Mangel kam,
Und verschwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wich die Scham,
Er ergab sich dem höllischen Feinde.
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut' wollt' vorübergehn,
Wo der Schatz ihm ins Netz gegangen,
Da sah ich ihn heulend am Ufer stehn
Mit bleich gehärmten Wangen
Und hörte, wie er verzweifelnd sprach:
„Falsche Nixe, du hast mich betrogen,
Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach!"
Und stürzt sich hinab in die Wogen."

Die zwei anderen Nixen: „Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach!
Und stürzt sich hinab in den wogenden Bach!"

Am Unglück des Fischers war der Mammon schuld. Er hat eben eine fast unwiderstehliche Macht über alles in der Welt, leider so oft auch über die Herzen der Menschen. So traurig auch das Goldregiment in der Welt ist, so ist's doch nun einmal so wie das Sprichwort sagt: „Das Geld regiert die Welt", und es ist und bleibt schwer, Geld und Güter zu haben, ohne daß einen das Geld und die Güter haben. So war's ja bei jenem reichen Jüngling.

Ja oft genug bleiben die Menschen bis in den Tod hinein Sklaven des Geldes. Als einst ein spanisches

Schiff, das eine Menge spanischer Thaler an Bord hatte, scheiterte, und schon das letzte Rettungsboot im Begriff war abzustoßen, eilte noch einmal ein Matrose zurück, um zu sehen, ob noch jemand an Bord sei. Zu seiner Überraschung sitzt einer seiner Kameraden auf dem Verdeck damit beschäftigt die Geldfässer zu zerschlagen und ihren Inhalt um sich her aufzuhäufen. Auf die Aufforderung sein Leben zu retten hat er nur die eine Antwort: „Ich bin mein ganzes Leben arm gewesen und bin entschlossen, wenigstens reich zu sterben". Nach wenig Minuten war er ein Raub der Wellen. Oder ein anderes Beispiel: In London wurde im Jahre 1881 in ein Krankenhaus ein alter, todkranker Mann gebracht, der ohne alle Freunde und Verwandte und, wie es schien, auch ohne Mittel zu seinem Lebensunterhalt in der Welt lebte. Als man ihn nun zu Bett brachte, bemerkte man beim Auskleiden um seinen Hals eine Schnur, an welcher ein ziemlich schweres Säckchen mit Geld befestigt war, das der Kranke auf dem bloßen Leibe trug. Wie einen Augapfel hütete der Ärmste das Geld und hielt es sogar im Schlafe noch krampfhaft fest. Auf die wiederholte Aufforderung, das Geld in die Verwahrung des Krankenhausbeamten zu geben, sagte der Geizhals: „Das Säckchen muß ich mit in den Sarg nehmen; sonst werde ich im Grab keine Ruhe haben." — Endlich kam die schwere Stunde des Scheidens: seine Augen brachen, sein Atem geriet ins Stocken; schon glaubte der am Lager stehende Arzt, der Tod sei eingetreten, und löste mit vorsichtiger Hand die Schnur des Säckchens. In diesem Augenblick schlug der Totgeglaubte noch einmal seine Augen auf, die ganz starr und gläsern umherstierten, gräßlich verzerrte sich sein Gesicht, hastig fuhr die Hand zuckend nach dem Säcklein, und mit dem grellsten Schrei, der den Umstehenden durch Mark und Bein drang: „Mein Geld, mein Geld!" raffte er sich noch einmal auf und sah ganz verzweifelt umher,

sank aber gleich wieder auf sein Lager zurück. Noch einmal hörte man ein tiefes Seufzen, dann noch ein kurzes Röcheln, und sein Geist war vor dem Richter, sein Leib ein Raub des Moders. —

Vergiß aber nicht, daß der Umstand, daß das Geld oder der Mammon ein so seelengefährlicher Herr der Welt ist, auf dem Mißbrauch des Geldes beruht, und daß damit der richtige Gebrauch desselben durchaus noch nicht ausgeschlossen und verurteilt ist: Man soll darum das Geld und die Güter, die einem der Herr verliehen, durchaus noch nicht verachten. Der Kirchenvater Augustin hat einmal gesagt: „Zeitliche Güter sind eine Gabe Gottes und darum an sich selbst gut. Damit sie nicht für allzugut oder für das höchste Gut gehalten werden, läßt sie Gott häufig in die Hände der Bösen fallen, damit sie aber auch nicht für böse gehalten werden, giebt sie Gott auch den Frommen." Im Alten Testament ein Abraham, Jakob, Joseph, Hiob, David, Salomo, im Neuen Testament ein Nikodemus, Joseph von Arimathia und andere sind leuchtende Beispiele davon, daß man reich sein kann ohne daß einem der Reichtum zum inneren Verderben wird. Nicht das ist das Richtige, das Geld zu verachten, sondern vielmehr darauf kommt's an, daß man das Geld, wie alles, was wir aus Gottes Hand empfangen haben, hochachten und sparsam haushälterisch, ohne geizig zu sein, damit umgehen.

Viel wird's ja freilich nicht sein, worüber du in jugendlichen Jahren zu verfügen hast. Aber ob es viel ist oder wenig, so gilt's doch in der Verwaltung desselben haushälterische Treue beweisen. Gerade in Kleinigkeiten muß sich ja die Tugend der Sparsamkeit erproben und bewähren und viele „wenig" machen bekanntlich auch ein „viel", wie jenes Kind seinem Vater sehr richtig in einem Zwiegespräch bewiesen, das etwa folgenden Wortlaut gehabt: „Lieber

Vater, die Mutter und ich bitten flehentlich, du wolleſt uns fünf Franken geben, daß wir Winterſchuhe kaufen können!" — „Das geht nicht, mein Kind; wir ſind zu arm, um Winterſchuhe anzuſchaffen." — (Das Mädchen wird ſehr nachdenklich, als ob es etwas berechnete.) — „Mein Töchterlein, du ſcheinſt ſo in Gedanken vertieft zu ſein; ſage mir, was denkſt du denn?" — „Lieber Vater, ich dachte, wie viel eine Cigarre koſtet!" — „Ei, fünf Rappen nur, nicht fünf Franken, Kind!" — „Aber Vater, fünf Rappen dreimal des Tages macht fünfzehn Rappen!" — „Ja, das iſt richtig!" — „Und dann ſind 365 Tage in einem Jahr." — „Ganz wahr." — „Und 365 mal 15 Rappen macht 54 Franken 75 Rappen." — „Halt ein, mein Kind! Hier nimm den Fünfſränkler und bringe ihn der Mutter, damit ſie Winterſchuhe anſchaffen kann, und ſage ihr, daß ich einen ganzen Monat lang nicht mehr rauchen und dadurch dieſes Geld erſparen will." — „Ich danke ſehr, lieber Vater; aber wenn du ſagen würdeſt ein Jahr, ſo würdeſt du mehr als zehnmal fünf Franken, alſo über fünfzig Franken erſparen." — „Nun denn, mein gutes Töchterlein, ich will ſagen: ein Jahr lang rauche ich nicht mehr!" — „O, das iſt ſchön, lieber Vater! Aber wollteſt du nicht ſo gut ſein und ſagen: nimmer? — Dann würden wir jedes Jahr Geld haben für Schuhe, ja noch für Butter." — „So ſei es, mein gutes Kind, ich ſage: nimmer; ich will mein Lebenlang nicht mehr rauchen!"

Das Kind hatte dem Vater den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß viel „wenig" auch ein „viel", ja ein „ſehr viel" ausmachen. Alſo ſei ſparſam auch in geringen Ausgaben, auch dann, wenn du etwa das Kind reicher oder wohlhabender Eltern biſt. Kaiſer Wilhelm I. hat bekanntlich jedesmal, wenn er das Zimmer verließ, ſeine Petroleumlampe aus Sparſamkeit heruntergeſchraubt, und der hätte ſo etwas doch ſicher nicht nötig gehabt. Daß ein Mangel an Sparſamkeit

oder Verschwendung geradezu empörend ist bei einem Sohn armer Eltern, die sich für ihn sauer plagen müssen, um ihm seinen Unterhalt und seine Ausbildung zu gewähren, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Strafe solcher Verschwendung bleibt dann auch sehr oft nicht aus, wenn etwa ein solcher Verschwender, sobald die Mittel von Hause nicht mehr reichlich genug fließen, an's Schuldenmachen kommt und dadurch den ersten Schritt auf jener Bahn abwärts thut, die oft genug beim Diebstahl, im Gefängnis und in der Verzweiflung endigt. Eine solche Verschwendung ist Versündigung nicht allein gegen die Eltern, sondern auch gegen Gott selbst, dieselbe Versündigung, welcher sich jener mit seinem Pfunde ungetreue Knecht schuldig gemacht.

Wir haben vorhin gesehen, daß der Reichtum dem reichen Jüngling zu großem innerem Schaden und Nachteil geworden, und daß er bis heute eine sehr seelengefährliche Rolle in der Welt spielt. Aber wir sahen auch: das ist nicht die Folge des Reichtums und des Geldes an und für sich, sondern das ist die Folge des Mißbrauchs, der damit getrieben wird, es ist die Folge einer falschen inneren Stellung zu dem äußeren Geld und Hab und Gut. So war's ja auch bei dem reichen Jüngling. Hätte er nur die rechte innere Herzensstellung zu seinem Geld und Reichtum eingenommen, dann würde er geglaubt und befolgt haben, was Jesus ihm sagte: „Eins fehlt dir noch," und alles wäre noch gut geworden. Es ist ja wohl wahr, daß „die Reichen werden schwerlich in's Himmelreich kommen"; aber der Unterschied zwischen den Reichen, die damit gemeint sind und den Armen, denen das Himmelreich zugesprochen wird, liegt nicht in dem größeren oder geringeren Besitz, sondern in der Herzensstellung dazu. Reich und arm sind ja überhaupt sehr fließende, dehnbare Begriffe. Wenn auch einer nicht gerade sehr viel Geld hat, so ist er doch noch immer im Vergleich mit zahl-

losen Armeren ein reicher Mann; und wiederum ein Reicher wird sich selbst nicht reich, sondern arm vorkommen, wenn er sich immer nur mit Reicheren vergleicht. Ein solcher Reicher hat dann oft vielmehr Unruhe und Sorge, als einer, der sein bescheidenes Auskommen hat, der aber zufrieden und dankbar dabei ist. Also nicht auf den äußeren Besitz an Geld und Gut, sondern auf die innere Stellung dazu kommt's an. Das und das allein ist die Frage, ob einer sein Herz an's Geld hängt und mehr an's Geld hängt als an den Herrn, oder umgekehrt, ob einer um des Herrn und um seiner Seligkeit willen auch mit Geld und Gut zu brechen bereit ist, wenn's nötig ist. Wenn etwa der Arme all sein Sinnen und Denken und Dichten auf's Geldverdienen und Erwerben richtet, wenn er den Reichen beneidet und ihm grollt, verdient er den Namen eines Reichen, der schwerlich in's Himmelreich kommt, weit eher, als der über großen Besitz verfügt, ihn aber mit Dankbarkeit und Zufriedenheit genießt und ihn zum Wohlthun benutzt.

Das aber ist unverkennbar, daß die Armut vor manchen und vielen seelengefährlichen Versuchungen schützt, denen der Reichtum Thür und Thor öffnet. In der klassischen Selbstbiographie Ludwig Richters finden sich in der Beschreibung seines Aufenthaltes in Paris folgende Bemerkungen: „Ich hatte Zeit und Muße, mich der Betrachtung der Herrlichkeiten zu überlassen, welche diese Weltstadt dem Fremdling in verlockendster Gestalt vor Augen bringt. Wie Rinaldo in den Zaubergärten der Armida, oder besser noch wie Hans im Schlaraffenlande, wanderte ich umher, manchmal wie betäubt von dem bunten Glanz des Lebens, das mich auf den Boulevards und in den Hauptstraßen umstrahlte. Doch alle diese Verlockungen, denen so mancher unterliegt, der besser oder klüger war als ich, verschwendeten ihre Macht an mir vergeblich; ich war gefeit durch einen Begleiter, der

mich auch späterhin eine lange Strecke meines Lebens nicht ganz verlassen hat, den ich mir zwar nicht erwählt, dessen ich mich sogar gern entledigt hätte, welcher hier aber Engeldienste vertrat: das war die Armut."

Eins hat insbesondere die Armut vor dem Reichtum voraus, und das ist nicht zu unterschätzen: sie macht das Sterben leichter als der Reichtum. Daß das der Fall ist hat Pank einmal mit folgender Sage illustriert: „Ein Kaufmann im Morgenland sitzt üppig und satt und selbstzufrieden in seinem kühlen Warengewölbe und mißt seine Schätze. Ein kranker Bettler tritt herein und statt eines Almosens empfängt er die Abweisung: „Geh!" Der Arme wendet sich und im Fortgehen auf all die hochgestapelten Ballen weisend spricht er: „Du sprichst zu mir: „geh", und ich kann leicht gehen, denn ich habe nichts als diesen Stab. Du armer Reicher aber, wie willst du von all diesen Schätzen dich trennen, wenn der Tod ebenso abweisend zu dir sagen wird: „Geh"?

Sollte dir also der Herr im engeren oder weiteren Sinn das Los der Armut in deiner Jugend beschieden haben, so murre nicht, sondern sei dankbar dafür und beherzige, was Scriver einmal gesagt hat: „Ich bin aber, sprichst du, arm geboren, kümmerlich erzogen, mit Thränenbrot von Jugend auf gespeist, und noch, und weiß von keiner Freude zu sagen! Es kann ja nicht böse sein, du gottliebendes Herz, daß du mit deinem Erlöser einerlei Traktament in der Welt hast, wenn du mit ihm hier leidest und dort zur Herrlichkeit erhoben wirst. Es ist ein köstlich Ding einem Manne, spricht der Prophet, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Klagl. 3, 27. Wenn ein Kind von den zarten Jahren an unter der Rute gehalten wird, das thut ihm sein Leben lang gut. Junge Leute sind zur Üppigkeit, zum Ungehorsam, zum Mutwillen, zur Unzucht und anderen

Sünden sehr geneigt und brocken oft in ihrer Jugend so viel ein, daß sie hernach, so lange sie leben, daran auszueſſen und zu käuen haben. Wenn nun der himmliſche Vater durch Armut und Kummer sie im Zwange hält und sie vor solchen Sünden bewahrt, so haben sie mehr Ursach ihm zu danken, als über seine Regierung zu klagen. O wie fein lernen arme und elende Kinder, die von ihren gottseligen Eltern kümmerlich erzogen werden, beten, auf Gott allein hoffen, in seiner Furcht wandeln, damit sie seine Gnade nicht verscherzen, sein Wort lieb haben und hoch achten, sich selbst verleugnen, die Welt und deren Eitelkeit verschmähen und das Himmliſche und Ewige hoch achten! Verständige Leute pflegen zu raten, wenn einer heiraten will, der eine Haushaltung führen und sich durch fleißige Arbeit und Sparsamkeit ernähren muß, daß er nicht erwählen solle eine Person, die im vollen Hause und reichlich, sondern die im Mangel und kärglich erzogen ist; denn jene wissen nicht anders als mit Überfluß hauszuhalten, und lassen oft mehr darauf gehen, als die Nahrung leiden kann, diese aber sind der Sparsamkeit gewohnt, und wissen auch mit wenigem sich zu behelfen und auszukommen. Ich wollte fast auch sagen, wer eine gottselige Seele haben will, der muß sie nicht suchen da, wo man von keinem Kummer weiß und alle Tage herrlich und in Freuden lebt, sondern wo man mit Armut und Trübsal ringt und aus der väterlichen Hand Gottes vermittelst fleißigen Gebets und steter Arbeit sein Stücklein Brots erbitten und erlangen muß.

Bedenke denn hiebei, du christliche Seele, wie lieb dich dein Gott gehabt, und wie herzlich er's mit dir gemeint, daß er dich in Mangel und Dürftigkeit hat lassen erzogen werden, und daß er nicht zugelassen, daß dein Herz in das eitle Weltwesen eingeflochten würde.

O selige Armut, die uns am Glauben, an Liebe, an

Geduld, am Gebet, an Gottseligkeit reich macht! O seliger Mangel, der uns zu Gott führt! O liebes Thränenbrot, welches uns das Brot des Lebens süß macht! O glückselige Traurigkeit, welche uns vor der Weltfreude bewahrt und unsere Freude in Gott und seiner Gnade suchen lehrt."

Auch wenn du noch so arm wärest, so hast du ja doch noch für tausenderlei dankbar zu sein, worin du vor anderen bevorzugt bist.

Ein junger Hirt traf einst, so erzählt eine alte Anekdote, nach manchen Jahren seinen Lehrer wieder, den er immer geliebt und geehrt hatte. Und er freute sich, doch sah er auch unmutig aus und klagte bald dem Lehrer, wie es ihm so übel ergehe. Der und jener, die einst in der Schule neben ihm gesessen, seien jetzt reich an Geld und Gut, aber er selbst sei noch arm und dürftig in dem kleinen Hirtenhäuschen, das er von seinem Vater geerbt habe. — Da sah ihn der alte Lehrer ernsthaft an vom Kopf bis zum Fuß und sprach: „Bist du denn wirklich so arm? Du stehst ja in voller Gesundheit vor mir. Sieh', deine rechte Hand, so kräftig und geschickt zur Arbeit, — würdest du sie wohl um tausend Thaler dir abnehmen lassen? Und deine Augen, die so frisch in Gottes schöne Welt hineinschauen, — um wie viel Geld würdest du sie wohl hingeben? — Und dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir dringt, — würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?" — Da schlug der junge Mensch die Augen nieder. „Das würde ich freilich nicht thun," sprach er beschämt. — „Nun denn," versetzte der Lehrer, „so klage nicht, daß du arm bist. Du hast Güter, die mehr als alles Geld und Gut wert sind; sei nur weise, genieße und nütze sie."

Vollends wie reich könnten alle, auch die ärmsten

Christen sein an himmlischen Gütern durch Christum! Wer davon nur täglich Gebrauch machen wollte und sich des freuen, daß Christus uns gemacht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, zum Frieden und zur Erlösung, der wird nimmermehr klagen können über äußere Entbehrungen, sondern sich reich, unendlich reich fühlen und wissen. Ein Jüngling, der davon etwas erfahren hat, wird sich auch durch die größte Armut und Entbehrung nicht unglücklich machen lassen. — Denn daß auch die Jugend schon oft genug die Gegensätze von reich und arm in einer den natürlichen Menschen wahrlich genugsam entmutigenden Weise erfahren muß, gehört nun einmal zum Lauf der Welt.

Bist du der Sohn reicher Eltern, poche nicht auf des Vaters Reichtum, hänge auch dein Herz nicht daran. Schon manchem ist sein Reichtum unter den Händen zerflossen. Vor allem hüte dich vor den Gefahren und Versuchungen, welche der Reichtum mit sich bringt.

Bist du dagegen arm, vergiß es nicht: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", das heißt von irdischem Genießen und Besitzen. Je mehr du das vergissest und im Reichsein oder Reichwerden dein Glück suchst, um so unglücklicher wirst du dich in den mancherlei dir notwendigen Entbehrungen fühlen. Ist's Gottes Wille, so kann er dich auch aus ärmlichen Verhältnissen heraus zu einem wohlhabenden oder doch tüchtigen und gesegneten Menschen machen, er hat schon aus manchem armen Knaben und Jüngling einen tüchtigen Mann gemacht, dessen Andenken im Segen bleibt auf lange Zeit; wir haben ja schon früher, wo wir von der Berufsstellung geredet, mannigfache Beispiele dazu angeführt. Und wenn du all dein Lebenlang in armen bescheidenen Verhältnissen bleiben müßtest, so denke dran, der Reichtum allein macht dich nicht glücklich. Vergiß den reichen Jüngling nicht

und rufe dir immer wieder in's Gedächtnis, was der Heiland sagt: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Hätte der reiche Jüngling ernstlich und völlig und allein an seiner Seele Seligkeit und an den Augenblick gedacht, wo es sich allein darum handelt, an den Augenblick, wo alle Schätze der Welt ihm nicht mehr helfen konnten, gewiß, er hätte des Heilandes Forderung erfüllt. In einer seiner Schriften erzählt Pastor Funcke in Bremen von einem gottesfürchtigen Fürsten, der einst auf sonderliche Weise einen geldgierigen Jüngling auf den schmalen Weg zum Leben geführt, und ihn von seiner Geldgier geheilt. Jener Jüngling hatte kein höheres Sehnen, als Geld zu haben, viel Geld, um demnach all seinen sinnlichen Trieben und Gelüsten den Zügel schießen lassen zu können. Der Monarch bemerkte dies und sagte zu ihm: „Ich will dich nach Verlauf eines Jahres zu einem steinreichen Manne machen, wenn du meinen Willen thust. Du sollst nämlich zu jedem Sterbebett in deiner Nähe, davon du im Lauf des kommenden Jahres hören wirst, hingehen und da eine Stunde ruhig zuschauend und zuhörend verweilen. Ist das Jahr zu Ende, so kannst du dein Geld haben, nur mußt du mir dann versprechen, nie mehr in der Bibel zu lesen, nie mehr eine Kirche zu besuchen und nie mehr zu beten. Der Junker lachte laut auf vor Freude und willigte gern ein. Aber ehe die Hälfte des Jahres verging, war er anderen Sinnes, er war ein betender Mensch geworden, auf das Gold des Königs verzichtete er gern, um ein Gold zu suchen, das mit den heiligen Flammen Gottes geläutert ist. —

Dreimal wird uns in den Evangelien die Geschichte vom reichen Jüngling erzählt, den der Herr auffordert, alles

zu verkaufen und den Armen zu geben und dann ihm nachzufolgen. Gewiß ist das nicht von ungefähr geschehen, sondern damit wir darauf achten und des Heilands Forderung auch als an uns gerichtet betrachten. Natürlich sollen wir die Geschichte vom reichen Jüngling nicht in dem Sinne verstehen, in welchem die katholische Kirche dieselbe deutet. Sie macht aus der wörtlichen Befolgung der an den Jüngling gestellten Forderung, dem Almosengeben und der Mönchsarmut ein besonderes Verdienst. Wir wissen, daß der Heiland sagt: „Wenn ihr alles gethan habt, was ihr zu thun schuldig seid, so kann von einem besonderen Verdienst doch noch nicht die Rede sein, so sprechet vielmehr: „Wir sind unnütze Knechte.“ Wir lesen zudem, daß der Herr einen solchen Befehl wörtlich nur diesem einen Jüngling gegeben. Er hatte gerade bei ihm eine besondere Veranlassung dazu, weil er sah, daß ihm der irdische Besitz ein Hindernis auf dem Weg zur Seligkeit war. Der Heiland wollte nicht, daß des Jünglings Herz geteilt sein sollte zwischen ihm und dem Mammon, er wollte sein ganzes Herz, und er will auch dein ganzes Herz. Darum forderte er von jenem Jüngling, und darum fordert er auch von dir Verzicht auf das, woran das Herz noch hängt, es heiße Geld oder Ehre oder Lust oder Lieblingssünde irgendwelcher Art.

Nicht der Bettelmönch, der in äußerlicher Weise die Forderung des Heilands an jenen reichen Jüngling erfüllt, sondern wer die Fesseln sprengt, mit welchen die Lieblingssünde, Lieblingsmeinung, Lieblingslust sein Herz gefangen hält, der erfüllt im höchsten Sinn jene Forderung des Heilands an den reichen Jüngling. Das war ja bei jenem Jüngling das einzige, woran's noch fehlte, seine innere Stellung zum Geld. Am Heilsverlangen, am Trachten nach dem Reiche Gottes fehlt's ihm nicht, sonst wäre er gewiß

nicht zum Herrn gekommen mit der Frage: „Was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ Auch an der aufrichtigen Frömmigkeit im Handeln und Wandeln fehlt's ihm nicht. „Das alles, alle Gebote Gottes habe ich von Jugend auf gehalten“ spricht er zum Herrn, und aus dieser ruhigen, frischen, knappen Behauptung müssen wir doch zum mindesten herauslesen, daß er alle Gebote Gottes von frühster Jugend an zu erfüllen *getrachtet* hat. Aber, — aber an einem fehlt es ihm und damit mangelt ihm alles, es fehlt ihm an der ganzen, völligen, ungeteilten Hingabe an den Herrn. Er wollte dem Herrn dienen, aber *daneben* auch sein Geld behalten und lieb behalten. Er wollte es machen wie jener heidnische König. Dieser hatte gehört, daß Gott ein mächtiger Herr sei, den man sich gewogen halten müsse, wenn man nicht in allerlei Mißlichkeiten hineingeraten wolle. So baute er denn Gott einen Altar, auf welchem er ihm Opfer darbrachte. Als er aber eines Tages erfuhr, daß auch der Teufel ein gar mächtiger Herr sei, baute er, um es auch mit dem Teufel nicht zu verderben, neben jenem Altar, den er Gott dem Herrn geweiht, auch noch einen für den Teufel und brachte von nun an beiden gleichzeitig sein Opfer dar. Wir sind vielleicht geneigt über jenen heidnischen König zu lächeln, aber wieviele machen's ebenso, wieviele auch in der Jünglingswelt! Jener reiche Jüngling, der dem Herrn und daneben dem Mammon dienen wollte, ist nicht allein geblieben, sondern hat zu allen Zeiten Nachfolger gefunden. Mach' *du* es nicht so, sondern brich ganz mit allem, was der Herr als Opfer von dir fordert. Bitte den Herrn, daß er dir zeige, was er in besonderer Weise von *dir* fordert, und dann opfere es ihm, opfere es ihm ganz! Das ganze Herz will er haben, wir haben's früher schon gehört.

Der Heiland „*liebte ihn*“, heißt's von jenem reichen

Jüngling. Dasselbe gilt von dir. Der Heiland liebt dich und will dir einst aus Liebe geben, was mehr wert ist, als alle Schätze der Welt. Nun denn „lasset uns ihn wieder lieben, der uns zuerst geliebt." Aus Gegenliebe gelobe es ihm:

„Für einen ew'gen Kranz
Dies arme Leben ganz!"

19. Der Jüngling zu Nain.

Ein ernstes Bild ist's, das hier vor unsern Augen aufgerollt wird. Ein Leichenzug ist darauf abgebildet, in der Mitte ein Toter auf der Bahre, der Jüngling zu Nain. Bleich und still, kalt und starr wird er an uns vorübergetragen, und doch reden seine bleichen und geschlossenen Lippen eine gar ernste Sprache. Der Jüngling, dessen Lippen im Tod verstummt sind, ist doch ein eindringlicher Prediger für alle Jugendgenossen geblieben. Seine Kanzel ist die Totenbahre, sein Talar das Totenkleid und seine Predigt lautet: „Herr, lehre auch die Jünglinge bedenken, daß sie sterben müssen."

Nicht nur den Greis, nicht nur das Kind ruft der unerbittliche Tod ab, auch dem jugendfrischen Jüngling in der Blüte seiner Kraft ruft er oft genug sein: „Bis hieher und nicht weiter!" zu. Hast du das schon bedacht? Gehört, erfahren, erlebt hast du's oft genug, aber auch schon bedacht? Bedenkst du's täglich von neuem, oder bedarfst du auch noch der Bitte des Psalmisten: „Herr, lehre uns, lehre auch mich bedenken, daß ich sterben muß, auf daß ich klug werde?" „Wie ohnmächtig ist der Mensch! Es ist nicht not, daß das ganze Universum sich waffne, um ihn zu vernichten, ein Hauch, ein Tropfen Wassers, etwa ins Gehirn gedrungen, genügt, um ihn zu töten. Aber wenn auch das Universum, ihn vernichtet, so ist der Mensch doch größer, denn er weiß, daß er stirbt, aber das Universum weiß nicht, daß es

ihn vernichtet." So sagt einmal Pascal, und er hat recht. In dem Wissen, in dem Bedenken, daß man sterben muß, liegt die Größe, liegt recht eigentlich die Weisheit des Menschen. Darum bittet ja auch der Psalmist in der eben angeführten Stelle: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." Und doch fehlt diese Weisheit so vielfach bei jung und alt, und wenn der Psalmist nötig hatte zu beten: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden," wie vielmehr haben wir's nötig, so zu bitten! Man sollte ja freilich meinen, daß es dieser Bitte nicht bedürfe. Angenommen, daß tausend Millionen Menschen die Erde bewohnen, und daß 33 Jahre eine Generation ausmachen, so sterben in 33 Jahren tausend Millionen Menschen, also in jedem Jahre dreißig Millionen, an jedem Tage 86 400, in jeder Stunde 3600, in jeder Minute 60, in jeder Sekunde ein Mensch.

Täglich bringen die Zeitungen schwarzumrahmte Todesanzeigen, täglich hören wir die Totenglocken ihr ernstes: memento mori! läuten, und doch ist es wie Lavater einmal schreibt: „Ich fühle, daß es schwerer ist, als man denkt, unter den nachdrucksamsten und wiederholtesten Todeserinnerungen ernsthaft und christlich genug an sein eigenes Sterben zu denken. Wir müssen immer gegen einen mächtigen, hinreißenden Strom schwimmen oder uns stemmen, wenn wir das eilende Ziel unseres Lebens fest genug ins Auge fassen wollen." Zudem sucht man ja heutzutage allem, was an den Ernst des Todes erinnern könnte, möglichst aus dem Weg zu gehen. Das Totengeläute ist vielfach abgeschafft. Es gilt durchaus nicht für zum guten Ton gehörig, daß man in einer Gesellschaft ohne die dringendste Notwendigkeit von Tod und Sterben redet. Ja, nicht einmal zu den Sterbenskranken will man vom Tod geredet haben und redet's ihnen aus, daß sie sterben müssen, bis sich das

Todesröcheln einstellt und das Bewußtsein schwindet, bis es zu spät ist zu „bedenken", daß man sterben muß. Das alles ist ganz verkehrt. Nicht früh genug kannst du's bedenken, daß du sterben mußt. Und wie soll das geschehen?

Nun, zunächst so, daß du dich durch die Flüchtigkeit der Zeit mahnen lässest, die Zeit auszukaufen.

„Des Menschen Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre." Zwar wird es ja nur den allerwenigsten Menschen zu teil, daß sie wirklich ein Alter von achtzig Jahren erreichen, aber auch angenommen, du würdest so alt werden, angenommen ferner, du wärest jetzt erst fünfzehn Jahre alt, so hättest du also noch 65 Jahre zu leben oder rund 24000 Tage. Das ist eine stattliche Zahl, wenn man so davor steht. Aber mit jedem Tag geht einer von diesen Tagen ins Meer der Ewigkeit, um nie wieder zu kommen, und wie bald werden sie alle dahingeschwunden sein! Und wer sagt dir denn, daß deine Tage noch nach Tausenden zählen? Kann nicht der heutige Tag dein letzter sein? Eben daran mahnt ja das Bild des Jünglings zu Nain. Nun denn, so nutze deine Tage und Stunden aus. Jede unbenutzte Stunde ist verloren, unwiederbringlich verloren. Lavater sagt einmal:

„Willst du fröhlich sterben, so gieb, Freund, jeglichem Tage
Eine eigene That, die bewillkommnend einst dir begegne."

Hüte dich vor den leeren Blättern im Lebensbuch, den unbenutzten Tagen und Stunden. Fliehe aber nicht bloß müßige und unbenutzte Stunden, sondern auch müßige Minuten, denn was von dem Gelde galt, gilt auch von der Zeit: Viele „wenig" machen ein „viel". Die Jahresfeier eines Jünglingsvereins in New-York, bei welcher jeder Redner auf nur fünf Minuten beschränkt wurde, eröffnete der Doktor der Theologie Irenäus Prime mit folgender Ansprache:

„Meine jungen Freunde! Ich bin eingeladen, euch auf fünf Minuten anzureden und nicht länger. — Wenig kann gesagt, viel gethan werden in fünf Minuten. — In fünf Minuten kann eine große Stadt angezündet, ein Schiff angebohrt, eine Seele verloren werden. — Der Fehler eines Augenblicks verursacht den Kummer eines ganzen Lebens. — Nehmt diesen Gedanken in eure Herzen auf und meine Aufgabe ist in einer Minute gelöst, anstatt in fünf. — Mancher junge Mann hat in einem unbewachten Augenblick oder in großer Versuchung einen Ruin veranlaßt, welchen die längste Lebenszeit nicht wieder herstellen kann. Ein Verbrechen, eine Sünde, ein Fehler, sogar eine versäumte Pflicht und die Folgen bleiben nicht aus. — In einem Augenblicke des Hungers verkaufte Esau sein Erstgeburtsrecht, Tausende von Knaben verscherzen das ihrige für weniger. — Eine unehrliche Handlung, ein frevelndes Wort befleckt die Seele so, daß ein Ocean sie nicht rein waschen kann. Bedenkt, wenn ihr zur Sünde versucht werdet, daß ihr in fünf Minuten euren guten Namen verlieren, eure Seele zeitlebens mit Gewissensbissen beladen und euren alten Eltern durch Kummer ein frühes Grab bereiten könnt. — Wenn indes so viel Unheil angerichtet werden kann in fünf Minuten, so läßt sich in derselben Zeit auch viel Gutes schaffen. — Ihr könnt euch entschließen, einen nützlichen und ehrenhaften Wandel zu führen. — Alles steht in eurer Wahl, und dieser Entschluß läßt sich ebenso gut in fünf Minuten als in fünf Jahren machen. — Nehmt die Cents in acht, und die Dollars werden für sich selbst sorgen; schätzt die Minuten, und die Stunden sind euer. — In folgender Weise verfaßte ich eine kleine Schrift: Im Frühstückszimmer befand sich Feder, Tinte und Papier, und wenn zur angesetzten Zeit das Frühstück nicht bereit war, schrieb ich einige Worte oder Zeilen, je nachdem ich zu warten hatte. — Das Buch wurde nach

und nach fertig, und nachdem es eine Woche publiciert war, erfuhr ich schon von dem Segen, welchen es gestiftet, der sich denn auch bald weiter verbreitete. Es kostete mich keine Minute, die ich anderweitig nützlich hätte verwenden können. „Kleine Tropfen Wasser, kleine Körner Sand machen's große Weltmeer und das feste Land." Verschwendet nie fünf Minuten eurer eigenen Zeit oder raubt sie andern durch Wartenlassen auf euch. — Fünf Minuten des Morgens und fünf Minuten am Abend können euch in zwei bis drei Jahren in den Besitz einer fremden Sprache bringen. — Verloren Geld kann wiedergefunden, verschwendetes Vermögen wiedergewonnen, Gesundheit durch Medizin und Vorsicht wiedererlangt werden; aber vergeudete Zeit kehrt nimmer wieder. — Minuten sind schätzbarer als Juwelen, das ganze Leben ist aus ihnen zusammengesetzt; sie bilden die diamantene Schwelle zur Weisheit und Wohlhabenheit, nicht allein für dieses Leben, sondern sie sind auch die Stufenleiter zum Himmel. — Jedoch ich muß schließen, ehe der Hammer des Vorsitzers mich beschuldigt, die mir gestellte Frist überschritten zu haben. — Meine jungen Freunde, unterschätzt nie fünf Minuten; es bedarf oft keiner fünf Minuten, eine gute That zu vollbringen, und eine täglich sichert euch ein ehrenvolles und nützliches Leben hier auf Erden und nach demselben eine selige Ewigkeit."

Ignatius pflegte zu sagen: „Wieder eine Stunde, von der ich Rechenschaft geben muß." Ja selbst die Heiden lehrten, daß die Zeit weise ausgenutzt werden müsse. So sagte Seneka: „Zeit ist das einzige Ding, mit dem wir unschuldig geizen dürfen, und doch giebt es nichts, mit dem die Menschen so verschwenderisch sind, als mit der Zeit." Vespasian sagte am Abend eines Tages, an welchem er nichts Gutes gethan hatte: „Freunde, ich habe einen Tag verloren." Alian hebt von den Lacedämoniern rühmend hervor, daß sie äußerst sparsam mit der Zeit gewesen seien und sie nur zu wichtigen

Dingen verwandten. Wie vielmehr sollten wir da die Zeit ausnutzen, denen der Apostel zuruft: „Kaufet die Zeit aus!“

Wer indes die Zeit recht ausnutzen will, der muß sie vor allem auch recht einteilen lernen.

Die Tagesordnung des Kronprinzen Friedrich, nachmaligen Königs Friedrichs des Großen, welche sein Vater für ihn aufgesetzt, und dem Erzieher Duhan zur genauesten Nachachtung empfohlen hatte, lautet wie folgt: „Des Morgens um sechs Uhr wird der Fritz geweckt, und sobald solches geschehen ist, sollen sie ihn anhalten, daß er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht; er muß alsdann niederknieen und ein kleines Gebet halten. Sobald er solches gethan, soll er, so geschwind als möglich, die Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife; ferner soll er das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Während Fritz sich kämmen und ausschwänzen läßt, soll er zugleich Thee und Frühstück nehmen, damit das zugleich eine Arbeit ist, und muß dieses alles vor halb sieben Uhr fertig sein. — Alsdann kommt Duhan und all seine Domestiken herein, und wird das große Gebet gehalten: ein Kapitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, welches bis sieben Uhr dauert, da die Domestiken auch wieder gehen sollen. — Von sieben bis neun Uhr soll Duhan mit ihm die Historie traktieren; um neun Uhr kommt der Hofprediger Noltenius, der soll ihn bis drei Viertel auf elf Uhr im Christentum informieren. Um drei Viertel auf Elf soll er sich das Gesicht geschwind mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, und um elf Uhr zu dem König kommen. Da bleibt er bis zwei Uhr, alsdann er gleich wieder nach seiner Kammer geht. — Duhan soll alsdann auch gleich da sein, Fritz von zwei bis drei Uhr die Landkarte zu weisen; dabei soll er ihm aller europäischen

Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichtum und Armut explicieren. Von drei bis vier Uhr soll er die Moral traktieren, von vier bis fünf Uhr deutsche Briefe mit ihm schreiben und dahin sehen, daß er einen guten Stilum bekommt. — Um fünf Uhr soll Fritz sich die Hände waschen und zum König gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer aufhalten und thun, was er will, wenn es nicht gegen Gott ist."

So fange auch du einmal an, deine Zeit gewissenhaft und genau einzuteilen, gewöhne dich daran nicht planlos, sondern nach bestimmter Ordnung deine Stunden zu benutzen, und du wirst sehen, daß sich mit Ordnung und Einteilung derselben Zeit noch einmal so viel erreichen läßt, als ohne dieselbe.

Mahnt aber die Flüchtigkeit des Lebens, wie sie uns auf dem Bild des Jünglings zu Nain entgegentritt, schon im Blick auf das irdische Tag- und Lebenswerk zu gewissenhafter Ausnutzung der Zeit, so vollends im Blick auf das Werk, das recht eigentlich unser Lebenszweck genannt zu werden verdient, die Vorbereitung auf ein ruhiges, seliges Sterben.

Und wie hat denn diese Vorbereitung zu geschehen? Nun, es giebt ein persisches Sprichwort, das lautet: „Als du geboren wurdest, da weintest du, und andere, die dich auf den Armen hielten, freuten sich, schaffe, daß, wenn du stirbst, du dich freust, und die alle trauern, die um dich stehen." Das letztere finden wir bei dem Jüngling zu Nain, wir sehen's an dem bittern Schmerz und den Thränen der Mutter, wir sehen's auch an dem großen Gefolge, das dem hingeschiedenen Jüngling das letzte Geleite giebt.

Es giebt schon den Menschen gegenüber eine empfehlenswerte Art zu bedenken, daß man sterben muß. Wie manches bliebe ungeschehen, was nun geschieht; wie manches

würde geschehen, was nun nicht geschieht; wie manches Wort bliebe ungeredet, wenn man mehr bedächte: „Wer weiß, wie bald der Tod den andern oder mich abruft!“ Ja „lieb' so lang du lieben kannst.“ Besinne dich: Wenn du morgen sterben müßtest, hättest du nicht heute diesem oder jenem gegenüber etwas gut zu machen, etwas abzubitten, etwas in Ordnung und Richtigkeit zu bringen, was du so nicht mit ins Grab nehmen möchtest? Noch ist es Zeit den sauern, nachher aber süßen Gang zu thun. Besinne dich und gehe jetzt hin zu deinen Eltern, deinem Freund, deinen Lehrern, bringe jetzt in Ordnung, was du vor deinem Ende in Ordnung gebracht sehen möchtest. Von heute an erzeige allen Menschen Liebe und benimm dich so, daß man dir einmal in herzlicher Liebe wird nachtrauern können. „Lebe wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben.“

Aber viel mehr als den Menschen gilt's Gott gegenüber bedenken, daß wir sterben müssen. Das alles Ernstes zu bedenken und dafür Sorge zu tragen, daß du einst, wenn dein letztes Stündlein kommt, ruhig wirst sterben können, vor allem danach zu fragen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ dazu bist du nicht mehr zu jung. Das predigt der Jüngling zu Nain. Es giebt viel Fragens in der Welt, auch viel wichtige Fragen sind dabei, z. B. wie werde ich oder wie bleibe ich gesund? Wie kann ich's in der Welt zu etwas bringen? Wie muß ich's anfangen, um am ehesten in meinem Geschäft und Beruf Erfolg zu sehen u. drgl. Aber es kommt einmal eine Zeit, da haben diese Fragen gar keine Bedeutung mehr. Ob sie gut oder schlecht beantwortet wurden verschlägt dann nichts mehr, nämlich in der Todesstunde. Dann wird sich alles nur noch um eine Frage drehen, nämlich um die: „Kannst du ruhig und selig sterben?“ Der allein, der das bedenkt und diese Frage bei Zeiten erwägt, der allein ist klug und weise, alle anderen

sind Narren. Der Psalmist hat allen Grund zu der Bitte: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.“ Bekannt ist dir vielleicht jene Geschichte von dem König und seinem Hofnarren. Der König liegt am Sterben und sagt seinem Narren, er müsse nun Abschied nehmen, denn er werde in ein fernes, fremdes Land ziehen. „Hast du denn aber auch deinen Reisepaß in Ordnung und deine Fahrkarte gelöst?“ fragte der Hofnarr seinen sterbenden Herrn. „Nein,“ entgegnet der König, „ich habe weder Fahrkarte noch Reisepaß, ich weiß nicht einmal wo und wie das Land ist, in welches ich jetzt ziehe.“ „Dann nimm hin das Narrenscepter,“ ruft erstaunt und bewegt der Possenreißer, „einen größeren Narren als dich habe ich nie gesehen, denn das ist wahrlich der größte Thor, der eine Reise antritt und hat weder für Reisekarte noch für Reisepaß gesorgt.“ — Bist du thöricht oder klug? Lebst du dahin, als ob du ewig hier bleiben solltest? Oder hast du bedenken gelernt, daß du sterben mußt und hast du die Hauptfrage fragen gelernt: „Was muß ich thun, daß ich ruhig und selig sterben kann?“ Es giebt freilich auch ein „ruhiges“ Sterben, mit dem nichts, gar nichts geholfen ist. Jener heidnische König Agag, von welchem uns 1 Sam. 15 erzählt wird, hat noch angesichts des Todes die größte Todesverachtung an den Tag gelegt in seinen Worten: „Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben.“ Oder ein anderes Beispiel: Ich las von einem Verbrecher, der mit der größten Ruhe aufs Schaffot ging, am Schaffot selbst seine Pfeife ausklopfte, um dann, als ob's nur eine Spielerei wäre, dem Henker seinen Hals darzubieten. Auch in anderen Fällen mag es je und dann dem Unglauben gelungen sein seine Ruhe bis in den Tod hinein zu wahren. Das aber ist eine nicht beneidenswerte Ruhe. Das wird nur ein um so schrecklicheres Erwachen geben. Das also ist kein ruhiges und seliges Sterben. Wie aber kommen wir

dazu? Wie lernen wir es des Todes Bitterkeit in Wahrheit und besser als weiland König Agag zu vertreiben? Nicht auf dem Weg etwa, den Kaiser Karl V. versucht. Er legte sich lebenden Leibes in den Sarg und ließ Totenmessen über sich lesen, um sich so an den Tod zu gewöhnen. Man hat mit Recht dazu die Bemerkung gemacht: „Wenn man schon durch alle Gewohnheit niemals lernen wird, Zahnschmerzen zu lieben, den Tod wird dir die Gewohnheit erst recht nicht angenehm machen." Also dadurch, daß wir uns viel mit ihm beschäftigen, überwinden wir das Grauen vor dem Tod nicht, nicht so lernt man selig sterben. Aber wie lernen wir denn die Kunst ob jung oder alt ruhig dem Tod entgegengehen und ruhig im Tod die Augen schließen zu können?

Auf dem Bild des Jünglings zu Nain steht mindestens ebenso sehr wie der Jüngling selbst, ein anderer im Mittelpunkt, das ist der herrliche Todesüberwinder, der für jenen Jüngling den Tod überwand, und der ihn auch für uns überwunden hat. In ihm allein liegt das Geheimnis eines ruhigen, seligen Sterbens, nicht in dem, was wir sind oder haben oder gethan haben oder thun wollen, nicht in dem, was die Welt hat und ist und giebt, sondern in etwas, was außer uns liegt, und was „ohne all unser Verdienst und Würdigkeit" für uns vorhanden ist, nämlich in dem freien vergebenden göttlichen Erbarmen, wie es eben der Todesüberwinder weil Sündentilger, dein Heiland Jesus Christus, dir bietet. Wer das erfahren am eigenen Herzen, der, aber auch nur der hat das Geheimnis, getrost seine Augen schließen zu dürfen. Wer so lange gesucht, bis er das freie vergebende Erbarmen seines Heilandes gefunden, der hat sich nicht vergeblich durch die Flüchtigkeit des Lebens mahnen lassen die Zeit wohl auszunützen. „Versöhnet sich mit seinem Gott zu wissen, das ist ein sanftes Sterbekissen," das und sonst nichts.

Daß es so ist, dafür sind die Sterbebetten solcher, die der Versöhnung, der Vergebung ihrer Sünde gewiß geworden, die schlagendsten Beweise. Das beweist das Sterbebett jenes Kindleins, das in dem Augenblick des Abscheidens die lieben Englein sieht mit der Himmelskrone und in kindlicher Freude ihnen folgt mit dem Ausruf: „Gieb mir das Krönli, das ist für mich! o wie schön!“ Das beweist das Sterbebett jenes Jünglings in der Fremde, dessen letztes Wort gelautet: „Ihr werdet meiner Mutter sagen, daß ich sterbe in der Gewißheit seliger Auferstehung.“

Aber auch das Sterbebett so manches Ungläubigen ist ein schlagender Beweis für das, was wir gesagt. Ein Beispiel statt vieler möge hier stehen: Der Spötter Voltaire war in seinem Leben ein berühmter Mann. Trotzdem er in seinen Schriften gegen Christum auftrat und es als seine Absicht aussprach, „den Elenden (nämlich Jesus) zu zermalmen,“ war er doch der Abgott vieler. Seine Bücher wurden viel gelesen, seine Reden gern gehört, seine Gesellschaft selbst von Fürsten gesucht. Er hat wohl mehr als irgend einer seiner Zeit dazu beigetragen, den Unglauben auszubreiten. Doch: „Wie werden sie so plötzlich zu nichte! Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken.“ — Voltaire war in Paris. Eben hatte er großen Beifall geerntet, als plötzlich heftige Blutungen ihn für sein Leben fürchten machten. Seine ungläubigen Freunde umringten ihn, aber dennoch zeigte er eine Willigkeit, zu dem Gott zurückzukehren, den er so oft verflucht hatte. Er ließ einen Priester kommen, und als die Gefahr zunahm, schrieb er an den Abt Gualtier und bat ihn, zu ihm zu kommen. Später unterschrieb er vor zwei Zeugen ein Schriftstück, in welchem er thatsächlich seinen Unglauben verleugnete. Dies Schriftstück sandte er dem Erzbischof von Paris. — Seine Freunde thaten ihr möglichstes, um diesen Widerruf zu verhüten, sie

umringten das Haus und als der Abt Gualtier ihn besuchen wollte, fand er es unmöglich, zu dem Kranken zu gelangen. D'Alembert, Diderot und andere Ungläubige traten an sein Bett, aber nur um mit Schmach bedeckt dasselbe wieder zu verlassen. Voltaire verfluchte sie und befahl ihnen fortzugehen. „Ihr seid es," sagte er, „die mich in diese Lage gebracht haben. Ich hätte ohne euch fertig werden können, aber ihr konntet nicht ohne mich bestehen. Und zu welch einem elenden Ruhm habt ihr mir verholfen!" — Sein Seelenzustand muß ein schrecklicher gewesen sein. In kläglichem Tone rief er oftmals: „O Christus! O Jesus Christus!" und gleich darauf klagte er, daß er von Gott und Menschen verlassen sei. Es schien, als habe die Hand, welche einst „Mene, mene, tekel, upharsin" schrieb, das auch vor seine Augen geschrieben. Er mochte das Haupt abwenden, doch umsonst; die Zeit war gekommen, wo er vor seinem Richter erscheinen mußte. Seine Ärzte und andere, welche ihn besuchten, erklärten, daß das Ende dieses Gottlosen in der That schrecklich sei. — Als Dr. Trouchin, sein Arzt, ihn eines Tages besuchte, fand er ihn in großer Angst. Als er eintrat, rief der Kranke aus: „Ich bin von Gott und Menschen verlassen!" Dann sagte er: „Doktor, ich gebe Ihnen die Hälfte meines Vermögens, wenn Sie mir das Leben sechs Monate verlängern." Als der Arzt ihm sagte, er könne keine sechs Wochen mehr leben, erwiderte Voltaire: „Dann gehe ich zur Hölle," und bald darauf verschied er. (Herold.)

Nicht wahr, angesichts eines solchen Sterbens müssen wir von Schauder und Entsetzen erfüllt werden und es verstehen, daß jener junge Geistliche sich die beiden Worte „Nur selig" hinter Glas und Rahmen auf seinen Schreibtisch setzen ließ, um sie immer vor Augen zu haben, um immer wieder an seinen Tod erinnert zu werden und darauf all sein Dichten und Trachten zu richten, daß er ruhig und selig

sterben könnte. Welches Standes und Berufes du bist, mach's ebenso. Nicht so meine ich das, als müsseſt du auch unbedingt die gedruckten Worte: „Nur selig" vor deine leiblichen Augen halten, aber vor deinem Geiſtesauge ſollte es Tag für Tag geſchrieben ſtehen: „Nur selig." Wie dieſes Ziel erreicht wird, haben wir vorhin gehört. Es giebt nur einen Weg dazu, „Verſöhnet ſich mit ſeinem Gott zu wiſſen, das iſt ein ſanftes Sterbekiſſen."

Dieſe Verſöhnung zu ſuchen ſchiebe nicht auf. Der Jüngling zu Nain zeigt dir's ja ſo recht vernehmlich, daß der Tod auch der Jugend nicht ſchont, und daß du auch durch dein jugendliches Alter nicht gegen ihn geſchützt biſt. Das iſt ja eben der große Betrug, den der Teufel den Menſchen vorredet: „Es hat noch Zeit, bis etwa die Vorboten des Todes an die Thür klopfen," und wenn ſie klopfen hat man noch immer Zeit, weil man ſie eben nicht hören will, wie jener Jüngling, von dem Grimms Märchen erzählt. Das Märchen lautet folgendermaßen:

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Rieſe auf der großen Landſtraße; da ſprang ihm plötzlich ein unbekannter Menſch entgegen und rief: „Halt! keinen Schritt weiter!" — „Was?" ſprach der Rieſe, „du Wicht, den ich zwiſchen zwei Fingern zerdrücken kann, du willſt mir den Weg vertreten? Wer biſt du, daß du ſo keck reden darfſt?" — „Ich bin der Tod," erwiderte der andere, „mir widerſteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen." — Der Rieſe aber weigerte ſich und fing an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf, zuletzt aber behielt der Rieſe die Oberhand und ſchlug den Tod mit ſeiner Fauſt nieder, daß er neben einem Steine zuſammenſank. Der Rieſe ging ſeiner Wege, und der Tod lag da beſiegt und war ſo kraftlos, daß er ſich nicht wieder erheben konnte. — „Was ſoll daraus werden," ſprach er, „wenn ich da in der Ecke

liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf Erden, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben, nebeneinander zu stehen." Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den halb Ohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trunk ein und wartete bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch," fragte der Tod, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?" — „Nein," antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht!" — „Ich bin der Tod," sprach er, „ich verschone niemanden und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole." — „Wohlan," sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin," zog weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus, es kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn plagten. „Sterben werde ich nicht," sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten; ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber!" Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an, in Freuden zu leben. Da klopfte ihm eines Tages jemand auf die Schulter, und als er sich umblickte, stand der Tod hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschiedes von der Welt ist gekommen." — „Wie," antwortete der Jüngling, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, daß du mir, bevor du selbst kämest, deine Boten senden wolltest? Ich habe keinen gesehen." — „Schweig," erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt?

Kam nicht das Fieber, stieß dich an und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Lagst du nicht in der Nacht, als wärest du schon gestorben?" Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

Thöricht wäre es also, mein lieber Freund, wenn du's machen wolltest wie dieser Jüngling, wenn du auf besondere Todesvorboten warten wolltest, statt an den täglichen, wahrlich nicht seltenen Todesmahnungen dir genügen zu lassen.

Als der tapfere Ungar Johann Hunniades Corvinus sich seinem Ende näherte, ermahnte ihn ein Geistlicher, sein Haus zu bestellen und sich zu einem seligen Ende vorzubereiten. Corvinus antwortete: „Das ist ein elender, unbesonnener Mensch, der dies bis an sein Ende aufsparen will, wo oft die Todesangst ihm hierzu keine Zeit läßt. Gott sei die Ehre, zu diesen Nachlässigen gehöre ich nicht!"

Thöricht also und nachlässig wäre es, wenn du einen Tag säumen wolltest dich nach dem „Versöhnet sich mit Gott zu wissen", dem einzigen „sanften Sterbekissen" umzusehen. Hast du dir dies Sterbekissen zu eigen gemacht? Weißt du also, daß du ruhig und selig sterben kannst, wenn dein letztes Stündlein kommt heut oder morgen? Du mußt es wissen, du mußt Gewißheit darüber haben, alles Hoffen und Denken und Wünschen hilft da nichts. Ein alter Spruch sagt: „Ich lebe und weiß nicht warum; ich sterbe und weiß nicht wann; ich gehe und weiß nicht wohin; mich wundert, daß ich noch fröhlich bin." Und in der That hast du über das ewige „Wohin?" hast du über ein seliges Sterben keine Gewißheit, wie kannst du dann noch eine Stunde fröhlich

sein? Du mußt den Spruch umkehren können und sprechen: „Ich lebe und weiß wohl warum, — mich auf die Ewigkeit vorzubereiten; ich sterbe und weiß wohl wann, — dann nämlich, wenn es dem Herrn gefällt mich abzurufen; ich gehe und weiß wohl wohin, — in meines Herrn ewige Freude; mich wundert, daß ich noch traurig bin.“ Ja diese Gewißheit allein giebt fröhliches Leben und seliges Sterben.

Die Predigt, die uns der Jüngling zu Nain bisher gehalten über den Text: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden,“ könnten wir auch zusammenfassen in die Mahnung: „Hüte dich vor dem geistlichen Tod, dann brauchst du den leiblichen nicht zu fürchten.“ Wer ist geistlich tot? Geistlich tot bist du, wenn du deinen Herrn und in ihm Vergebung deiner Sünde noch nicht gesucht und gefunden. Davon haben wir bisher geredet.

Aber auch, wenn du ihn gefunden, kannst du ihn wieder verlieren und dann stirbst du den geistlichen Tod. Es giebt noch ein anderes Leben, das ist köstlicher als das leibliche. Es giebt auch noch ein anderes Sterben, das viel entsetzlicher ist als das leibliche, das ist der geistliche Tod. Der Jüngling auf der Bahre will uns nicht nur bedenken lehren, daß wir sterben müssen, nämlich den leiblichen Tod, sondern auch daß wir sterben können und zwar den geistlichen Tod. Woran jener Jüngling zu Nain gestorben ist wissen wir nicht. Es giebt ja der Todesursachen und Krankheiten so viele. Vielleicht ist er rasch an einer hitzigen Krankheit gestorben, vielleicht auch ist er ein Opfer einer langsam zehrenden Krankheit geworden. So kann's auch mit dem geistlichen Sterben sein. Es kann die Folge einer einzigen schweren Sünde, eines besonders tiefen Falles sein. Es kann aber auch das geistliche Sterben langsam vor sich gehen; eine kleine geheime Sünde wird zum schleichenden Gift, all-

mählich wird die „erste Liebe“ lau und immer kälter, zuletzt ist sie ganz erkaltet, der Tod ist eingetreten und kein Mittel mehr kann helfen. —

Eine Mutter weint hinter dem Sarg bei Nain. Jene Mutter hatte allen Grund über den äußeren Verlust zu weinen, den sie durch den Tod ihres Sohnes hatte erfahren müssen. Es geht aus der ganzen Geschichte hervor, daß jener Jüngling seiner Mutter, die früh zur Witwe geworden war, treulich zur Seite stand mit Trost und Hilfe, mit Rat und That. Er war der Mutter einzige aber feste Stütze.

O wie viel Söhne müssen sich vor diesem Jüngling schämen! Das Sprichwort: „Ein Vater kann leichter sechs Söhne ernähren, als sechs Söhne einen Vater“ ist leider nur zu wahr. Der Vater kann es, weil er eben will, und die Söhne können's so vielfach nicht, weil sie's nicht wollen. Wie oft kommt's vor, daß Söhne sich nicht eher um den alten armen Vater oder die arme alte Mutter kümmern, bis sie polizeilich gezwungen werden für ihren Unterhalt zu sorgen. Und doch hatten die Eltern so viel Mühe und Geld, so viel Opfer an Zeit und Kraft und so viel Liebe an ihren Sohn gewandt! Es ist eine Schmach, daß so viele Kinder außer acht lassen, daß sie die heilige Pflicht haben, ihren Eltern Stütze, Trost und Sonnenschein im Alter zu sein. O wie viele Mütter, wie viele Eltern müssen bittere Thränen weinen nicht über einen gestorbenen, aber über einen lebenden Sohn, der doch so gut wie tot für sie ist, weil die Kindesliebe in seinem Herzen gestorben ist. Solche Thränen werden den Fluch heraufweinen über die Söhne, von denen das Wort gilt: „Ich habe Kinder aufgezogen, Schandflecke sind sie und nicht meine Kinder!“

Doch, wir sprachen vorhin vom geistlichen Sterben. O wer kann die Thränen zählen, die schon von treuen Müttern über das geistliche Sterben ihrer Kinder geweint worden

sind. Spare du doch deiner Mutter solche Thränen, sie werden dich sonst einst verklagen. Laß sie dir brennend aufs Herz und Gewissen fallen, wenn dich die böse Gesellschaft, wenn dich die eigene böse Lust lockt. Hilf vielmehr, daß es auch von dir heißen möge: „Er gab ihn seiner Mutter wieder." Ja, er muß es thun, nicht du. Er muß dich erwecken oder wieder erwecken, aber er will es auch thun, wenn du nur erweckt sein möchtest.

Wenn er's aber gethan, dann merke, daß es von dem erweckten Jüngling zu Nain heißt: „Er fing an zu reden." „Was mag er geredet haben?" fragt ein großer Jünglingsvereinsfreund (Tiesmeyer) und giebt die Antwort: „Zuerst ist's wohl ein Stammeln gewesen; aber dann kam's immer lauter und frischer: „Lobe den Herrn meine Seele und was in mir ist seinen heiligen Namen." Von Stund an ist sein Leben ein anderes geworden, es ward ein Leben zur Ehre des Herrn, der ihn von den Toten erweckt. Er hat keine Ruhe gehabt, bis er auch seine Verwandten und Freunde und Landsleute hingeführt zu dem Hirten und Bischof der Seelen.

So soll's bei dir sein, wenn dich der Herr zu neuem Leben erweckt hat. Dann sollst du ein Zeugnis des Dankes ablegen, damit auch andere durch ihn vom Tod zum Leben geführt werden können, ein Zeugnis des Dankes nicht bloß mit Worten, sondern vor allem mit der That und in der Wahrheit, im ganzen Leben, Handeln und Wandeln, bis du ihn dereinst nach jener letzten Auferweckung dort oben loben und loben darfst mit allen heiligen Engeln in Ewigkeit. Der Herr gebe, daß dort keiner von uns fehle!

20. Der verlorene Sohn.

Ein italienischer Maler suchte einst nach einem Vorbild, welches ihm dazu dienen könnte, das Haupt eines Engels darzustellen. Eines Tages, als er durch die Straßen ging, fiel sein Blick auf ein kleines Kind, einen blondgelockten Knaben, dessen Gesicht das schönste und zugleich das lieblichste war, welches er je gesehen. „Dies ist gerade ein Kopf wie du ihn gebrauchen könntest," sagte er zu sich selbst und ging zu den Eltern des Kindes, welche ihm auch bereitwillig gestatteten, das Kind zu malen. — Als er das Bild vollendet hatte, hing er es in seinem Atelier auf, und jedermann bewunderte den süßen und lieblichen Blick dieses Engelkopfes. Der Maler sah häufig nach dem Bilde hin, besonders wenn er verdrießlich und zerstreut war, und dann schien das Bild ihn zu beruhigen und ihm gut zu thun. Er sprach oft den Wunsch aus, ein anderes Bild malen zu können, das dem ersten so unähnlich wie nur irgend möglich sein und einen vollständigen Gegensatz zu demselben bilden sollte. Er wollte dann die beiden Bilder nebeneinander hängen; das eine als das Bild des Engels, das andere als das des Bösen; das eine um den Himmel, das andere um die Hölle darzustellen. Aber viele Jahre gingen vorüber, ohne daß er ein Gesicht gefunden, welches schrecklich genug gewesen wäre, um dem zweiten Bild als Gegenstand zu dienen. Endlich fand er in einem fernen Lande, dessen Gefängnisse er besuchte, einen jungen Mann von so schrecklichem Aussehen, wie er es nie

zuvor gesehen. Sein Gesicht hatte den starren, düstern Blick des Bösen und von Schuld und Verbrechen tief gefurchte Wangen. Im ersten Augenblick, als der Künstler dies Antlitz sah, sprach er zu sich selbst: „Dieser Mann paßt zu deinem zweiten Bilde.“ Er malte dieses schuldbeladene Gesicht, um es an die Seite seines Engelkopfes zu stellen, welcher so lange in seinem Zimmer gehangen. Und als er sie nun miteinander verglich, wie groß war da der Unterschied zwischen beiden! Denkt euch aber das Erstaunen des Malers, als er nach einiger Zeit die Lebensgeschichte dieses Gefangenen erforschte und erfuhr, daß er dieselbe Person sei, von welcher er einst das Bild des Engels genommen! Jetzt war das Gesicht so verändert, daß er es zum Antlitz des Teufels benützte. — Was hatte denn aber diese furchtbare Veränderung hervorgebracht! Ein Wort mit wenig Silben giebt die Antwort dazu. — die Sünde. Jenes Bild steht jetzt in dem Bild des verlorenen Sohnes vor uns. Zuerst der Sohn in eines reichen Vaters Haus, das glückliche geliebte Kind, und dann — hinter den Säuen, hungernd und verkommen. Die Sünde ist der Leute Verderben, das zeigt sich so recht bei dem verlorenen Sohn.

In sehr verschiedener Gestalt äußert sich nun die Sünde bei dem verlorenen Sohn, zunächst in der Gestalt der Habsucht und Unzufriedenheit. „Und er sprach zum Vater: „Gieb mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört.““ Dem verlorenen Sohne fehlte in seines Vaters Hause nichts, gar nichts, was ihm nötig und angenehm war. Aber er ist damit nicht zufrieden, er verlangt noch mehr, er will frei über sein Erbteil verfügen. So macht's die Sünde noch heute, sie flößt dem Menschen die Habsucht ein und macht ihn eben dadurch unzufrieden und unglücklich. Je mehr er hat, je mehr er will. Hüte dich vor der Habsucht. Die Habsucht ist beim verlorenen Sohn der erste Schritt zu

seinem nachherigen Elend geworden, und auch heute noch macht sie den Menschen nimmer glücklich, sondern immer unglücklicher und unzufriedener. Die Alten verglichen den Habsüchtigen einem Wassersüchtigen, den, je mehr er trinkt, um so mehr dürstet. Die Habsucht verglichen sie mit einem Feuer, das um so heftiger brennt, je mehr Holz hineingetragen wird. Wir sahen schon auf dem Bild des reichen Jünglings: Geldgier, reich werden, immer mehr haben wollen, Habsucht vergällt das Leben und verbittert vor allem das Sterben.

Die Unzufriedenheit äußert sich indes nicht bloß in der Gestalt der Habsucht, der Unzufriedenheit mit dem, was man hat, sondern in allen möglichen Formen. Voll unzufriedener Menschen ist die ganze Welt. Und was ist der Grund? Der eine sucht den Grund seiner Unzufriedenheit hier, der andere da, und in der Regel sucht man ihn an ganz verkehrter Stelle. Der Arme denkt: „Wenn ich nur so viel Verdienst und Einkommen hätte, daß ich keine Nahrungssorgen mehr zu haben brauchte, dann wollte ich zufrieden sein," und wenn er es hat, ist er doch noch nicht zufrieden. Ein anderer denkt: „Wenn ich so und so viel Vermögen hätte, dann wollte ich mich gern zufrieden geben," nnd wenn er es glücklich zusammen hat, ist er erst recht nicht glücklich und zufrieden. Man denkt, wenn ich diese oder jene Freude genießen könnte, dann würde mir nichts zu wünschen übrig bleiben, und wenn man sie genießt, findet man doch nicht darin, was man darin gesucht. Ja, wie manches Mal hast auch du dir diese oder jene Freude gewünscht, heiß gewünscht und ersehnt und gemeint, wenn du das, nur das erreicht hättest, das müsse dich dauernd erfreuen und glücklich machen; aber sieh, als du's erlangt und eine Weile besessen hattest, war dein Herz doch nicht zufrieden, doch nicht wahrhaft fröhlich. Wie oft hast du wohl

gedacht: „Wenn ich erst so und so alt bin, wenn ich erst dieses darf und jenes erreicht habe, wenn dies und jenes nur erst vorüber ist, die Lehre bestanden, das Examen gemacht oder was sonst, dann wird's ruhig in meinem Innern." Und siehe, wenn all das Dies und Jenes gekommen war, — die Unzufriedenheit blieb. Wenn der Mensch auch alles hat, was er sich nur zu haben wünschen kann, dann ist er oft genug doch noch nicht zufrieden. Jener Bauer steht gar nicht einzig da, dem man einst sagte, er sei wohl recht zufrieden mit der gesegneten Ernte. „Nun ja," meinte er, „es geht an. Es giebt auch viel Kartoffeln, sie sind gesund und mehlig. Nur eines kann ich nicht loben." „Und das wäre?" „Es sind keine kleinen darunter für die Schweine." Da lobe ich mir jenen Küchenjungen, dem Ludwig XI. einmal die Frage vorlegte, wie viel er verdiene. „So viel wie der König," war die unerschrockene Antwort. „Und wie viel verdient denn der König?" „So viel wie er braucht," antwortete der Küchenjunge. Wo liegt nun aber das Geheimnis der Zufriedenheit, und wo liegt der Grund der allgemeinen Unzufriedenheit? Über das Geheimnis der Zufriedenheit hat einmal ein gewisser Bischof Aufschluß gegeben. Er mußte viel Widerstand erfahren und zahlreiche Schwierigkeiten überwinden, aber man sah ihn doch nie unzufrieden mit seiner Lage oder ungeduldig. — Eines Tages fragte ihn ein Freund, der dessen Tugendhaftigkeit im höchsten Grad bewunderte und es für unmöglich hielt, dieselbe nachzuahmen, ob er nicht so freundlich wäre, ihm das Geheimnis seiner Zufriedenheit mitzuteilen. — „Freilich!" erwiderte der liebe, alte Mann. „Es hat gar keine Schwierigkeit, dieses Geheimnis mitzuteilen! Es besteht ganz einfach darin, daß ich meine Augen recht brauche!" — „Wie soll ich das verstehen?" fragte der Freund weiter. — „Das will ich dir erklären!" sagte der Bischof. „In was für einer

Lage ich auch immer bin, — vor allen Dingen erhebe ich meine Augen zum Himmel und präge es mir tief ein, daß mein Hauptgeschäft hier darin besteht, in die gesegnete Wohnung dort oben zu gelangen! — Dann blicke ich auf die Erde und halte mir vor, daß ich bei meinem Tode nur ein ganz kleines Plätzchen auf ihr nötig haben werde! — Dann schaue ich die Welt rings um mich her an und bedenke, wie viele Tausende sich da finden, die in jeder Hinsicht weniger glücklich sind als ich! — So lerne ich, wo das wahre Glück zu finden ist, wo alle unsere Wege ihr Ende finden, und wie wenig Grund ich habe, zu murren oder zu klagen!"

Nichtwahr, das Rezept klingt sehr einfach, und doch wird es so wenig befolgt. Und warum? Warum bleibt nach wie vor so viel Unzufriedenheit in der Welt? Weil man Frieden und Zufriedenheit nicht bei dem sucht, der allein Frieden und Ruhe und Zufriedenheit geben kann. Nichts ist, worin der Mensch nicht seine Zufriedenheit sucht, nur bei dem einen vergißt man Frieden, Zufriedenheit, Befriedigung zu suchen, der allein ohne zu lügen sagen konnte: „Bei mir werdet ihr Ruhe finden für eure Seele." Als einst in einem reichen, vornehmen Hause die Mutter am Sterben lag, brachte man ihr einziges Kind, ein Töchterlein von vier Jahren, zu Verwandten. Nach vier Wochen holte es der Vater, der unterdes Witwer geworden war, zurück. Als das Kind nun zum erstenmal wieder ins Haus trat, lief es gleich aus einem Zimmer ins andere, Trepp auf und Trepp ab und wieder hinauf und wieder herunter, und als man es frug, warum es das thue gab es zur Antwort: „Ach, ich suche meine Mutter, meine Mutter!" Das Kind achtet nicht auf die kostbaren Möbel, nicht auf die Spiegel und Bilder mit Goldrahmen, nicht auf die Kronleuchter und Fußteppiche, es verlangt nur nach seiner Mutter, dort sucht es Frieden, Zufriedenheit, Befriedigung. Und du wolltest

dich stundenlang und tagelang mit dem eiteln Flitter und Glanz dieser Erde beschäftigen, wolltest darin deine Zufriedenheit, deinen Frieden suchen, ohne kaum einmal an den zu denken, nach dem zu suchen, der dich mit mehr als Mutterliebe liebt und der allein deinem Herzen volle und ganze Zufriedenheit schenken kann? Ja, mein lieber junger Freund, wer du auch seist, lauf' doch nicht länger wie so ein verlorener Sohn hierhin und dahin in die weite Welt mit ihrer Lust, ihrem Tand und Flitter, um Frieden und Zufriedenheit zu finden, um Heilung zu finden von den Wunden der Unzufriedenheit, die dir die Dornen der Sünde beigebracht. „Diese Wunden," so hat einmal jemand gesagt, „brechen immer wieder auf, so viel Öl auch die Welt darauf schmiert, und ihre Rezepte sind wahrlich nicht wert, daß man sie in die Apotheke trägt." Einer allein kann dich zufrieden machen, einer allein kann deine innere Leere ausfüllen. Diesen einen verkündigen dir von neuem diese Zeilen, es ist Jesus! Ja, daß sie's mit eindringlicher Stimme in dein Herz und Gewissen hineinriefen und dich der Ruf nicht wieder los ließe für Zeit und Ewigkeit: „Jesus allein macht dich zufrieden!" Dieser Jesus steht vor deiner Thür! O laß ihn ein, laß ihn heute ein! Soll aber Jesus und mit ihm volle Zufriedenheit in dein Herz hinein, dann muß die Sünde heraus. Der tiefste Grund der Unzufriedenheit liegt eben in der Sünde, bei manchen in einer bestimmten Lieblingssünde, bei den meisten aber an dem sündigen Herzenszustand überhaupt, an der Last der unvergebenen Lebensschuld, in dem Mangel an Sündenvergebung. Darum ist denn der wichtigste Schritt um zufrieden zu werden der, daß wir mit uns selbst unzufrieden werden. In dem Augenblick, wo der verlorene Sohn mit sich selbst und seinem sündlichen Thun und Treiben unzufrieden wird, will er gern als der geringste Tagelöhner

im Vaterhaus zufrieden sein. Darum bist du, mein lieber Freund, noch nicht zu innerer Ruhe und Zufriedenheit gekommen, strebt dein Herz noch unruhig und unzufrieden bald hierhin, bald dahin, suchst du noch immer bald hier bald da in der Welt mit ihrer Lust Zufriedenheit, Befriedigung, dann sprich, wie der nachher gerettete Jüngling auf unserem Bild: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: „Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir!" Wenn er dann spricht: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben, dieser mein Sohn war verloren und ist wiedergefunden," dann schwindet mit deiner Sünde deine Unzufriedenheit, und du schmeckst Gottes Frieden, der höher ist als alle Vernunft.

Einen andern Zug fügt das Bild des verlorenen Sohnes dem Bild der Sünde hinzu, es ist das heilige Gehenlassen von seiten Gottes und die Hingabe in die Sünde mit ihren Folgen. Ist es nicht auffallend in der Geschichte vom verlorenen Sohn, daß der Vater dem unzufriedenen Sohn den Willen thut? Der Sohn fordert seine Güter, der Vater giebt sie ihm. Der Sohn will in die Fremde ziehen, der Vater wehrt's ihm nicht, sondern läßt ihn gewähren. Freilich blutenden, ja fast brechenden Herzens thut er dem thörichten Sohn den Willen, aber er läßt ihn machen, was er will. So macht es Gott der Herr auch mit den Menschen. Er lockt und mahnt und warnt lange Zeit durch die Stimme seines Geistes, vor allem im Gewissen. Will aber alles nicht fruchten, so läßt er zuletzt den Menschen gehen wohin er will, nämlich in sein Verderben und giebt ihn dahin in die Sünde und ihre Folgen. Immer weniger hält der Herr zurück, immer schwächer und leiser redet er durch die Stimme des Gewissens in unserem Innern, wenn wir der Sünde dienen wollen, bis er uns zuletzt ganz in sie dahingiebt. Vielleicht hast du eine Zeit gehabt, da hat

der Herr gar laut und vernehmlich in deinem Innern gewarnt vor irgend welcher Sünde. Du konntest die Sünde nicht thun ohne der allergrößten Unruhe und Vorwürfe deines Gewissens gewiß zu sein. Hast du auf diese innere Stimme gehört, so daß sein Locken, Mahnen, Rufen, Warnen sich nun in dir regt, wenn auch nur der leiseste Gedanke an diese Sünde sich deiner bemächtigen will? Dann wohl dir! Oder ist die Stimme deines Gewissens bei dieser oder jener Sünde verstummt und eingeschlafen? Hast du's mit deinem Gewissen gemacht wie jener Mann, von dem wir bei der Betrachtung Kains gehört, daß er seinen Hund, der ihn nicht schlafen ließ, totgeschossen statt der Diebe? Dann bist du in der allergrößten Gefahr Verlust zu leiden, nicht wie jener Mann an irdischem Hab und Gut, aber an deinem ewigen Heil. Wehe, wenn die Stimme des Gewissens verstummt, wenn der Herr dich zuletzt laufen läßt. Hüte dich vor dem heiligen Gehenlassen Gottes. Halt dein Gewissen hoch und rein. Wer sein Gewissen mordet, begeht damit einen Selbstmord! Und noch in anderer Weise zeigt sich das heilige Gehenlassen Gottes; dann nämlich läßt er uns gehen, wenn nicht nur das Gewissen verstummt, sondern auch wenn er nicht mehr durch Führungen des Lebens zu uns redet. Darum, macht dir der Herr über kurz oder lang oder vielleicht jetzt eben einen Strich durch deine Wünsche, führt dich andere Wege als du gehen möchtest, dann murre nicht, frage nicht: „Warum so, Herr, warum nicht anders?" Nein, danke ihm auf den Knieen, daß er dich noch nicht *gehen läßt*, sondern daß *er* dich noch *führt*. Redet aber der Herr noch zu dir durch allerlei widrige Führungen in deinem Leben, durch allerlei Kreuz und Trübsal, das er dir auferlegt, dann frage dich: „*Was* will er damit sagen, vor welchem Weg will er mich warnen und zurückhalten, welches Opfer verlangt er von mir?" O folge ihm, laß dich von

ihm zurückhalten auf dem Weg des Verderbens, ehe er auch dich gehen läßt.

Wir müßten nun als dritten Zug auf dem Bild der Sünde, wie es uns in der Gestalt des verlorenen Sohnes entgegentritt, seinen falschen Freiheitstrieb schildern. Um ganz frei und unabhängig zu sein, zieht er ja fort vom Vaterhaus. Ihn treibt's dahin, wo kein Mensch ihn kennt und ihm in den Weg tritt, und er nichts mehr nach dem Vater zu fragen hat. Doch, wir haben von falscher und wahrer Freiheit schon früher geredet, als wir das Bild der Jünglinge zu Babel betrachteten und wollen darum hier nicht noch einmal darauf zu reden kommen.

Wir wenden uns darum gleich der Betrachtung eines neuen Zuges auf unserem Bilde zu, es ist die Genußsucht des verlorenen Sohnes. Viel lesen wir nicht davon, aber das wenige genügt: „Daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen." Wie der leichtsinnige Jüngling gelebt, wie er sein großes Vermögen durchgebracht, vertrunken, verspielt, an liederliche Menschen vergeudet, um in ihrer Gesellschaft Genuß zu finden, das wollen wir nicht näher ausmalen. Eins ist sicher, er hat seine Genußsucht schwer genug bezahlen müssen. Und doch ist die Welt durch seinen Schaden nicht klug geworden. Genußsucht in etwas feinerer oder gröberer Gestalt zieht sich durch die Reihen der Menschen, wie sie von Haus aus sind, wie ein roter Faden hindurch. Es giebt ein bekanntes Gedicht von Rückert, in welchem er schildert, wie ein Mann im Syrerland, ein Kamelführer, von seinem wild gewordenen Tier verfolgt, in einen Brunnen flüchtet. Er hält sich im Sprung an einem Brombeerstrauch, der inwendig an der Brunnenmauer angewachsen ist, denn unten im Brunnen sieht er zu seinem Entsetzen einen wütenden Drachen mit aufgesperrtem Rachen. Wenn nur der Brombeerstrauch ihn hält! Indes, o wehe! Er gewahrt, wie an den Wurzeln

des Strauches zwei Mäuse nagen und fühlt wie der Strauch immer loser und loser wird. Aber der Mann scheint von erstaunlich leichtfertiger Genußsucht zu sein. Als er sieht, daß auf dem Brombeerstrauch Beeren gewachsen sind, greift er mit der einen Hand lüstern zu. Er denkt nicht mehr an die entsetzliche Gefahr, in der er schwebt und läßt sich eine Beere nach der andern schmecken. Nun, der ebenso leichtsinnige wie genußsüchtige Mann ist nur ein getreues Bild des Menschen, wie er im großen und ganzen auch heute noch von Haus aus ist. Nicht nur von zwei Seiten, sondern von allen von Todesgefahr bedroht, richtet der Mensch sein Sinnen und Trachten doch immer und immer wieder auf Genießen und Wiedergenießen. Zumal auch die Jugend scheint oft nichts Höheres und Besseres zu kennen als Genuß, welcher Art er auch immer sei. Die Jugend hat ja in der Regel auch ihre ganz besondere Ansicht über das, was ihr als Genuß erscheint. Nicht selten sind's verbotene Früchte, die ihr am süßesten scheinen, zuerst vielleicht die verbotene Cigarre, dann der Wirtshaustisch, dann dies, dann jenes. Nun, daß das alles, alles Genießen dich nicht glücklich machen kann, daß du dennoch keinen Frieden, keine wahre Zufriedenheit findest, wenn du auch mit vollen Zügen aus den Bechern der schäumenden Weltlust schlürfen könntest, das haben wir eben noch gesehen. Darum übe dich lieber auch im Entsagen und Entbehren und mach's nur ja nicht wie jener Mann im Syrerland oder der verlorene Sohn, damit du nicht auch, wie er, an deiner Seele Schaden nehmest. Oft genug ist's ja nicht die Seele allein, sondern auch der Leib, der unter der übermäßigen Genußsucht zu Grunde gerichtet wird. „Seid nüchtern," nicht umsonst mahnt uns dazu die Schrift so oft und so nachdrücklich.

Seine heillose Genußsucht hat für den verlorenen Sohn die allertraurigsten Folgen; seine Kleidung ist zerlumpt, sein

ganzes Wesen trägt den Stempel der Sünde, der Verkommenheit; Hunger und Verzweiflung steht auf seinem Gesicht geschrieben. Wir sahen ja schon früher, das ist das Wesen der Sünde, sie betrügt den Menschen, sie verspricht Genuß und gewährt nur Enttäuschung. So wie mit jenem Kelch, den die Kunst des Heiden schuf, so ist's mit der Sünde. Nachdem der Heide das Modell einer Schlange gebildet hatte, brachte er es im Boden des Kelches an. Gerollt zum Sprung, ein paar feurige Augen im Kopf und den giftigen Zahn im offenen Munde, lag es unter dem perlenden Wein. Keine Ahnung hatte der, der den goldenen Kelch zu den Lippen führte, was derselbe enthielt, bis er den labenden Trank geschlürft hatte. Dann schnellte plötzlich der schreckliche Kopf empor und blitzte vor seinen Augen. — „So, wenn des Lebens Kelch beinahe geleert und der Sünde letzte Freude behaglich eingeschlürft ist und die gezwungenen Lippen die bittern Hefen leeren müssen, wird sich plötzlich der bleiche Schrecken der Reue, des Todes und des Gerichts vor der verzweifelnden Seele erheben."

„Ach ich Elender," rief jener König Lysimachus, der dem Getan sein ganzes Königreich angeboten, wenn er ihm seinen schrecklichen Durst löschen würde, „ich Elender," rief er, nachdem er seinen Durst gestillt, „der ich um eines so kurzen Genusses willen, ein so großes Königreich verloren habe!" O, wie möchte man's in die weiten Jünglingskreise hineinrufen: „Verlieret ihr doch euer Königreich, verlieret doch eure himmlische Krone nicht!"

Es war das Bild der Sünde, das uns bisher in dem Bild des verlorenen Sohnes entgegentrat. Wie aber jedes Bild Schatten und Licht zeigt, so auch das des verlorenen Sohnes. Neben dem Schatten der Sünde sehen wir um so heller das Licht der Gnade. Die Sünde des verlorenen Sohnes bildet nur den dunkeln Hintergrund, auf welchem

sich Gottes Sünder rettende Gnade um so herrlicher und schöner abhebt. Die große Not, in welche wir den Jüngling hineingeraten sehen, ist die Folge seiner Sünde, aber durch Gottes Gnade wird ihm diese Not zum Segen. „Da," nachdem er durch seine Sünde in die äußerste Not geraten, „da schlug er in sich" oder wie's nach dem Grundtext richtiger heißt, „da kam er zu sich selbst." Vorher ist er nie zu sich selbst gekommen. Aus einem Rausch hat er sich in den andern, aus einem Freudentaumel in den andern gestürzt. Stille Stunden, um über sich nachzudenken hat er sich nie genommen, er ist davor geflohen. Mit sich selbst allein ist er vielleicht seit Jahren nicht gewesen, denn solange es ihm gut ging hat er „Freunde" gehabt, viel Freunde. Aber nun, da er in so großer Not ist, haben sie ihn alle allein gelassen. Und diese Zeit, da er allein mit sich selbst ist, diese Zeit der stillen Sammlung, wird der Anfang und Anlaß seiner Selbstbesinnung. Diese Einkehr wird der Anlaß und Anfang seiner Umkehr und seligen Heimkehr. Solche Zeiten der Selbstbesinnung muß jeder einmal bei sich erleben. Bist du denn schon zu dir selbst gekommen? Hast du dich schon gefragt: „Wer bin ich eigentlich? Wozu bin ich denn da? Wo komme ich her, wo will ich hin, welches ist das Ziel, dem ich entgegeneile? Ich muß einmal sterben, und was wird's dann mit mir?" Hast du dich schon so gefragt und bist du schon zu dir selbst gekommen? Oder träumst du dahin von einem Tag zum andern, um einst zu erwachen, wenn es zur Selbstbesinnung und Umkehr zu spät ist? Das Leben verstreicht so laut und lärmend, da hat jeder nicht nur einmal im Leben in besonderer Weise, sondern täglich stille Stunden nötig, wo er nach Arbeiten und Geschäften, nach all dem Rennen und Laufen und Jagen und Treiben und Genießen zu sich selbst kommt, sich selbst das ewige Woher? und Wohin? vorlegt, sich selbst unter-

sucht und dann immer wieder Vergebung sucht, hinwegräumt, was sich trennend zwischen ihn und seinen Gott gestellt hat. Weil sich die Menschen so oft diese Stille zu innerer Sammlung und Selbstbesinnung nicht nehmen wollen, darum muß sie ihnen Gott oft geben, darum muß er sie, wie den verlorenen Sohn ins stille Trübsalskämmerlein hineinführen, muß so einen rastlosen und ruhelosen Menschen aufs stille Krankenlager legen, muß ihn an den stillen Sarg eines seiner Lieben führen, damit er einmal nach langer Zeit zur Selbstbesinnung komme. Besser, mein lieber Freund, du wartest nicht darauf. Nimm dir doch lieber täglich, etwa morgens und abends eine solch stille halbe oder Viertelstunde. Fang dein Tagwerk nicht an und lege dein Haupt nicht zur Ruhe ehe du gebetet. Nimm dir die Zeit zu Gott zu reden und warte still auf Antwort von ihm, indem du Einkehr in deinem Innern, in deinem Thun und Lassen, Reden und Denken hältst. Gott wird dir gewiß vieles zeigen und sagen, und wenn du darauf achtest, wird dir solche Selbstbesinnung wahrlich nicht minder zum Segen werden wie dem verlorenen Sohn. Hat dich Gottes Gnade erst zu dir selbst gebracht, daß du dich täglich gefragt: „Wozu bin ich denn eigentlich in der Welt, wo komm' ich her, wo will ich hin?" dann führt sie dich auch weiter wie den verlorenen Sohn zum Heimweh nach des Vaters Haus.

„Da kam er zu sich selbst," lesen wir von ihm und sprach: „Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger." Der unglückliche Jüngling denkt nun endlich in seiner Not zurück, das Bild vom Vaterhaus wird in seinem Innern wach. Wie hat er es einst im Vaterhaus so gut gehabt. Ach, könnte er doch noch einmal im Vaterhaus weilen! Ein edles Heimweh zieht in sein Herz hinein.

Weißt du, mein Freund, von solchem Heimweh? Weißt

du, daß deine wahre Heimat droben ist? Kannst du mit dem Dichter sprechen: „Die Heimat der Seele ist droben im Licht?" Oder fühlst du dich nur hier auf Erden zu Haus, kennst keine höhere und bessere Heimat als die Welt und die Dinge dieser Welt? Wehe! Noch ein paar Tage, und deine Heimat zerfällt in Staub, und dann —? Ja, was dann, wenn du nicht dem Heimweh nach einer höheren und besseren Heimat gefolgt bist, wenn du keine höhere und bessere Heimat gesucht und gefunden — was dann? Du hast vielleicht schon die Geschichte von Friedrich Wilhelm IV. als Schulinspektor gehört. Er liebte es in die Schule zu gehen und selbst ein wenig zu examinieren. So soll er's auch einst in einer Dorfschule auf der Insel Rügen gemacht haben. Er prüfte die Kinder in der Naturgeschichte, zeigte einen Stein und rief: „In welches Reich gehört das hier?" Die Kinder antworteten: „Ins Mineralreich." „Und der Vogel der dort fliegt?" „Ins Tierreich." „Aber diese Rose?" „Ins Pflanzenreich," war wiederum die richtige Antwort. „Nun, Kinder, in welches Reich gehöre ich denn?" fragte der König nun, indem er die Hand auf die Brust legte. Der Lehrer hatte den Kindern vermutlich die Weisheit, daß der Mensch ins Tierreich gehört, noch nicht beigebracht. So war denn allgemeines Schweigen die Antwort auf die Frage des Königs, bis endlich ein kleines Mädchen sich meldete: „Ich weiß es." „Nun, in welches Reich gehöre ich denn," wiederholte der König seine Frage, und die Antwort des wackern Mägdleins lautete: „Du gehörst ins Himmelreich." Der König aber herzte und küßte das Mägdlein vor Freude über die edle, liebliche Antwort. Nun, mein lieber Freund, auch du gehörst ins Himmelreich, vergiß das nicht! Dort ist deine Heimat. Auch du trägst ein Heimweh nach dem himmlischen Vaterhaus, nach dem Vaterherzen deines Gottes bewußt oder unbewußt im tiefsten Herzen.

„Wenn du abends noch im Wald bist, oder vom Feld heimgehst, oder auf der Bank vor dem Hause sitzest, und es läutet von weither die Betglocke: wie kommt es dich manchmal an? Ist es dir nicht, als singe die Glocke ein Klagelied über die Erde hin und zum Himmel hinauf? Und wie am Herbstabend vom Weiher oder von den Wiesen ein leichter Nebelflor sich erhebt, so erhebt sich aus der Tiefe der Seele ein stilles Leid und eine eigene Wehmut; und es kommt ihr wie ein Heimweh nach einem unbekannten Land, nach einem verlorenen Paradies, nach einer nie erlebten Jugendzeit; und die Seele möchte mit der Glocke klagen und vertönen in eine ferne Unendlichkeit. Ja es kommt zuweilen jeder Menschenseele, welche vor dem Geräusch und Geglitzer der Welt nicht alle Besinnung verloren hat, ein seltsames Trauern und Leidtragen. Es ist ihr, als hätte sie etwas unendlich Liebes verloren und weiß nicht recht was, als wäre sie von hohem edlem Geblüt gewesen und sei nun vertrieben in Verbannung und auf die staubige Erde. Und es muß dies nicht von Lebensüberdruß und Verwelktheit kommen, denn während der Greis gierig an's Erdenleben sich anklammert, so erwacht dieses Heimweh am meisten im Jüngling und in der Jungfrau und in kraftvollen Geistern, und es wäre ihnen gar nicht leid, wenn sie sterben müßten." (Stolz, Vaterunser I. 44.)

Sieh, das ist ein Zug der Gnade deines Gottes, der, wie alles Gute, so auch dies himmlische Heimweh in dich hineingepflanzt. O folge diesem Zug der Gnade! Sie wird dich dann auch weiter führen, Schritt für Schritt, wie den verlorenen Sohn, zunächst zu demütiger Buße.

„Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: „Vater ich habe gesündigt." Das ist die Folge seines Heimwehs bei dem verlorenen Sohn. Ist es auch bei dir schon zu solcher Buße gekommen? Nur

dann, wenn auch du schon demütig und zerknirscht zu deinem Herrn gekommen, wie der verlorene Sohn zu seinem Vater, und die Worte ausgesprochen: „Ich habe gesündigt, o Herr erbarme dich meiner und vergieb mir," nur dann kannst du Heil und Frieden in Jesu Wunden finden. Ist das Bekenntnis auch schon über deine Lippen gekommen? Weißt du von solch demütiger Buße zu sagen? Nur dem Demütigen und Bußfertigen giebt Gott Gnade, das zeigt im Gegensatz gegen den älteren Bruder das Bild des verlorenen Sohnes. Den Bußfertigen aber giebt der Herr auch seine ganze, volle Gnade, den Ring an den Finger, die Schuhe an die Füße, ein neues Kleid statt des alten. „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid." Wer dieses Kleid nicht hat, wird einst das schreckliche Wort vernehmen müssen: „Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitliches Kleid an? Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, da wird sein Heulen und Zähnklappen." Dies Kleid aber wird nur dem Bußfertigen dargereicht nach demütiger Einkehr, Umkehr, Heimkehr. Darum, wer du auch seist und wie alt oder jung du auch bist:

Kehre wieder, kehre wieder,
Der du dich verloren hast.
Sinke reuig bittend nieder
Vor dem Herrn mit deiner Last.
Wie du bist, so darfst du kommen
Und wirst wieder angenommen.
Sieh, der Herr kommt dir entgegen
Und sein heilig Wort verspricht
Dir Vergebung, Heil und Segen,
Kehre wieder, zaudre nicht!

21. Paulus.

Wir hätten wohl eigentlich statt Paulus Saulus als Überschrift über das Jünglingsbild, dem wir uns jetzt zuwenden, setzen müssen, denn wir haben es ja nicht zunächst mit dem christlichen Manne Paulus, sondern mit dem israelitischen Jüngling Saulus zu thun. Da wir indes das Jünglingsbild des Saulus nicht gut betrachten können, ohne es wenigstens in etwa zum Bild des Mannes Paulus zu vervollständigen, wollen wir's machen, wie weiland Pilatus, der den Hohenpriestern, als sie eine andere Überschrift über das Kreuz des Heilandes forderten, bekanntlich die Antwort gab: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben," wir wollen also den Namen Paulus ruhig stehen lassen, zumal er einen so guten Klang hat und den Mann bezeichnet, der unter allen Aposteln durch seine ganze Persönlichkeit die großartigste und imposanteste, durch sein Wirken im Dienst des Evangeliums die bedeutsamste Erscheinung geworden und geblieben ist.

Zunächst aber wenden wir uns dem Jüngling Saulus zu. Sein Name „Saul" heißt: „der Erbetene", vielleicht, weil er ein spätgeborner oder auch der einzige Sohn des Hauses war. Es wird wenigstens nur noch eine Schwester von ihm, deren Sohn ihm später das Leben gerettet, in der Bibel erwähnt Apg. 23, 16.

Dürfen wir aus seinem späteren Leben auf seine Jugend zurückschließen, so liegt die Annahme nahe, daß er körperlich

nicht besonders kräftig war. Wenigstens später war er von einem schweren Leiden heimgesucht, das ihm viel zu schaffen machte und ihn schwer betrübte. So schreibt er 2 Kor. 12, daß er „dreimal" den Herrn gebeten habe, ihn von diesem Leiden zu befreien. Daß den Paulus bezw. Saulus sein Leiden so tief bekümmerte, wundert uns nicht. Das Kranksein ist, zumal für einen jungen Menschen, gewiß nicht leicht. Nichts läßt es uns so tief spüren, daß es nicht bei uns ist, wie es sein sollte, daß unsere Natur zerrüttet ist, daß wir schwache, ohnmächtige Menschen sind, die unaufhaltsam dem Tod entgegengehen, als die Krankheit. Und doch wissen wir, daß Paulus sich in sein Leiden willig ergeben hat, nachdem der Herr für gut befunden, seine Bitte um Wegnahme jenes „Pfahles im Fleisch", wie Paulus sein Leiden nennt, nicht zu erfüllen. Es ist ja recht betrübend, zumal für eine jugendliche Persönlichkeit, in ihrem Ringen und Streben und ihrer Wirksamkeit sich durch Leiden und Schwachheit gehindert zu sehen. Das machte ja auch dem Paulus sein Leiden so schwer, und doch zeigt uns gerade das Beispiel des Paulus, daß der Herr sich nicht bloß zu dem Wirken solcher Menschen bekennt, die mit besonderer körperlicher Kraft und Gesundheit ausgerüstet wurden, sondern daß seine Kraft im Schwachen mächtig ist. Oder wo wäre ein Mensch, der so viel wirken durfte, als eben jener Paulus, der über den Pfahl im Fleisch klagen muß? Und selbst wenn du jetzt oder über kurz oder lang in deinem Wirken durch Krankheit und Schwachheit gehindert werden solltest, nun, so weiß der Herr sicherlich, warum er dich so matt gesetzt und deine Thätigkeit lahm gelegt. Ihm halte stille, wie jenes alte Mütterlein. Einer Biene gleich war sie emsig und thätig gewesen all ihr Leben lang, da wurde sie krank. Als sie schon lange an der Schwindsucht auf dem Lager hatte liegen müssen, und ihr Seelsorger sie eines Tages

fragte, ob es ihr nicht schwer werde, nicht mehr arbeiten zu dürfen, gab sie zur Antwort: „Ich muß jetzt husten, das ist jetzt meine Arbeit.“ Führt also auch dich etwa der Herr in Kranksein und allerlei körperliche Schwachheit hinein, nun, so halte nur stille. Auch Krankheits- und Schwachheitszeiten sollen und können gesegnete Zeiten werden, wenn sie uns zu dem hinführen, der im Schwachen mächtig sein will. Dagegen nützt körperliche Gesundheit dem nicht, dessen Seele noch nicht genesen ist in der Pflege des, der gesagt: „Ich bin der Herr, dein Arzt!“ In Marienbad hatte einst ein Herr durch Benutzung der dortigen Bäder seine Gesundheit wieder erlangt. Er schrieb darauf in ein aufliegendes Album: „Vergnügt kehrt' ich von Marienbad zurück, ich fand Gesundheit hier, des Lebens höchstes Glück!“ Johannes Goßner, welcher später dahin kam und dies las, schrieb darunter: „Das ist nicht des Lebens höchstes Glück, das ist nur halb, glückselig wäre sonst auch ein gesundes Kalb.“ — Aber wenn auch nicht das höchste, so ist's doch immer ein hohes Glück, körperlich recht gesund sein zu dürfen. „Nichts geht über die Gesundheit,“ dies Wort zieht sich in allerlei Variationen als Sprichwort durch alle Nationen hindurch, und man braucht nur im ersten besten Bad sich umzusehen, um beobachten zu können, was alles die Menschen thun, welch große Opfer sie bringen, um vielleicht für einige Zeit wieder etwas gesunder zu werden als vorher. Freilich der Mensch ist so eine undankbare Kreatur, daß er in der Regel das hohe Gut der Gesundheit nicht dankbar genug zu schätzen weiß, bis es ihm genommen wird. Hat dir der Herr einen gesunden Leib und körperliche Kraft gegeben, so danke ihm von Herzen dafür und bezeuge solchen Dank auch damit, daß du mit deiner Gesundheit und Kraft haushälterisch umgehst. Vergeude sie nicht, wie's leider so vielfach in der Jugend geschieht, durch allerlei Jugendsünden, etwa die

Sünde der Unkeuschheit oder der Unmäßigkeit, sondern mach's wie jener Held in der persischen Sage: Rustem war sein Name. Er war ein gewaltiger Kriegsmann, so stark, daß ihm seine eigene Kraft zur Last ward. Wenn er mit Beute beladen daherschritt, drückte er seine Füße nicht allein in Sand und Land, sondern selbst in die Felsen ein. Da machte er sich eines Tages auf in ein wildes Felsthal zu einem alten Berggeist und bat ihn, er möchte ihm einen Teil seiner Kraft aufheben, bis er sie später brauchte. Der Geist ging auf die Bitte ein, nahm die Kraft an und verschloß sie in einer Felsspalte. Als Rustem alt und grau geworden, und seine Kraft zur Neige gegangen war, mußte er noch einmal zum Kampf mit einem mächtigen jungen Gegner ausziehen. Da ging er zuvor in jenes Felsenthal und erbat sich vom Geist die bei ihm niedergelegte Kraft wieder. Der Geist gab sie ihm, und, mit ihr angethan, focht er sieghaft seinen Streit aus. Wenn's doch alle Jünglinge mit ihrer Jugendkraft und Gesundheit so machten, sie aufhöben, statt sie in Jugendlüsten zu vergeuden und zu verschleudern. Wir haben ja einen Felsen, der unsere Jugendkraft wohl verwahrt, den Fels, aus dem Israel trank in der Wüste, der Fels heißt Jesus Christus. Wer zu ihm hinnaht und sich von ihm mäßig, nüchtern, keusch, arbeitsam machen läßt, des Alter wird sein wie seine Jugend.

Vor allem aber, ob du gesund oder krank bist, trachte danach, an deiner Seele zu genesen und da die Heilung dessen zu erfahren, der da sagt: „Ich bin der Herr dein Arzt.“ E. Frommel erzählt in seinem „Beim Ampelschein“ folgendes: „Daß man sich in Karlsbad aller Aufregung entschlagen muß, ist männiglich bekannt, und es laufen allerhand grausige Geschichten die alte und die neue Wiese herab über die nachteiligen Folgen derselben. Und doch habe ich es fertig gebracht, einen sprudeltrinkenden Herrn

ohne all mein Wissen und Wollen in gewaltigen Harnisch zu jagen. Ich hatte mir eben meinen wohlduftenden Kaffee durch zweistündiges Herumtrampeln in der Morgenfrische verdient und wollte just mein Pfeiflein Türkischen rauchen, als ein Herr sich näher an meinen Tisch her machte. „Um Vergebung, Sie sin wohl e Herr Prediger?" sagte der ziemlich wohlbeleibte Herr. Trotz meines grauen Rockes verleugnete ich nicht und fragte, was der Herr von mir wolle. „Nu, ein Gespräch anfangen," sagte er. „Bitte, fangen Sie nur an!" antwortete ich. Ich dachte, er würde nun vom Sprudel und Mühlbrunnen, von den verschiedenen „Gewässern" reden oder vom schlechten Essen da und dort, er aber griff gleich tiefer. „Nu, sehen Sie," sagte er, „ich halte wenig von der Religion, Gott Vater laß ich mir noch gefallen, denn er is zu notwendig; aber Gott Sohn, da weiß ich mir gar nichts anzufangen dermit. Das brauch ich alles nit!" So war ich plötzlich angefallen, und wußte nicht, wie mir geschah. Ich dachte, du willst dem Thoren nach seiner Thorheit antworten. „So," sagte ich, „da wird sich ja Gott freuen, daß Sie ihn noch leben lassen. Aber sagen Sie einmal: Was sind Sie denn in der Welt?" „E Pelshändler," sagte er. „So, und Sie sind wohl reich und gesund?" „Reich bin ich nicht, aber recht wohlhabend, aber leider nicht gesund, sonst wäre ich nicht in dem schönen Karlsbad." „So, wie oft sind Sie denn schon in Karlsbad gewesen?" — „Zum erstenmal." „So, und wie alt sind Sie?" „Nu, vierundsechzig Jahre." „Ja, warum sind Sie denn nicht früher nach dem schönen Karlsbad gekommen?" „Ja, sehen Sie, ich war gesund wie'n Fisch im Wasser, da krieg ich im Winter Schmerzen in der Leber. Sind Gallensteine, sagte der Geheime Medizinalrat, der zugleich Professor und mein Hausarzt ist. Das waren Schmerzen! Nach Karlsbad, sagte er, nix als nach Karlsbad, das hilft."

„So," sagte ich, „also vierundsechzig Jahre nicht nach Karlsbad, da konnten Sie nichts mit ihm anfangen, und jetzt, da Sie Gallensteine haben, da kommen Sie her? Ich will Ihnen was sagen: Sehen Sie, nicht weit von der Leber da ist noch so ein fatales lebendiges Ding, das nennt man Herz. Wenn's einmal da drin anfängt zu drücken — und das sind die Sündensteine — da werden Sie auch nach einem Heiland, nach Gottes Sohn gehen, der Ihnen vierundsechzig Jahre lang links am Wege gelegen, und werden froh sein, wenn man Ihnen da sagt: Nix als nach einem Heiland, das hilft!" Da stand der Mann auf und sagte: „Nu, hören se, ich hab geglaubt, Sie sind ein Prediger der Liebe und nu verderben Sie mir die ganze Kur!" Und sagte dann zu einem Freunde: „Ne, höre se, Ihr Freind, der is nich scheene. Ich wollt' nur so'n Diskurs mache in Religionssache, und da faßt er mir sogleich an der Brust und sagt, ich hätt' Stein im Herzen. Das is nich scheen und tolerant."

Aber ob „scheen und tolerant" oder nicht, Frommel hat recht: Wenn einmal die Sündensteine anfangen zu drücken, dann fühlt man, daß man den Seelenarzt nötig hat. Wohl dem, der das fühlt und sich in seine Kur begiebt, der wird, durch seinen Friedensbalsam erquickt, fröhlich wie Paulus seine Straße ziehen, ob er auch Krankheit und Schmerzen, Trübsal und Verfolgung tragen müßte bis an den Tod.

Geboren ist Saulus zu Tarsus in Cilicien, einer alten Hochburg des Heidentums. Heidnischer Luxus und heidnische Laster, aber auch Handel und Wissenschaft, Kunst und Bildung waren zu Tarsus herrlich emporgeblüht, seit Antonius die Stadt zu einer „freien" erhoben hatte, die sich selbst verwalten durfte und nun herrlich entfalten konnte. Inmitten des Heidentums ist Saulus herangewachsen, aber als Sohn

echt israelitischer Eltern, die vermutlich ihrer Handelsbeziehungen wegen in die Handelsstadt Tarsus übergesiedelt waren. Ausdrücklich bezeugt Paulus später, daß er nicht nur nach seiner Religion ein Israeliter, sondern, daß er auch seiner Nation nach ein Ebräer war, nach dem Fleisch zu dem Samen Abrahams gehörig und stammend aus dem Geschlecht Benjamin, 2 Kor. 11, 22; Phil. 3, 5. Seine Eltern hatten das römische Bürgerrecht, auf welches sich später Paulus einmal berief, Apg. 22, 28, sie scheinen also angesehene Leute gewesen zu sein, die sich nach echt israelitischer Art leicht in ihre Umgebung eingelebt und sich ihr anbequemt hatten, aber nur äußerlich. Innerlich hielten sie inmitten der andersgläubigen Umgebung nur um so strenger und schroffer an der väterlichen Religion fest. Wie die Eltern, so der Sohn.

Seine erste Erziehung erhielt er in Tarsus, wo er sich auch eine gründliche klassische Bildung angeeignet. „Alles ist euer", nach diesem später 1 Kor. 3, 22 von ihm ausgesprochenen Grundsatz eignete er sich die klassische Bildung seiner Umgebung an, und diese klassische Bildung als Frucht seiner jugendlichen Lernbegier ist ihm später trefflich zu statten gekommen, indem sie ihn befähigte, das Heidentum mit seinen eigenen Waffen schlagen zu können. Wir hören später, wie er sich auf „etliche Poeten" der Griechen beruft. In Athen citiert er das Wort seines cilicischen Landsmannes, des Dichters Aratus: „Wir sind seines Geschlechts", die Korinther erinnert er an den zum Sprichwort gewordenen Ausspruch des atheniischen Lustspieldichters Menander: „Böse Geschwätze verderben gute Sitten," 1 Kor. 15, 33, dem Titus schreibt er nach Kreta das Urteil, das der von dort stammende Dichter Epimenides über seine Landsleute fällt: „Die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche" Tit. 1, 12.

Paulus ist so in seiner Jugend ein rechtes Vorbild jugendlichen Bildungstriebes und jugendlicher Lernbegier geworden. Er ruft der Jünglingswelt auch in dieser Beziehung das beherzigenswerte Wort zu: „Seid nicht träge, was ihr thun sollt."

Trotzdem er aber die Bildung des Heidentums keineswegs verschmähte, hat er sich doch inmitten der heidnischen Umgebung und trotz der täglichen Berührung mit dem heidnischen Unglauben und Aberglauben nicht verleiten lassen, den alten väterlichen Glauben preiszugeben, so daß er später selbst von sich schreiben konnte Gal. 1, daß er zugenommen habe im Judentum über viele seinesgleichen in seinem Geschlecht, und, daß er nach der Gerechtigkeit im Gesetz gewesen sei unsträflich. Wie beschämend ist dieses Beispiel des Paulus für so manche Jünglinge in unseren Tagen. Sobald sie mit dem Heidentum des Unglaubens oder des modernen Glaubens näher bekannt werden und damit in Berührung kommen, schämen sie sich ihres kindlichen Glaubens, den sie aus dem Elternhaus mitgebracht haben, werfen entweder allen Glauben über Bord und sitzen, da die Spötter sitzen, oder aber sie passen ihren Glauben dem modernen Geschmack, dem Glauben, wie er in den sog. maßgebenden, aufgeklärten, gebildeten Kreisen herrscht, an, sie vertauschen den alten Glauben mit dem neuen. Nicht so, mein lieber Freund! Pastor Funcke erzählt einmal die folgende ergreifende und lehrreiche Geschichte:

Ein Elternpaar steht an dem Siech- und Sterbebett einer erwachsenen Tochter. Schon lange hat das Mädchen seine schönen Augen, die einst der Eltern Sonne und Wonne waren, nicht mehr aufgeschlagen, schon lange hat es den süßen Ton seiner Stimme nicht mehr vernehmen lassen. So sind denn auch die schwergeprüften Eltern, wie es sich im Sterbezimmer geziemt, ganz still. Aber die Mutter ist

nur äußerlich still, in ihrem Herzen schreit sie zu ihrem Heiland, daß er sich jetzt mit all seinem Erbarmen der Seele ihres Kindes offenbaren wolle. Der Vater möchte auch beten, aber er kann nicht. Er ist ein berühmter Professor, d. h. berühmt vor den Menschen. Mit seinem Gott ist er längst auseinander gekommen. Den Heilandsglauben seiner Kindheit hat er längst über Bord geworfen, die Ewigkeit und die „lebendige Hoffnung" ist ihm nur ein Fragezeichen. So hat er denn auch in das Herz seiner geistvollen und empfänglichen Tochter den Zweifel gepflanzt, ach, mit nur zu viel Erfolg. Aber, was ist das? Die Jungfrau schlägt die Augen weit auf. Sie winkt den Vater herbei und fragt ihn dann mit ersterbender Stimme: „Vater, in welchem Glauben soll ich sterben? in Deinem? oder im Glauben der Mutter?" Da erbebt der starke Mann in seinem Herzen, aber er besinnt sich nicht lange, sondern spricht mit zitternder Stimme: „Im Glauben der Mutter." Ein holdes, wonniges Lächeln fliegt über das Angesicht der Jungfrau, und es haftet noch darauf, als ihr Geist entflohen ist.

In welchem Glauben möchtest du sterben, mein lieber Freund? Gewiß, du möchtest auch im alten Glauben an deinen Heiland und Versöhner dem Tod in's Auge schauen. Willst du aber in diesem alten Glauben sterben, so mußt du auch darin leben trotz alles Heidentums modernen Glaubens oder Unglaubens. Halt' also wie Paulus das Panier deines Glaubens hoch, ob du auch noch so allein damit stündest.

Hinreichend bekannt ist, eine wie feindselige Stellung Saulus bis zu seiner Bekehrung zum Christentum eingenommen. Bei der Steinigung des ersten christlichen Märtyrers, des Stephanus, finden wir den Jüngling Saulus als Zuschauer daneben stehen, Apg. 7 u. 22. Zu seinen Füßen legten die Zeugen, welche nach dem mosaischen Gesetz auf

den Verurteilten den ersten Stein zu werfen hatten, ihre Kleider ab. Mit Wohlgefallen weidet sich Saulus am Tod dieses Jüngers Jesu. Nicht lange dauert's, da finden wir Saulus als unerbittlich grausamen Verfolger der ersten Christengemeinde. Er durchsucht ganz Jerusalem nach Jüngern Jesu, und wenn er welche findet, läßt er sie binden und in's Gefängnis werfen. Ja auch auf die fremden Städte dehnt er seine blutgierige Verfolgung aus. Er läßt sich vom hohen Rat den Auftrag geben, die aus Jerusalem nach Damaskus entflohenen Christen aufzuheben.

Die Erklärung dieser grimmigen Feindschaft des Saulus gegen das Christentum haben wir vor allem in der Thatsache zu suchen, daß sich Saulus, als er heranwuchs, den Pharisäern anschloß, von welchen er selbst sagt, daß sie die „strengste Sekte" innerhalb Israels waren. Vermutlich mit dem gesetzespflichtigen Alter von zwölf Jahren wurde er von den Eltern nach Jerusalem gebracht, um in der Schule des Pharisäers Gamaliel erzogen zu werden. Der Name „Pharisäer" bedeutet so viel als Abgesonderte, wahrscheinlich mit Bezug auf ihre Absonderung und Zurückgezogenheit von allem Verkehr mit levitisch Unreinen oder minder Strengen. Ihr Kerngedanke war ursprünglich der ernstliche Entschluß, wirklich das auserwählte heilige Gottesvolk zu sein; aber pharisäische Eigengerechtigkeit, willkürliche Schriftauslegung und peinliche Buchstabenklauberei machten den Pharisäismus immer einseitiger, immer unzugänglicher für das Heil aus Gnaden und nicht aus des Gesetzes Werk, vor allem auch immer strenger, liebloser und richterischer den Nichtpharisäern, insbesondere den Nichtjuden gegenüber.

Gab's damals eine Sekte strenger Absonderung und Zurückgezogenheit von ihrem Volk mit jenen oben genannten Eigenheiten, so giebt's heute fast zahllose größere oder kleinere Kreise, die sich auch von unserer lieben Volks- und Landes-

Kirche zurückgezogen und abgesondert haben. Wir wollen sie gewiß nicht lieblos richten, wollen sie nicht Pharisäer, nicht einmal samt und sonders Sektierer in liebloſem Sinn nennen, sonst machen wir selbst uns dieses Namens schuldig. Es ist keine Frage: Es giebt viele liebe Gotteskinder in diesen Kreisen der Absonderung, denen ich hiermit von Herzen in brüderlicher Liebe die Hand reiche. Wollte Gott, die großen Massen, die dem Unglauben und Aberglauben zugeschworen haben, würden alle für den Glauben an den gekreuzigten Sünderheiland gewonnen, möchten sie sich dann meinetwegen Methodisten oder Baptisten oder wie sonst immer nennen; aber daß in den Kreisen dieser sogenannten Separatisten so viel Trennung und Losreißung und Absonderung und Zurückgezogenheit von der Kirche herrscht, das bedauern wir, so lange die Kirche als Volkskirche noch die Aufgabe hat, das Volk im ganzen zu durchdringen. Es ist wahr, unsere Kirche blutet nicht aus einer, sondern aus tausend Wunden. „Das evangelische Lehrgebäude," sagt Besser einmal in seinen Bibelstunden, wir könnten auch sagen: die evangelische Kirche, „hat viele Lücken, die unvermauert sein wollen, denn es sind Fenster, wohinaus man zum Himmel aufsieht, dem Kommen des Vollkommenen entgegen." Wenn nur alle die, die ihre Salzkraft aus der Kirche hinaustragen in die kleineren Kreise ihrer Sonderbenennung, diese ihre Salzkraft in der Kirche gelassen und wirksam gemacht hätten, dann stände es besser in der Kirche. Bedenke das, lieber Freund, wenn etwa nach dieser Seite verführerische Einflüsse auf dich einstürmen. Bedenke, daß du auch eine Verantwortung der Kirche gegenüber hast, in der du aufgewachsen bist, daß du auch eine Pflicht der Dankbarkeit gegen sie hast. Alle unsere lieben sog. Separatisten sollten doch mit mehr Dankbarkeit bedenken, daß ihr Weg zur Bekehrung, zum Frieden mit Gott durch Jesum Christum

für sie selbst oder ihre Vorfahren in irgend einer Weise durch eine Kirche hindurchgegangen ist, am Konfirmations- oder Abendmahlsaltar vorbei, unter der Kanzel vorüber. Bleibe also in der Kirche und hilf an deinem Teil, daß es besser darin werde. Keine Absonderung! Wir behaupten kühn: Sie ist nicht schriftgemäß, sondern wird nur scheinbar schriftgemäß durch Schriftauslegung, welche die einzelnen Schriftworte aus dem Zusammenhang reißt, ganz wie wir's oben bei den Pharisäern gesehen. Daß die Kirche nur Gläubige, nur Heilige enthalten werde, ist nirgends geschrieben. Im Gleichnis vom Netz wird uns gesagt, daß das Netz allerlei Fische fängt. Die Apostel haben am Pfingsttag dreitausend getauft ohne eine Auswahl zu machen und haben nachher aufgenommen, wer sich willig zeigte, und bald genug findet sich in der Kirche ein Ananias und eine Saphira, es finden sich „falsche Brüder", wie sich bei der Feindschaft wider Paulus gezeigt, es findet sich sogar der grobe Sünder in Korinth; Philippus hat auch den Zauberer Simon getauft, ohne daß er deswegen von den Aposteln getadelt worden wäre. In der Schrift von Stöber: „Die Kindertaufe schrift- und rechtmäßig", findet sich auf S. 189 das Wort: „Die Kirche ist nicht eine geschlossene Gesellschaft von Bekehrten, zu deren gegenseitiger innerer Pflege, sie ist ein mütterliches Erziehungshaus für alle, die noch der Zucht bedürfen. Sie ist ein großes Krankenhaus, ein Bethesda für alle, die geistlicher Heilung bedürfen. Sie ist nicht bloß ein fürstlicher Lustgarten mit lauter Prachtgewächsen, sie ist auch eine Pflanzschule, in welcher die Waldstämme veredelt, die schwachen und schiefen Bäumchen stark und grad gezogen werden." „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen" bekennen wir, aber nicht „ich sehe sie". In den kleinen abgesonderten Gemeinschaften mögen wohl die groben Sünden verschwinden, aber die feinen des Hochmuts und der Sicherheit sind dann

meist nur um so größer. „Lasset beides miteinander wachsen" mahnt der Heiland, „Weizen und Unkraut bis zum Tag der Ernte, dann wird man sammeln aus seinem Reich alle Ärgernisse und die da unrecht thun," also wohl gemerkt „aus seinem Reich", und im Reich Gottes wird und soll Unrecht und Ärgernis bleiben bis zum Tag der Ernte. Statt aber bis dahin zu warten, wollen viele im voraus thun, was der Herr sich für das Ende der Welt vorbehalten hat. Der Heiland selbst hat in den Tagen seines Fleisches im alttestamentlichen Reich Gottes keine Scheidung vorgenommen, noch sich selbst von ihm geschieden und die lieben Apostel haben sich auch erst bei der Zerstörung Jerusalems davon geschieden, als der Herr selbst das Band zerschnitt. Also keine Absonderung und Zurückgezogenheit, wie wir sie weiland bei dem Pharisäer Saulus finden; ein Herz voll aushaltender, treuer, helfender, rettender Liebe, das ist's, was unserer Kirche not thut. „Wenn wir nicht an die Zukunft unserer Kirche glauben," sagt Luthardt einmal, „so helfen wir an unserm Teil ihr Ende herbeiführen." Dasselbe gilt ja schon in den irdischen, rein menschlichen Angelegenheiten. Hoffnungslosigkeit, die Flinte in's Korn werfen und davonlaufen ist der Anfang vom Ende.

Eben als die Feindschaft des Saulus gegen das Christentum und den, den es predigt, den Heiland, ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, da trat ihm der Verfolgte selbst in den Weg mit seinem: „Bis hieher und nicht weiter!" Vor den Thoren der Stadt Damaskus trägt sich die wunderbare Bekehrungsgeschichte zu, wie sie uns Apg. 9 erzählt wird. Aus dem Verfolger Saulus wird nun der Bekenner, der Missionar Paulus, aus dem unbekehrten Pharisäer ein bekehrter, begnadigter Jünger Jesu. Wollte Gott, daß in jeder Jünglingsgeschichte eine solche Bekehrung berichtet werden könnte, nicht so, als müßte jeder genau in derselben Weise

bekehrt werden, Tag, Stunde und Ort seiner Bekehrung angeben können, aber ein Bruch mit dem Alten und ein neuer Anfang muß doch einmal stattfinden. Nicht auf das „wie?" kommt's bei der Bekehrung an, sondern auf das „daß", aber eben dieses „daß", daß eine Bekehrung, eine neue Richtung des ganzen Lebens erfolge, eben das ist unerläßlich. „Nehmt an," schreibt ein ausländischer Schriftsteller, „ein Kapitän will von New York nach dem Mittelmeer. Er segelt prächtig aus dem Hafen heraus und steuert direkt nach Grönland. Auf der Höhe von Neufundland wird er von einem andern Schiff angerufen, sein Ziel wird erfragt, die Frage beantwortet. „Nach Malta bestimmt?" ruft der Fremde. „Ihr steuert ja nach dem Nordpol!" „Sagt mir das nicht," erwidert unser Kapitän sehr beleidigt, „sagt mir das nicht. Mein Schiff ist gut und wohl versehen, meine Mannschaft trefflich und sie finden in mir den nobelsten Kapitän. Sie haben lange Schlafzeiten und kurze Wachen, dazu Überfluß an jeder Art von Nahrungsmitteln. In meiner Kajüte sind Bücher und Blumen die Menge, wir befinden uns hier wohl . . ." Der Fremde fährt vorüber und sagt spottend: „Ist mir einerlei, wie freundlich ihr zu eurer Mannschaft seid, wie viele gute Bücher und schöne Blumen ihr unten habt, das ist gewiß alles ganz schön, aber ich sage, ein Mensch, der nach Malta will und auf den Nordpol lossteuert, ist ein Narr." Und so ist's, all' seine Blumen werden ihm nichts helfen. Er muß die Richtung ändern. Wenn nun eine solche Änderung der ganzen Lebensrichtung, eine Bekehrung, eine Hingabe an den Heiland, ein Innewerden seiner Begnadigung, seines Friedens doch einmal vor sich gehen muß, was wäre thörichter als aufschieben wollen? Paulus sagt später von sich im Rückblick auf seine Damaskusstunde: „Alsobald fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut." Darum heute, so du

des Herrn Stimme hörst, bitte, flehe, ringe mit deinem Heiland, bis aus dem Saulus ein Paulus geworden, bis du die Damaskusstunde erlebt, da du Vergebung und Frieden erlangt und du mit dem Apostel rühmen kannst: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." Doch wir haben darüber schon früher gesprochen und wollen's deshalb hier nur im vorübergehen berühren.

Wir könnten hiermit vielleicht schon unsere Betrachtung des Jünglings Saulus schließen, da wir manchen andern Zügen, die uns auf seinem Bild entgegentreten, auch sonst schon begegnet sind. Aber wir wollen und müssen wenigstens noch einen Blick auch auf den werfen, der aus einem Saulus ein Paulus geworden, wie wir das gleich zu Anfang hervorgehoben haben.

Der Apostel, der Missionar Paulus ist es, von dem wir eines doch noch lernen wollen, ehe wir von ihm Abschied nehmen, seine große brennende Missions- und Heidenliebe. Der größte aller Missionare ist ohne Zweifel dieser Paulus gewesen. Dreißig Jahre lang hat er das Missionswerk getrieben. Er selbst kann von sich sagen: „Von Jerusalem an und umher bis an Illyrien habe ich alles mit dem Evangelium Christi erfüllet." Ganz Vorderasien, ein Gebiet doppelt so groß wie das deutsche Reich, hat er mit der Predigt des Evangeliums durchzogen, nicht einmal und nicht in gerader Linie, sondern zwei und dreimal nach allen Richtungen, und nicht etwa im Salon- oder Schlafwagen eines Orientblitzzuges, sondern meist auf mühsamer Fußwanderung. Und damit war's ihm noch nicht genug. „Wenn ich nach Hispanien reisen werde," so schreibt er selbst, „so will ich zu euch nach Rom kommen." Bei alledem hat er keineswegs über glänzende Mittel zu verfügen, mit seiner Hände Arbeit hat er für sich und seine Gefährten das tägliche Brot verdient. Dazu hat er, wie wir schon gehört,

keineswegs eine unverwüstliche Gesundheit; er ist von unansehnlicher Gestalt und mit großer Schwachheit behaftet, ja er selbst klagt: „Es ist mir gegeben ein Pfahl in's Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schläget," es war ein schweres körperliches Leiden irgend welcher Art, das ihn zu befallen pflegte. Und was mußte dieser schwächliche Missionar nicht alles erdulden auf seinen Reisen! „Ich bin oft gefangen, oft in Todesnöten gewesen. Von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger eins. Ich bin dreimal gestäupet, einmal gesteinigt, dreimal habe ich Schiffbruch gelitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe. Ich bin in Gefahr gewesen zu Wasser, in Gefahr unter den Mördern, in Gefahr unter den Juden, in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in den Städten, in Gefahr in der Wüste, in Gefahr unter den falschen Brüdern. In Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße." Und was war's denn, was ihn trotzdem trieb und immer wieder trieb, sich im Dienst der Mission aufzuopfern, was ihn bereit gemacht, wenn's gegolten hätte, den letzten Tropfen seines Herzbluts für die Sache der Mission zu opfern? Die Liebe zum Heiland war's, die Gegenliebe gegen den, der ihn zuerst geliebt und ihn zu einem glücklichen Menschen und seligen Gotteskind gemacht. Und wenn du, mein lieber Freund, etwas erfahren von deines Heilandes Liebe, sollte dich dann diese Liebe nicht auch treiben, die Armsten unter den Armen zu lieben aus Gegenliebe gegen den, der dich zuerst geliebt? Du hast gewiß schon oft und genug gehört vom Elend der armen Heiden, etwa vom Elend der Sklaverei, vielleicht davon, wie die eigene Negermutter die heranwachsende Tochter trotz ihres Weinens und Widerstrebens an den Sklavenhändler um eine Schnur Glasperlen nicht bloß verkauft, sondern die Weinende und Widerstrebende

auch zuletzt mit einem Fußtritt ihm zustößt. Oder du hast gehört vom Elend des Menschenmordens, des Kinderaussetzens, der Selbstopfer, wo der arme Heide, nur um selig zu werden, sich in den Fluß stürzt, um Krokodilen zur Beute zu werden oder sich von den Götzenwagen, deren Räder mit scharfen Messern besetzt sind, zerfleischen läßt; oder du hast gehört, wie die Witwe auf den Scheiterhaufen steigt, um sich neben der Leiche ihres Mannes verbrennen zu lassen. Nur ein Bild solch heidnischen Elends, das ich jüngst gelesen, mag hier folgen. Am Gangesufer flicht unter Thränen eine jugendliche Mutter für ihr erstgebornes Söhnlein, das neben ihr im Grase spielt, ein Schilfkörblein, und als sie's fertig hat, da legt sie fast brechenden Herzens ihr Bestes, was sie auf Erden besitzt, ihr jauchzendes Knäblein, hinein, dann stößt sie's in die Flut als Opfer für die Götter. Und als das Knäblein vom Winde zurückgetrieben wird und sich die Mutter schon durch ihren Schmerz und durch die Thränen ihres Kindes in ihrem Entschluß, das Kind zu opfern, wankend machen lassen will, da denkt sie an ihr friedeloses Herz und an den Zorn der Götter, und die Furcht vor ihrem Zorn entscheidet, sie nimmt das Knäblein und schleudert's so rasch sie kann und so weit sie kann hinein in die tosende Flut. Wenn du anders etwas erfahren von der Liebe deines Heilandes, die dich nicht nur äußerlich vor den armen Heiden bevorzugt, sondern dich auch innerlich zum Glück und Frieden geführt, sollte dich dann nicht auch, wie weiland den Paulus, solches Elend der Heiden treiben, etwas für die Mission zu thun? Wenn du nur willst, dann kannst du auch. Herrlich wäre es, wenn du von der Liebe des Heilandes getrieben, dich entschließen wolltest, auch wie Paulus als Missionar hinaus zu ziehen. Den Paulus hat einer gerufen: „Komm herüber und hilf uns!" dich rufen Tausende und Abertausende. Und

wenn du nicht selbst hinaus gehen kannst, so kannst du doch helfen, daß andere Arbeiter in des Herrn große Ernte gesandt werden. Wie du's kannst? das frage mich nicht, das frage dich selbst und den Herrn, er wird dir Antwort geben und hundert Wege für einen zeigen. In einer Missionspredigt las ich einmal folgendes: „War da einmal ein Pfarrer, der Missionsstunde hielt und am Schluß derselben verschiedene kleine Büchsen hervorholte und sagte: „Seht, das sind kleine Büchschen, um für die Mission zu sammeln! Wer eins haben will, mag sich eins mitnehmen. Doch möchte ich gleich hinzusetzen, daß womöglich jede Woche in das Büchschen etwas hineingelegt werden sollte. Und nun nehmt die Büchschen in Gottes Namen und bringt sie mir wieder nach Jahr und Tag. Ist dann viel darin, so ist's gut, ist's nur wenig, so ist's auch gut." Da streckten sich denn viel Hände nach den Büchschen aus und bald waren alle vergeben bis auf eine. Da war noch ein blasses elfjähriges Mädchen in der Versammlung, das einem jüngeren Mann etwas in's Ohr flüsterte, der aber immer eine abwehrende Bewegung dazu machte. Der junge Mann war dieses Mädchens Vater. „Was will denn Ihre Kleine?" fragte der Pastor. „Ach," sagte der junge Mann, „sie will auch so ein Büchschen, aber ich bin ein armer Schmiedegesell und kann ihr für ihre Büchse doch nichts geben." „Nun," erwiderte der Pfarrer, „geben Sie ihr immerhin die Büchse, kann sie nichts hineinwerfen, so thut's auch nichts." — Strahlenden Angesichts wanderte nun das Mägdlein mit der Büchse von dannen. — Ein Jahr war vergangen, da saß der Schmiedegesell wieder in der Missionsstunde, bleich und abgehärmt. Drei Wochen zuvor hatte man ihm seine Frau begraben, und vor drei Tagen war ihm sein zwölfjähriges Töchterlein gestorben. Als nun zum Schluß der Missionsstunde die Büchsen abgeliefert wurden,

kam auch gesenkten Hauptes der Schmiedegesell, übergab die seine und sprach: „Hier ist das Büchschen, das Vermächtnis meines Kindes. Es müssen 52 Kreuzer darin sein. Jede Woche habe ich ihr einen Kreuzer geschenkt, den sie jedesmal in die Büchse geworfen hat, den letzten noch auf dem Sterbebett." Der Pfarrer öffnet die Büchse und zählt das Geld. Richtig, es sind 52 Kreuzer und — ein Groschen! Der Vater erschrickt, wie er den Groschen sieht: „Wo hat das Kind den Groschen her?! Ich habe ihm nie einen gegeben und meine Frau auch nicht! — Sollte es den Groschen — gestohlen haben?!" — Traurig geht der Vater hinweg. In die liebliche Erinnerung an sein Kind ist ihm ein bitterer Wermutstropfen gefallen. — Niedergeschlagen sitzt er nachmittags daheim in einem Winkel seiner verödeten Stube. Da klopft es. Herein tritt eine freundliche Dame, welche des Schmiedegesellen Kind während seiner Krankheit öfter besucht hatte. Die merkt's alsbald, daß den Vater noch etwas anderes drückt, als der Schmerz um sein Kind. Teilnehmend forscht sie nach und läßt nicht ab, bis der Vater ihr sein volles Herz ausschüttet und auch ihr gegenüber den Verdacht gegen sein Kind ausspricht. — Nun aber der Vater mit seinem Bericht zu Ende ist und auf's neue kummerschwer sein Haupt will sinken lassen, ruft die Dame mit einemmal: „O Gott, welch ein Kind haben Sie gehabt! Hören Sie nur! Als ich das letztemal in Ihrer Abwesenheit Ihr Kind besuchte, merkte ich, daß es großen Durst litt. Ich gab ihm — einen Groschen und sagte: Laß dir doch dafür so einen schönen großen Apfel, eine Apfelsine kaufen, das wird dich erquicken. Nun hat aber das herrliche Kind Durst gelitten und den Groschen in die Missionsbüchse geworfen." Sprachlos vor Staunen und Rührung stand der Vater da bei dieser Erzählung, aber sein Herz jauchzte und jubilierte über dem, was sein Kind

gethan. Das konnte ein armes Kind für die Mission thun, und was kannst du thun? und was thust du? O daß auch uns die Liebe Christi wie dieses Kind und wie einen Paulus und zahllose andere, die ihm seitdem gefolgt sind, triebe, die armen Heiden zu lieben aus Gegenliebe gegen den, der uns zuerst geliebt.

Willst du aber andere zu Jesu führen, daß sie sein Eigentum werden, so mußt du erst selbst — auch das lehrt die Geschichte Pauli, und damit nehmen wir Abschied von ihm — ein Jünger, ein Eigentum des Herrn geworden sein. Bist du's noch nicht geworden? — Ringe, daß du's werdest und mach's wie jener Knabe, von dem eine bekannte Missionsgeschichte erzählt. Er bittet am Schluß eines Missionsfestes den Mann, welcher den Kollektenteller hält: er möge den Teller tiefer halten, und immer noch tiefer will der Knabe den Teller gehalten sehen, bis der Mann dem scheinbar thörichten Verlangen entspricht, und der Teller auf der Erde steht; dann tritt der Knabe selbst hinein und spricht: „Ich will mich selbst für die Sache der Mission opfern und Missionar werden." So opfere auch du dich selbst dem Herrn. Gieb ihm dein Herz, gieb ihm dich selbst zum ewigen Eigentum!

22. Timotheus.

Timotheus stammte aus einer gemischten Ehe in Derbe. Sein Vater war Heide. Seine Mutter Jüdin. Während der Vater, wie es scheint, frühe gestorben war, hatten seine Mutter Eunike und die Großmutter Lois den Knaben in israelitischer Frömmigkeit erzogen. So war denn dem Timotheus der unschätzbare Segen frommer Erziehung zu teil geworden, von dem wir auf Samuels Bild ausführlicher geredet haben. Durch die Predigt des Apostels Paulus auf seiner ersten Missionsreise wurde Timotheus ebenso wie seine Mutter und Großmutter für den Glauben an Christum Jesum gewonnen. Als Paulus einige Jahre darauf zu Anfang seiner zweiten Missionsreise in die Heimat des Timotheus kam, und an Stelle des Johannes Markus einen dienenden Begleiter suchte, wurde ihm durch prophetische Kundgebungen Timotheus als der Geeignete genannt und von Paulus durch Handauflegung als Reisebegleiter berufen. Wir wissen, daß Timotheus damals noch in sehr jugendlichem Alter stand, da Paulus noch etwa zwölf Jahre später zu ihm als einem jüngeren Manne redet, 1 Tim. 4, 12 und 2 Tim. 2, 22. Timotheus mag etwa zwanzig Jahre alt gewesen sein, als Paulus ihn zu seinem Begleiter und Gehülfen in der Ausbreitung des Evangeliums berief.

Das, was ihn in seinen jungen Jahren zu dem so gesegneten Dienst am Evangelium befähigte, war seine fromme Erziehung, vor allem die Erziehung in der heiligen

Schrift, von der ihm Paulus 2 Tim. 3, 15 schreibt: „Dieweil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum." Timotheus weiß von Kind auf die heilige Schrift, und weil der Weg seiner Jugend von dem hellen Licht des Wortes Gottes beleuchtet wird, darum führt er ihn zu einem glücklichen, gesegneten Leben.

Hochhaltung der heiligen Schrift von Jugend auf, das ist es, was das Bild des Timotheus vor allem lehrt. Wie fehlt es an solcher Hochachtung und Wertschätzung des göttlichen Wortes bei Jungen und Alten! Wie selten sind insbesondere die Jünglinge, die wirklich ihre Bibel hochhalten, zu schätzen und zu benutzen wissen. Als evangelische Christen sollten wir uns den Katholiken gegenüber des Vorrechtes freien Bibelgebrauchs nicht nur rühmen, sondern auch freuen und Gebrauch von diesem seligen Vorrecht machen. Wir sollen es nicht vergessen, was die Reformatoren, was die Märtyrer es sich haben kosten lassen, das teure Gut des Evangeliums ungeschmälert und unverfälscht auf uns zu bringen. Und doch, wo sind die Häuser, in denen zu jeder Mahlzeit auch vom Brot des Lebens ausgeteilt, in denen eine regelmäßige Hausandacht inne gehalten wird? Wo sind die Jünglinge, die in ihrer Bibel wirklich zu Hause sind? „Und das Wort des Herrn war teuer in diesen Tagen," so hieß es, wie wir sahen, von Samuels Jugendzeit. Du lebst in einer Zeit, in der das Wort Gottes, wenigstens im buchstäblichen Sinn, gewiß nicht teuer ist. So billig wie jetzt ist die Bibel noch nie gewesen. Bibelgesellschaften verbreiten sie um ein Spottgeld. Kolporteure tragen sie in jedes Haus. Während sie vor Jahrhunderten Tausende von Gulden kostete, nennt jetzt jedes Schulkind eine Bibel sein eigen. Vergiß es nicht, der Herr giebt sein Wort nicht in allen Zeiten in so großem Überfluß

(vgl. Amos 8, 11 u. 12; Hes. 3, 26). Daß du in einer Zeit leben darfst, in welcher das Wort des Lebens so reichlich ausgeteilt wird, daß du insbesondere als evangelischer Christ teilhaben darfst an diesem herrlichen Erbe der Reformation, ist ein besonderer Segen. Vergiß es nicht, auch für diesen Segen dankbar zu sein. Beweise deine Dankbarkeit in rechter Benutzung des göttlichen Worts. Sorge, daß es nicht auch bei dir teuer und rar werde. Trotzdem das göttliche Wort so billig ist, ist es doch für Unzählige teuer und rar, es ist selten in den Häusern, noch seltener in den Herzen. In Millionen von Exemplaren ist Gottes Wort verbreitet, und doch wird es so wenig benutzt. Ein Schulbuch für Kinder, ein Gelegenheitsgeschenk für Ehrentage, das unbenutzt im Staube liegt, bis es gelegentlich an hohen Festtagen, vielleicht auch in Tagen besonderer Trübsal, einmal in die Hand genommen wird, das ist alles.

Ich habe von einem bekehrten heidnischen Weib gelesen, das zweimal in der Woche stundenweit über spitze Korallenfelsen eilte, um Gottes Wort zu hören; wo wäre bei uns mitten in Christenlanden ein solcher Hunger nach dem Brot des Lebens zu finden? Wo sind insbesondere in jugendlichen Kreisen die, die ihre Bibel hoch halten und sie eifrig benutzen?

Es giebt eine Geschichte mit der Überschrift: „Der ungelesene Brief", sie erzählt folgendes: Ein junger Holländer aus guter Familie ging den Weg des verlornen Sohnes. Er sank wie dieser von Stufe zu Stufe, und wenn er auch nicht bis hinter die Säue kam, so kam er doch bis unter die indischen Soldaten, was für seine Seele vielleicht noch schlimmer war. Aus Indien schrieb der ebenso trotzige als liederliche Jüngling an seinen Vater und bat ihn um Geld. Einige Monate nachher, als er gerade mit seinen Kameraden in der Kaserne sitzt, wird ihm ein Brief gebracht, den ihm

sein Vater sandte. Hastig öffnet er ihn. Da er aber weder das erwartete Geld noch auch einen Wechsel darin findet, knittert er ihn zornig zusammen und wirft ihn in seinen Torniſter. Lange nachher wird er krank, und es war eine Krankheit zum Tode. Bange Tage und Nächte müssen in Schmerz und Fieber durchwacht werden. In einer solchen Nacht nun fällt ihm der ungelesene Brief aus der Heimat ein. Jetzt erfaßt ihn eine heftige Begierde zu wissen, was darin stehe. So bittet er denn den Krankenwärter, den Brief zu suchen und ihm vorzulesen. Das geschieht. Und was enthielt der Brief? Kurz dieses: Der Vater schreibt dem Sohn, daß er und die Mutter und alle Geschwister in inniger Liebe zu ihm stünden und sich nichts Schöneres denken könnten, als wenn er heimkehrte. Thue er das, so wolle der Vater ihm ein hübsches Landgut kaufen. Vorläufig habe er dem Kapitän N., der jetzt in dem nahe gelegenen Hafen von X vor Anker liege, den Auftrag gegeben, ihn von der Armee loszukaufen und ihn in einer Kajüte mit heimzubringen; er brauche nur eine Zeile an den Kapitän zu richten. Soweit der Brief. Einen solchen Brief hatte der unglückselige junge Mann ungelesen gelassen. Grauen und Entsetzen spiegelten sich in seinem Angesicht, und der Angstschweiß floß von seiner Stirn. „Ich könnte alles haben, — ich habe alles verscherzt, — jetzt ist's zu spät, zu spät," so stöhnte er langsam hervor. Ja, es war zu spät, dies Stöhnen war sein Todesröcheln. Was die ergreifende Geschichte sagen will, liegt auf der Hand: Tausende und Abertausende machen's mit dem Himmelsbrief des göttlichen Wortes ebenso, wie jener Jüngling mit dem Brief aus der Heimat. Sie könnten Glück, Heil, Leben und Seligkeit in diesem Briefe finden und lassen ihn ungelesen und bleiben im Elend. Mach du es, mein lieber Freund, nicht auch so wie jener Jüngling. Sei dankbar für den Himmelsbrief!

Nimm ihn und lies! Mach's lieber, wie jene fromme Frau, von der ein Prediger erzählt, er habe sie bei einem Besuche einst mit ihrer Bibel in der Hand getroffen. Die sah so aus, wie sie bei den echten Christen immer aussieht, wie ein rechtes Alltagskleid, das man täglich anzieht, nämlich gebraucht. Aber sie sah doch dabei gar eigentümlich aus, wie sie sonst wohl schwerlich aussieht. Da waren lauter bunte Striche, schwarze, rote, grüne, blaue zwischen den einzelnen Versen und Kapiteln. Die Stellen, welche von der Buße handelten, unterstrich sie schwarz; die Stellen, welche von der Vergebung sprachen durch Christi Blut, hatte sie rot unterstrichen; die Worte, die auf Hoffnung hindeuteten und die von dem himmlischen Erbe und der zukünftigen Herrlichkeit redeten, trugen ein grünes Zeichen. Alle Stellen von der Geduld im Leiden trugen das tiefe Blau der Treue.

Eine eigentümliche Illustration — denkt mancher, aber sie illustriert ein Leben im Worte Gottes, das erfahren hat, was der Apostel sagt: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben."

Wer das Pfund, das ihm der Herr mit seinem Wort gegeben, nicht treulich benutzt, dem wird es zuletzt wieder genommen werden. Es sind ernste Worte, die Dr. Martin Luther einmal zu Joh. 11, 35 angemerkt hat: „Liebe Deutsche! kauft, weil die Nacht vor der Thür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist; braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist; denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen; aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland; hin ist auch hin; nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt; hin ist hin, sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig

haben werdet, denn der Undank und die Unachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greife zu und halte zu, wer greifen und halten kann. Faule Hände müssen ein böses Jahr haben."

Vielleicht erwiderst du mir, du könnest nun einmal der Bibel keinen rechten Geschmack abgewinnen, du könnest sie nicht verstehen, und kein Mensch könne es dir deshalb verdenken, daß du lieber ein anderes Buch als gerade die Bibel zur Hand nehmest. Der selige Tholuck hat einmal gesagt: „An großer Herren Tafel lernt man erst, was Gutschmecken heißt. Es hat wohl mancher da erst Lektionen nehmen müssen, um zu lernen, daß Kaviar und Austern gut schmecken. Das gilt auch von dem Lebensbrot. Der Appetit kommt eben auch dabei oft erst über dem Essen." Über dem Lesen gehen dann wohl auch allmählich die Augen auf, ich meine die Augen des inneren Verständnisses und Geschmackabgewinnens. In der Bibel sind Schätze zu heben, herrlicher als du ahnst. Aber wie der Bergmann, der Schätze sucht, im Dunkel arbeitet, wo er anfangs nichts sieht, bis er sich an's Dunkel gewöhnt hat, so geht's dem, der die Schätze der Bibel zu heben sucht. Erst ist ihm alles dunkel und unverständlich, bis ihm allmählich die Schätze immer reicher und strahlender entgegenleuchten.

Schon menschlich betrachtet ist die Bibel ja das großartigste Litteraturwerk, das es giebt. Zwischen Moses und Johannes, dem Seher der Offenbarung, liegt ein Zeitraum von 1500 Jahren. Also 1500 Jahre ist an diesem Werk geschrieben, und doch ist es ein Werk aus einem Guß. Vetus testamentum in novo patet, novum in vetere latet, zu deutsch: Das Alte Testament ist im Neuen nur erklärt, erfüllt, geoffenbart, und das Neue wiederum liegt keimartig im Alten verborgen. Es ist ein großartiges Ganzes, trotzdem die Leute, die an diesem großen Litteraturwerk ge-

schrieben haben, so grundverschieden sind, Könige, Priester, Propheten, Hirten, Zöllner, Fischer, Gelehrte und Ungelehrte. Reichtum und Schönheit der Poesie, Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit der Prosa, das alles ist im Bibelbuch enthalten, so schlicht und einfach, daß die Geschichten der Bibel auch Kinder verstehen, und so tief und unergründlich, daß selbst der Professor seinen Studenten erklären muß, daß er diese und jene Stelle noch nicht verstehe, wie z. B. weiland Beck in Tübingen. „Ein Elefant kann und muß darin schwimmen, ein Lämmlein kann dadurch waten." So sind denn auch die Urteile der bedeutendsten Menschen, selbst derer, die in ihrem Unglauben sich innerlich ablehnend dazu stellen, voll Anerkennung und Bewunderung der Großartigkeit der Bibel. Ein Rousseau schreibt: „Ich gestehe, daß die Majestät der Schrift mich in Erstaunen setzt; die Heiligkeit des Evangeliums spricht mir zu Herzen. Durchschaut die Bücher der Philosophen mit all ihrem Pompe, wie unbedeutend sind sie diesem gegenüber! Ist es möglich, daß ein Buch, zugleich so erhaben und so einfach, das Werk der Menschen sei? Ist es möglich, daß der, von dem es berichtet, nur ein Mensch sei? Ist das die Sprache eines Schwärmers oder eines ehrgeizigen Parteihauptes? Welche Milde, welche Reinheit in seinen Sitten! Welch rührende Anmut in seinen Belehrungen! Welche Erhabenheit in seinen Grundsätzen! Welch tiefe Weisheit in seinen Reden! Welche Geistesgegenwart, Feinheit und Richtigkeit in seinen Antworten! Welche Herrschaft über seine Leidenschaften! Wo ist der Mann, wo der Weise, welcher so handeln, leiden und sterben kann? Wenn Plato das Bild des idealen Gerechten malt als eines solchen, der mit der ganzen Schmach des Verbrechens bedeckt und aller Vorzüge der Tugend würdig ist, so malt er Zug für Zug Jesum Christum. Welche Vorurteile, welche Blindheit muß man nicht haben, um den Sohn des Sophroniskus,

den Heiden Sokrates, mit dem Sohne der Maria vergleichen zu wollen! Welcher Unterschied zwischen beiden! . . . Die Bibel, das Evangelium, hat Züge von Wahrheit, so groß, so überraschend, so unnachahmbar, daß der Erfinder desselben bewundernswerter sein würde, als ihr Held."

Wir haben früher den geistreichen, aber frivolen Spötter Heine genannt. Was sagt er über Gottes Wort? „Ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches. — Eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese, ein Buch, das werkthätig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt, wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit den lieben bebenden Lippen und mit der Brille auf der Nase — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes." Und nun nur noch ein kurzes Zeugnis Goethes über die Bibel: „Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genützt werden."

Die genannten sind nur einige von den berühmten Männern, welche den hohen Wert der Bibel erkannt und anerkannt haben. Ein Händel, Haydn und Mendelssohn haben die Ideen ihrer herrlichen Tonschöpfungen, der großartigen Oratorien, der Bibel entnommen. Ein Raffael wurde nicht müde, biblische Gestalten zu entwerfen. Die erhabensten Dichterwerke beruhen auf biblischen Anschauungen

und Gedanken, so in uralter Zeit der sächsische „Heliand" und der „Christ" des Mönchs Otfried von Weißenburg, in späterer Zeit Dantes „Göttliche Komödie" und Miltons „Verlorenes Paradies".

Für diese Tiefe, Allseitigkeit, Einzigartigkeit der Bibel hat auch jener Mann, der nicht gerade ein gläubiger Bibelleser, sondern allenfalls das Gegenteil genannt werden konnte, ein glänzendes Zeugnis abgelegt, als er bekannte, wenn er einmal auf lebenslang in's Gefängnis wandern müßte, und dürfte nur ein Buch wählen, um es mitzunehmen, so würde er keinen Augenblick schwanken und die Bibel wählen. Laß dich also schon angesichts solcher Zeugnisse, die wir leicht noch durch Aussprüche gelehrter Naturforscher und anderer Helden der Wissenschaft hätten ergänzen können, nicht irre machen durch das „gebildet" sein sollende Gerede, kein vernünftiger Mensch glaube mehr an die Bibel.

Wir haben früher schon von der wunderscheuen Bibelkritik geredet, die den Mund immer so voll nimmt und oft genug mit ihrer wissenschaftlich sein sollenden Wunderleugnung zu schanden geworden ist. Nur einiges sei hier noch ergänzend erwähnt. Von Celsus bis auf Strauß hat man sich darüber lustig gemacht, daß nach dem biblischen Schöpfungsbericht das Licht am ersten, die Sonne aber erst am vierten Tag entstanden sei. Und wie glänzend hat die neuere Naturwissenschaft diesen biblischen Schöpfungsbericht gerechtfertigt! Die Spuren eines von der Sonne unabhängigen Erdenlichtes sind immer reichlicher nachgewiesen worden. So hat man z. B. in den ältesten Kohlenschichten Bäume ohne Jahresringe gefunden, die also einer Zeit angehören, wo das Licht noch nicht an die Sonne gebunden und der Unterschied der Jahreszeiten durch Bestimmung des Verhältnisses der Erde zur Sonne noch nicht eingetreten war! Die Bibel hat demnach recht behalten!

In überraschender Weise ist ferner durch Inschriften, welche in neuster Zeit am Nil, am Euphrat und Tigris entziffert worden sind, die biblische, früher oft bespöttelte Erzählung von der Schöpfung, der Sündflut, dem Turmbau zu Babel, von Abraham und seinem Kriegszug gegen die Könige des Nordens, von Moses und der Bedrängnis der Kinder Israel in Ägypten bestätigt worden. Solltest du dich aber doch noch an irgend einem Wunder der Bibel stoßen, etwa den beiden, die dem Unglauben immer wieder als „Blitzableiter" dienen müssen, der redenden Eselin des Bileam und Jonas im Bauch des Fisches, nun, so laß zunächst die Wunder auf sich beruhen und fange mit etwas anderem in der heiligen Schrift an, etwa der Bergpredigt. Versuche einmal ernst und ehrlich danach zu thun, gewiß wirst du dann innerlich von deiner Ohnmacht und der Überzeugung durchdrungen werden, daß du einen Heiland brauchst, genau so, wie ihn die Bibel zeigt, und das ist die Hauptsache. Hinterher wirst du dann auch leicht einsehen und eingestehen, daß der Gott und Heiland, den du brauchst, wunderbar sein *muß* in seinem Wesen und seinen Werken. Mach's nur, wenn dir manches in der heiligen Schrift zweifelhaft geworden ist, wie Johannes; gehe zum Herrn selbst hin, höre den Herrn selbst, lies das Neue Testament; lies wieder und immer wieder, ehe du darüber aburteilst. Das kann doch wohl verlangt werden, daß man ein Buch *kennt*, gründlich kennt, ehe man darüber aburteilt. Wenn du nur fleißig und ehrlich deine Bibel zur Hand nimmst, wirst du innerlich sehr bald von ihrer Wahrheit überzeugt werden. Der beste, weil einzige aber unwiderlegliche Beweis für die Herrlichkeit der Schrift ist eben der innere Erfahrungsbeweis. „Ich hab's erfahren, was die Bibel sagt; den Trost, das Licht, die Kraft, die friedebringende Seligkeit des Wortes Gottes, das alles hab' ich erfahren an meinem

Herzen; ich hab's erfahren, daß gerade das, was die Schrift sagt, das ist, was ich brauche für meine Seele, diese Vergebung der Sünden, wie sie Gottes Wort in Christo Jesu mir darbietet; ich hab' es erfahren innerlich und unwiderleglich, daß das alles Wahrheit ist." Wer so sprechen kann, der wird sich durch alle Einwände des Unglaubens nicht irre machen lassen, wie jener schlichte Landmann. Ein gelehrter Ungläubiger wollte ihm seinen einfältigen Glauben nehmen. Er antwortet erst nichts, sagt aber dann zu seinem Nachbar: „Der Herr dort will mir vorreden, das Wams, das ich anhabe, mache mich nicht warm!" „Die Bibel," sagt Beecher einmal, „ist nach dem Urteil der Ungläubigen leer, unfruchtbar und abgenutzt! Die weisesten Männer der Welt mögen nur einer nach dem andern hervortreten, sie werden auch nur die geringsten Tiefen des Evangeliums Johannis nicht ergründen. Ihr Philosophen, zerbrecht die Schale, fliegt hervor und laßt mich hören, wie ihr singen könnt. Nicht von Leidenschaft, das kenne ich bereits, nicht von weltlicher Macht, das höre ich überall, sondern euer Leid unterweise mich, wie ich Freude und Sorgen, Kraft in Schwachheit, Licht in den dunkelsten Tagen gewinnen kann, wie ich Schläge und Hohn zu ertragen, den Tod freudig zu begrüßen und durch seine Hülfe in den Kreis des ewigen Lebens einzutreten vermag, und das nicht für mich allein, sondern für die ganze Welt, die unter Arbeiten und Mühen seufzt. Ehe ihr das kennt, sprecht mir nicht von einer bessern Offenbarung." Das ist in der That so ein innerer, unwiderleglicher Beweis für die Herrlichkeit der Bibel, wenn du in Trübsal und Not, wo nichts sonst dich trösten kann, die tröstende Kraft des Wortes Gottes erfährst. Oder aber wenn du spürst und erfährst, wie das Wort Gottes eine umwandelnde, dein ganzes Denken, Dichten, Trachten, Handeln und Wandeln erneuernde Macht ausübt, ist nicht

auch das ein schlagender Beweis für die Einzigartigkeit der Bibel und ihren göttlichen Ursprung? Solche Wirkung haben nicht die herrlichen Dichtungen eines Horaz oder Pindar oder Homer, das thut der Koran nicht, das thut allein das Wort der ewigen Wahrheit. Vor allem aber zeigt sich darin die Einzigartigkeit des göttlichen Worts, daß es dir das eine, was not thut, giebt, Frieden für deine nach Frieden lechzende Seele, einen Frieden, der auch im Tod noch Stand und Stich hält. Laß einem Sterbenden von einem Rabbiner zusprechen, und dann lies ihm etwa Joh. 3, 16 vor, und gewiß, du wirst nicht mehr zweifeln können an der Einzigartigkeit des Bibelworts.

Ein solches Buch ist's wert, daß es gelesen und immer wieder gelesen wird. Also nimm und lies. Laß keinen Tag vergehen, ohne wenigstens einige Verse in deiner Bibel gelesen zu haben.

Aber nicht allein darauf kommt's an, daß du deine Bibel liesest, sondern mindestens ebenso sehr darauf, wie du sie liesest. Willst du die heilige Schrift mit rechtem Segen lesen, so mußt du sie lesen mit rechtem Hunger und Durst nach dem, der Kern und Stern und Inhalt der ganzen heiligen Schrift ist, mit rechtem Hunger und Durst nach einem Heiland und Friedebringer. Diesen Hunger und Durst aber muß der Herr selbst wecken. Er selbst muß dich fähig und geschickt machen zu recht segensreichem Lesen des Wortes Gottes. Der natürliche Mensch vernimmt, d. h. versteht nichts vom Geist und Wort Gottes, ebensowenig wie der unmusikalische etwas von der herrlichen Musik eines Händel oder Bach versteht, oder der, der kein Auge für die Kunst hat, die Gemälde eines Raffael würdigen kann. „Ich ging," schreibt Rein einmal, „an einem Abend mit meinem Bübiein spazieren, da rief er: „Vater, sieh den schönen Stern!" — „Ich sehe keinen!" — „O, da noch

einen, und wieder einen!" — Und immer sah ich noch nichts. Mein Kind hatte eben schärfere Augen als ich, später habe ich sie auch noch gesehen. So ist auch die Bibel wie das Firmament; wer erleuchtete Augen hat, dem leuchten überall Sterne entgegen; wer keine hat, der sieht keinen einzigen Stern." Das darf uns nicht irre machen. Das muß uns nur treiben, um erleuchtete Augen, um das innere Verständnis, um das innere Hungern und Dürsten zu bitten und also — das ist eine unerläßliche Bedingung — die Bibel *mit Gebet* zu lesen.

Das gilt in besonderer Weise von denen, die, wie Timotheus, schon in jungen Jahren sich für den Dienst am Evangelium entscheiden, ich meine die lieben Jünglinge, die sich dem *Studium der Theologie* widmen wollen.

Timotheus war ja schon in jungen Jahren der Missionsgehülfe des Paulus und später wurde er gar Bischof von Ephesus. Aber er ward nicht nur äußerlich, sondern auch, wie wir oben sahen, innerlich durch *Herzensbekehrung* zu dem hochwichtigen Dienst am Evangelium berufen. Er hatte offenbar erleuchtete Augen, er hatte das innere Verständnis, er hatte den Hunger und Durst, von dem wir eben geredet, und nur, weil das bei ihm zutraf, konnte und wollte er dem Ruf zum Dienst am Evangelium Folge leisten, der durch Paulus an ihn erging.

Wollte Gott, daß keiner unserer Jünglinge, *ohne solchen inneren Ruf verspürt zu haben*, sich zum Dienst am Evangelium berufen ließe. Es hat einmal jemand gesagt, ein Pastor könne wohl selig, aber nicht fröhlich sterben, weil er im Blick auf seine, auch bei aller Treue immer noch mangelhafte Arbeit im Weinberg Gottes sich immer wieder anklagen müsse. Und es ist wahr, die Timotheusarbeit fordert den ganzen Mann, wie keine andere. Es ist ein seliges Amt, ein Arzt der Seelen, ein Führer

zum Glück in diesem und zur Seligkeit in jenem Leben zu sein. Wir verstehen, daß Paulus an Timotheus schreibt 1 Tim. 3, 1: „So jemand ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstliches Werk". Aber es ist auch ein schweres, verantwortungsvolles Amt, von dem Matthias Claudius treffend sagt: „Ein Prediger ist nicht: un des quarante de l'Academie Ecclesiastique; ist keiner von den sieben Weisen Griechenlands, kein Gemeinortkrämer und Lehrer der Weisheit und Tugend; kein Professor Moralium, der allenfalls im Staat zu dulden ist, weil er die Unterthanen Gehorsam lehrt, sondern er ist ein Säemann, der nicht für diese, sondern für eine bessere Welt säet, ein Lehrer der großen seligmachenden Lehre Gottes, ein Vater und Tröster seiner Gemeinde; ein schwacher, unwürdiger, gebrechlicher Mensch, aber mit dem Blitz Gottes in der Hand, den er nicht von Menschen, sondern von Gott erhalten hat und den er zu nichts Geringerem braucht, als Mark und Bein, von Unterthanen und Fürsten, zur Besserung und zur Empfängnis einer über alles herrlichen Seligkeit, zu treffen und zu durchdringen." Die Sünden anderer aber kann nur der strafen, der selbst gezittert vor Gott über seine Sünden; und nur der kann von Gottes vergebender Liebe predigen, der sie selbst erfahren hat. Ohne diese Erfahrung am eigenen Herzen, wenigstens in ihrer grundlegenden Form, wäre der Prediger ein Lügner und Schauspieler im Talar, der anderen predigt und selbst verwerflich ist. Ein Paulus, ein Augustinus, ein Luther, ein August Hermann Francke, sie alle gingen durch die Selbstanklage und das Zittern ob ihrer Sünde und durch den Hunger und Durst nach Vergebung und Frieden zum Jubel der selbsterfahrenen Vergebung und somit zu gesegnetem Dienst am Evangelium hindurch. Die „Theologie der Wiedergeborenen", das allein ist die rechte.

Wie aber der Eintritt in's theologische Studium zum Dienst am Evangelium nur nach innerer Zubereitung, wie bei Timotheus, erfolgen darf, so ist Timotheus auch für das Studium der Gottesgelehrtheit selbst ein bleibendes Vorbild. Wollte Gott, daß manche Professoren und Studenten das mehr vor Augen hielten! Dann brauchte nicht, wie es jetzt so oft erforderlich ist, hinter das ganze studentische Leben ein Strich gezogen zu werden, wenn man sich nach bestandenem Examen zum eigentlichen Dienst am Evangelium anschicken will. Es ist ja ohne Frage eine gefährliche Sache, wenn das Studium der heiligen Schrift und alles dessen, was dazu gehört, zur stehenden Berufsarbeit wird. Das Herz wird dann gar zu leicht dem hart getretenen Weg gleich, von dem der Heiland im Gleichnis redet. Es wird gar leicht das Studium der Schrift, wie der gesamten Theologie als rein menschliche Wissenschaft betrieben. Statt einzelne Schwierigkeiten der heiligen Schrift ehrlich als noch unverstanden auf sich beruhen zu lassen, wie weiland Professor Beck, glaubt man sie auf wissenschaftlichem, grammatisch-historischem Weg beseitigen zu können und zu müssen. Aber gerade diese Art der Schriftauslegung degradiert unversehens die heilige Schrift und ihre Verfasser. Da wird z. B. ein Paulus, wohl gar der Heiland selbst gemeistert, weil er das Alte Testament willkürlich angewandt habe. Da wird bei den einzelnen Aposteln ein rein menschlich bestimmtes System ihrer Theologie konstruiert „als ob Paulus ein so von Holz gedrechselter Professor gewesen wäre, der jedes Winter- und jedes Sommersemester seine gleichen Hefte vorgetragen hätte“ (M. v. Nathusius in seinem für junge Theologen äußerst empfehlenswerten Büchlein „Timotheus“). Kurz, es ist dem jungen Theologen, der sich erst einmal an solche Art und Weise gewöhnt hat, oft gar nicht mehr möglich, sich die Bibel als Erbauungsbuch zu bewahren. Vor solcher

Wissenschaft warnt Paulus seinen Timotheus als vor „unnützem Geschwätz derer, die der Schrift Meister sein wollen und verstehen nicht, was sie sagen oder was sie setzen", verstehen nichts von dem Geist Gottes, aus dem die Schrift geschrieben ist und in dem allein sie verstanden werden kann. Lies vor allem deine Bibel als dich, gerade dich mahnendes, warnendes, strafendes Gotteswort. Suche darin vor allem den Willen deines Gottes zu erkennen und danach zu thun, dann wird sich's auch an dir bewahrheiten: „Wer da will Gottes Willen thun, der wird erkennen, ob meine Lehre von Gott sei." So wirst du zu ganz anderen Resultaten über Gottes Wort kommen, als manche, die wissenschaftlicher vorzugehen meinen, weil sie Gottes Wort nicht als Wort des Lebens betrachten und behandeln, sondern wie am Kadaver mit dem Seciermesser einer armseligen Menschenvernunft operieren. Suchst du vor allem in Gottes Wort den Willen deines Gottes zu erkennen, dann wirst du immer tiefer in die Selbsterkenntnis deiner Sünde und Verschuldung hineingeführt werden, aber gerade das ist der rechte Weg zur wahren Theologie. In jenem eben genannten trefflichen Büchlein sagt Nathusius: „Welch winziges und unfruchtbares Resultat liegt in dem Anfang der Philosophie des Cartesius: cogito ergo sum (ich kann denken, also bin ich). Wie dürftig gegen die inhaltsreiche, schlagende Folgerung, die in der Logik des Satzes liegt: Sum peccator, ergo est Deus:" ich bin ein Sünder, also ist Gott, der Gott und der Heiland, wie ihn der kindliche Glaube in Gottes Wort geschildert sieht und sehen muß.

Nicht so ist das gemeint, als dürftest du dich mit den Zweifeln an der Echtheit dieser oder jener Stelle oder mit sonstigen Zweifeln gar nicht auseinandersetzen. Es giebt ja manche besonders begnadigte Naturen, welche selbst beim schärfsten, klarsten Denken ohne inneren Kampf aus dem

Kinderglauben in den Mannesglauben hineinwachsen. Das sind glückliche Menschen. Aber nicht allen ist das beschert. Meine nicht, das müsse auch dein Weg sein, du müssest dem, was andere über die Schrift und über Christum als Kern und Stern der Schrift sagen und denken, ängstlich aus dem Wege gehen. Der Heiland fragt ja auch seine Jünger: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?"

Aber wie, wenn du selbst in Zweifel gerietest? Nun, es giebt zweierlei Zweifel. Der eine ist eine Verirrung des Verstandes, der andere eine Verirrung des Herzens und Willens. Wenn du dich nur vor der letzteren hütest, brauchst du die erstere nicht zu fürchten. Der Herr läßt es noch immer den Aufrichtigen gelingen. Aber Zweifel des Herzens und Willens wären der Tod deines kindlichen, allein Leben und Seligkeit bringenden Glaubens an den gottmenschlichen Mittler und Versöhner, von welchem Gottes Wort ein einziges Zeugnis ist. Von der Stellung des Herzens und Willens hängt zuletzt auch die Stellung des Verstandes zum Herrn und seinem Worte ab. Und diese Stellung des Herzens und Willens ist im Grund bei jedem im voraus gegeben. Noch einmal führe ich eine Stelle des eben genannten Büchleins an, sie steht auf Seite 81 und lautet: „Es ist nur möglich, an die Fragen nach der Echtheit der heiligen Schrift zu gehen entweder mit dem brennenden Verlangen, auch die äußeren Zeugnisse für dieselbe zu finden, wie das innere Erfahren von ihrer Kraft schon bezeugt — oder mit dem entschiedenen Wunsche, in dem Ergebnis dieser sogenannten wissenschaftlichen Untersuchungen einen Scheingrund für die Verwerfung der heiligen Forderungen dieses Buches zu gewinnen. Wer da meint, daß er wirklich gleichgiltig gegen die künftigen Resultate seiner vorurteilsfreien Untersuchungen sei, der gehört, auch ohne daß er es weiß, zu der zweiten Kategorie."

Darum noch einmal: Lies vor allem die Bibel als Gottes Wort zu deiner Lehre, Strafe, Besserung, damit nur Herz und Wille gesund bleibe, immer mehr gesunde und nicht von dem bewußt oder unbewußt aus geheimer Sündenliebe gewünschten Zweifel angefressen werde. Thue dich zu dem Zweck mit andern gleichgesinnten Freunden zu gemeinsamer, auch erbaulicher Betrachtung des Wortes Gottes, etwa in einem der früher genannten und empfohlenen Bibelkränzchen zusammen. Du wirst es sicher nicht bereuen und fröhlicher in's Amt, „das die Versöhnung predigt", eintreten können, als mancher, der gerade im Studium der Bibel Schiffbruch gelitten.

Was ich zuletzt gesagt, bezieht sich freilich wesentlich auf die künftigen Diener am Wort. Aber auch wenn du dazu nicht gehörst, so sollst du ja doch auch, wie Timotheus, ein Missionsgehülfe in irgend einem Kreise sein, sei er auch noch so klein. Wer du auch seist, und welches immer dein Beruf sei, das wird auch dir von Segen sein, wenn es später einmal bei dir heißen kann: „Du weißt von Kind auf die heilige Schrift, hast sie in deiner Jugend das Licht sein lassen, das dich unterwies zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum." Auch dir gilt es nicht minder, daß du die Bibel recht oft als dich persönlich mahnendes, lehrendes, strafendes Gotteswort zur Hand nehmen, zu Ohren, aber auch — damit will ich schließen — zu Herzen nehmen, nicht nur hören, sondern auch danach thun sollst. Dazu zum Schluß noch eine Geschichte: Ein kernhafter christlicher Bauersmann in den Rheinlanden, der das Herz auf dem rechten Flecke und die Liebe Christi tief im Herzen hatte, Vater eines wohlbekannten Predigers, kam vor Jahren auf einer kleinen Reise in einem Dorfe des Siegerlandes in ein Wirtshaus, um sein Mittagsmahl zu halten. Da sieht er an der Wand groß und schön unter Glas und Rahmen den Spruch: „Ich

und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" In vielen Wirtshäusern mag dergleichen nimmer anzutreffen sein; das Wirtshaus des einsam gelegenen Dörfleins im Siegerlande aber war noch nicht so sehr von der Kultur beleckt, daß es dem Spruch unmöglich gewesen wäre, an die Wand der Wirtsstube zu kommen. So aber hing er da und — that niemand etwas zu Leide, aber niemand im Hause that ihm auch etwas zu Liebe. Er hing da, wie im Gedächtnis christlich erzogener Menschen oft fromme Sprüche hängen, wie bei gar vielen das ganze Christentum in der Gedächtniskammer am Haken hängt, wie — nun wie ein Rock, der nimmer getragen wird und um den man daher auch nichts giebt. Das merkte denn auch unser Bauer recht bald. Von drüben aus dem anstoßenden Zimmer drang ja nicht nur wüster Lärm, sondern auch das Fluchen und Schwören halbbetrunkener Saufgesellen zu ihm herüber. Der Bauer stellt sich vor den Spruch und starrt ihn lange, wie in Gedanken verloren, an, während der Höllenlärm aus dem Nebenzimmer fort und fort an sein Ohr schlägt und seine Seele mit tiefer Trauer erfüllt. Die Wirtin geht ab und zu und läßt den Bauer ruhig stehen. Endlich aber, da der Bauer sich gar nicht von der Stelle bewegt, fragt sie ihn: „Landsmann, Ihr könnt wohl de scheene Spruch net lese?" „O, erwidert der Bauer, den Spruch lese ich ganz leicht, aber der schöne Spruch und das wüste Geschrei dort passen nimmer zusammen: entweder der Spruch muß von der Wand, oder der Lärm aus dem Hause, das eine oder das andere!" Das hörte die Frau verwundert an. In dem Seitenkämmerchen aber lag die Tochter der Wirtsfrau schon lange krank und in Schmerzen zu Bette. Ihr Herz, das gewiß durch die Krankheit mürbe geworden war, hatte das Wort des Mannes begierig aufgefaßt, und sie konnte nicht mehr davon loskommen. „Mutter", wiederholte sie, nachdem der Mann sich

entfernt hatte, „der Mann hat recht: entweder der schöne Spruch oder das gottlose Wesen muß weg.“ — Und das Wort des Gastes, das so aus dem Munde des Kindes immer wieder an das Ohr der Mutter klang, drang auch endlich in ihr Herz, und sie entschloß sich, ihre Wirtschaft aufzugeben, um mit Ernst der Gottseligkeit nachzutrachten.

Du aber laß es dir auch gesagt sein: „Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein.“

23. Onesimus.

Das Bild des Onesimus wird uns im Brief Pauli an Philemon vor Augen geführt. Onesimus war der Sklave des Philemon. Er hatte also einen christlichen Herrn und hätte deshalb alle Ursache gehabt zufrieden und dankbar zu sein, denn das Los eines heidnischen und das eines christlichen Sklaven war so grundverschieden wie Tag und Nacht. In den Augen des heidnischen Altertums ist der Sklave kein Mensch. Er hat keinerlei Rechte, keinen freien Willen. Selbst die edlen Heiden des Altertums, z. B. Aristoteles und Cicero dachten von den Sklaven nicht besser. Uhlhorn schildert in seinem anerkannt vortrefflichen Buch: „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" das Los der heidnischen Sklaven im Unterschied von dem der Sklaven christlicher Herren etwa folgendermaßen: Schon auf dem Sklavenmarkt geht es ähnlich zu wie bei uns auf dem Viehmarkt. Die Sklaven stehen da, die wertvolleren besonders, oft auf einer Tribüne, die minder wertvollen in Haufen. Der Verkäufer preist seine Ware an, gebraucht auch allerlei Mittel, um sie besser aussehend zu machen; die Käufer besehen die Sklaven, betasten und befühlen sie, um sich zu überzeugen, daß sie gesund sind. Der Sklave muß gehen, laufen, springen, den Mund aufmachen, seine Zähne zeigen. Die Sklaven werden etwa als Thürhüter vor der Pforte an die Kette gelegt, wie bei uns ein Haushund; nachts werden sie in die Sklavenzwinger eingeschlossen, wie Tiere im Stall. Man läßt sie

wie diese brandmarken und zeichnen, man läßt sie prügeln und ans Kreuz schlagen, oft schon beim geringsten Anlaß, schont ihrer, solange man Vorteil von ihnen zu erzielen hofft, und wirft sie zu den toten Tieren in die Grube, wenn sie gestorben sind, es sei denn, daß man sie nach dem Rat des alten Cato mit den alten Ochsen und Kühen schon vorher verkauft. Arbeit bis an das höchste Maß der Leistung und Unterhalt bis an das geringste Maß des Nötigen, das war das Los der heidnischen Sklaven. Der geringste Arbeiter hat es heute unendlich besser. Von den Feldsklaven arbeiteten die meisten an der Kette, um dann die Nacht auf dem feuchten Boden des Ergastulums zuzubringen. Diese ergastula, Sklavenzwinger, waren zum Teil unterirdische, schmutzige und ungesunde Kerker. Augustus ließ sie einmal untersuchen, aber nicht, wie wir denken sollten, im Interesse der Menschlichkeit, sondern lediglich, um zu sehen, ob nicht etwa Fremde widerrechtlich darin gefangen gehalten würden. Von einer Verbesserung des Loses der Sklaven war keine Rede, obwohl zu Tage kam, wie schrecklich ihr Los war. Fast noch schlechter hatten es die Sklaven, welche in der Stadt in großen Fabriken und andern Geschäften arbeiteten. Der Feldsklave genoß doch immer noch die freie Luft; diese mußten, kaum bekleidet, den Kopf halb geschoren, an der Stirn gebrandmarkt, den ganzen Tag in der dumpfen Werkstatt arbeiten ohne jede Erholung. Dagegen waren die Hausssklaven, deren es in den Palästen Roms oft viele Hunderte gab, in mancher Beziehung besser gestellt. Sie waren bisweilen sogar, namentlich am kaiserlichen Hofe, vornehme reiche Leute und hatten selbst schon als Sklaven, mehr noch als Freigelassene, großen Einfluß auf ihre Herren. Dennoch war auch ihr Los hart, in manchen Fällen schrecklich. Stumm und nüchtern mußte ein solcher Sklave ganze Nächte hindurch hinter dem Sessel seines schwelgenden Gebieters stehen, den Speichel abwischen oder den

Auswurf des sich in der Trunkenheit Übergebenden schnell beseitigen. Wehe ihm, wenn er durch Flüstern, oder auch nur durch Niesen oder Husten die Ruhe des Schwelgers störte. Er war jeder Laune seines Gebieters preisgegeben. Ein Wort, und er wurde zu den Feldsklaven auf eine der zahlreichen Besitzungen seines Herrn in den Sklavenzwinger geschickt, er wurde bis aufs Blut gepeitscht oder grausam getötet oder, wie es auch vorkam, den Fischen zum Fraß vorgeworfen. Caligula ließ einen Sklaven, der bei einem öffentlichen Schauspiel ein geringes versehen, in den Kerker werfen, mehrere Tage nacheinander furchtbar peitschen und erst hinrichten, als das faulende Gehirn des Armen dem Wüterich zu viel Gestank verbreitete. Ein römischer Großer verurteilte einen Sklaven, der bei einem Gastmahl in Gegenwart des Augustus aus Unvorsichtigkeit ein kostbares Gefäß zerbrach, den Fischen vorgeworfen zu werden, und selbst des Kaisers Fürbitte konnte ihn nicht retten.

Erst das Christentum brachte den armen Sklaven Hilfe und Rettung von ihrem unbeschreiblichen Elend. Ihre Behandlung von seiten ihrer christlichen Herren wurde sofort eine andere. Das zeigt uns gerade auch das Bild des Onesimus, von welchem Paulus an Philemon schreibt: „Daß du ihn wieder habest, nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder." Als Glieder der Kirche, war zwischen Knecht und Herr kein Unterschied mehr. Sie kamen in dasselbe Gotteshaus, beteten einen Gott an, bekannten einen Herrn, beteten und sangen miteinander, aßen von demselben Brot und tranken aus demselben Kelch. Das mußte den Herrn ganz anders gegen seinen Sklaven stimmen. Unmöglich konnte er doch den noch wie eine Sache behandeln, der sein Bruder in Christo war. Die Herren wurden vermahnt zur Liebe gegen ihre Sklaven, zur Billigkeit und Milde. „Gebiete deinem

Sklaven oder deiner Sklavin," so heißt es in der „Lehre des Herrn durch die zwölf Apostel," „welche auf denselben Gott hoffen, nicht in deiner Härte, damit sie nicht erschrecken vor Gott, der über euch beiden waltet, denn er kommt zu rufen nicht nach Ansehen der Person, sondern die, welche der Geist bereitet hat."

So stand es im Hause des Philemon, dessen Sklave Onesimus war. Wir sehen das aus dem Philemonbrief, wo z. B. Paulus dem Philemon schreiben kann: „Ich danke meinem Gott, nachdem ich höre von der Liebe und dem Glauben, welchen du hast an den Herrn Jesum und gegen alle Heiligen." Woher wußte das Paulus? Nun, vermutlich gerade durch den entlaufenen Sklaven des Philemon, den Onesimus. Hinterher hat's Onesimus eingesehen, wie gut er's doch eigentlich bei seinem christlichen Herrn gehabt hatte, und nun erzählt er dem Apostel „von der Liebe und dem Glauben" des Philemon.

Vorher aber hatte er für all das kein Auge, denn Paulus schreibt von dieser Zeit vor der Flucht des Onesimus an Philemon: „Er war dir weiland unnütz." „Onesimus" war sein Name, das bedeutet „der Nützliche", aber er hatte seinem Namen keine Ehre gemacht. Er war seinem Herrn gegenüber das, was man auch heute noch mit dem Ausdruck bezeichnet „ein unnützer Mensch", ein Taugenichts. Von Dank für die liebevolle, milde Behandlung seines christlichen Herrn ist keine Spur in seinem ganzen Benehmen und Verhalten zu finden. Nur mit Murren und Widerwillen hat er seinem Herrn gedient, weil er mußte. Wie der verlorene Sohn, so hatte auch Onesimus nur den einen Wunsch und das eine Sehnen, unbehindert durch irgend welchen Zwang seine Freiheit zu genießen. Gewiß hat er das seinem Herrn so gut als möglich zu verbergen gesucht; sein Dienst war ein Dienst „vor Augen als den Menschen zu gefallen", hinter

dem Rücken war er ein unnützer Knecht, der dem Philemon geschadet statt genützt, der ihn schlecht gemacht, wo er konnte, und ihn endlich auch noch bestahl. Das war der Dank für alle Geduld, mit welcher Philemon den unnützen Knecht getragen, für alle Liebe, mit der er sich des Onesimus angenommen. Zuguterletzt setzt er seiner undankbaren Gesinnung noch dadurch die Krone auf, daß er die Flucht ergreift. Wir sehen, Onesimus war vor seiner Bekehrung ein recht undankbarer Mensch.

Werfe mir aber keiner zu rasch einen Stein auf Onesimus wegen seiner Undankbarkeit! Auch heute noch ist Dankbarkeit ein seltener Gast auf Erden und Undank wird der Welt Lohn bleiben.

Ein Gleichnis erzählt, daß bei einem Feste alle Tugenden eingeladen gewesen seien. Alle hätten sich gekannt und freundschaftlich miteinander verkehrt. Nur zwei betrachteten sich mit fremden Blicken. Da nahm der Gastgeber beide bei der Hand und führte sie einander zu. „Das ist die Wohlthätigkeit," sagte er zu der einen, „und dies die Dankbarkeit" zur anderen.

Die Dankbarkeit fällt dem natürlichen Menschen schwerer, als man denken sollte, weil sie ihn immer an eine einem anderen geschuldete Pflicht mahnt und somit dem natürlichen Stolz des ungebrochenen Herzens zu nahe tritt. Und doch ist die Undankbarkeit eine ebenso häßliche und verabscheuenswerte Untugend wie die Lüge, mit der sie verglichen worden ist. In der That ist die Undankbarkeit im Grunde nichts als Lüge, Ableugnung einer vorher eingegangenen Verpflichtung und Schuld. Darum hüte dich vor der Undankbarkeit! Sei dankbar gegen deine Umgebung, zumal die, welche dir vordem Gutes erwiesen haben. Es ist nicht nötig, daß du immer nur mit großen Geschenken und Gaben deinen Dank bekundest, aber doch in einem herzlichen, freundlichen

Wesen wird sich die dankbare Gesinnung immer Ausdruck geben müssen, daher denn auch die dankbaren Leute in der Regel die freundlichsten und fröhlichsten sind. Grund zur Dankbarkeit nicht bloß gegen die Eltern und sonstigen eigentlichen Wohlthäter, sondern den allermeisten Menschen gegenüber, mit denen wir in Berührung kommen, wird ja immer genug vorhanden sein. Dazu bedarf es gar nicht erst besonderer Anlässe. Wer ein dankbares Herz hat, der wird in dem Gruß des Bettlers, in dem freundlichen Dienst des Untergebenen und schließlich fast überall etwas zu danken finden. Freilich wer nicht in der Demut steht, wer so eingebildet ist, daß er meint, daß Dienstboten und Beamte, Geschwister und Eltern und Hausgenossen und Nachbarn und schließlich alle Welt von Rechts wegen verpflichtet sei, dem gnädigen Herrn in der entgegenkommendsten Weise zu Dienst zu stehen, der wird ein undankbarer Mensch sein und bleiben und vor den Menschen gewiß nicht angenehm und wohlgefällig erfunden werden. Vor den Menschen nicht und auch vor dem Herrn nicht, denn wer gegen Menschen undankbar ist, wird's auch gegen den Herrn sein.

So war's ja auch bei Onesimus. Sein Ungehorsam gegen Philemon, sein unzufriedenes, undankbares Wesen war im Grund doch nichts anderes als Ungehorsam und Undank gegen den, dem er wegen seiner ganzen Lebensführung und seiner Führung zu einem so liebevollen christlichen Herrn dankbar zu sein so viel, so unendlich viel Grund gehabt hätte. Wer von den Menschen denkt, daß alles, was sie ihm Gutes erweisen, nichts als Pflicht und Schuldigkeit sei, wird das auch vom Herrn annehmen und schließlich der Ansicht werden, er habe gar keinen besonderen Grund Gott dankbar zu sein.

„Wenn mir," sagt Holmes, „jemand eine Schüssel voll Sand gäbe, vermischt mit Eisenteilchen, so möchte ich ver-

geblich suchen, diese mit den Fingern herauszufinden. Nehme ich aber einen Magnet und fahre damit durch den Sand, so werden sich die Eisenteilchen augenblicklich an den Magnet hängen, angezogen durch die demselben innewohnende Kraft! Das undankbare Herz, wie mein Finger, weiß von keinen Gnadenerweisungen. Aber wenn das dankbare weil demütige Herz den Tag durchforscht, so wird es, wie der Magnet das Eisen findet, in jeder Stunde himmlische Segnungen finden — nur mit dem Unterschied, daß das Eisen in Gottes Hand Gold ist."

Ein Prediger, der für eine gnädige Errettung seine Dankbarkeit einem Amtsbruder gegenüber ausdrückte, sprach zu ihm: „Als ich heute hieher ritt, stolperte mein Pferd und stürzte mich beinahe über die Brücke hinunter, wo ich augenblicklich meinen Tod gefunden haben würde; allein ich entkam unverletzt." — „Ich kann dir noch mehr sagen," entgegnete der andere; „als ich heute hieher ritt, ist mein Pferd gar nicht gestolpert." — Merke: Den einen hat Gott aus der Gefahr geführt; darum fühlte er sich dankbar gegen ihn; den andern aber hat Gott so beschützt, daß ihm gar keine Gefahr begegnete. Welcher hat nun am meisten Ursache, dankbar zu sein? Gewiß der letztere. Aber so sind die Menschen. Die gewöhnlichen Wohlthaten Gottes können sie, auch wenn sie noch so groß sind, leicht vergessen. Der Gesunde weiß die Gabe seiner Gesundheit nicht gehörig zu schätzen, bis ihn Gott in eine schwere Krankheit hineingeführt hat, und so geht's mit hundert anderen Dingen. Wie viel Wohlthaten hat wohl auch dir der Herr bisher bewiesen, für die du noch nicht oder noch nicht genug dankbar gewesen bist! Selbst dann auch, wenn der Herr uns manches vorenthält, wofür andere danken dürfen, selbst dann bleibt uns ja immer noch Grund genug und übergenug dankbar zu sein. Und wäre einer so arm, daß er keine Schuhe an die Füße

zu ziehen hat, nun, so hat er doch Grund genug dafür zu danken, daß er seine Füße hat und darauf gesund einhergehen kann. Bist du dankbar?

Man hat wohl gesagt, Frömmigkeit, Glaube, Christentum, das alles sei im Grund nichts anderes als Dankbarkeit, dankbare Gesinnung. Die Erklärung dünkt uns zwar keineswegs richtig und erschöpfend, aber so viel ist richtig, die rechte Dankbarkeit gegen den Herrn wird sich nicht allein in Worten, sondern auch mit der That im ganzen Leben bewähren, einerlei welches Standes und Berufes wir auch seien.

Hat uns der Herr in einen dienenden Stand berufen, wie den Onesimus, so wird sich unsere Dankbarkeit gegen Gott und auch gegen die uns von ihm zugewiesenen Herren und Vorgesetzten darin bekunden, daß man's nicht etwa dem Onesimus nachmacht oder gar im Unnützsein ihm zuvorthut.

Für's Dienen, einerlei welcher Art der Dienst sei, ist unser Onesimus vor seiner Bekehrung ein recht abschreckendes Beispiel. Da wäre richtiger es etwa mit einem Jakob zu halten. Wir haben's ja schon früher auf seinem Bild gesehen, weil er sich vorgenommen hat dem Herrn zu dienen, darum thut er auch den Dienst bei Menschen nicht als Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als Knecht und Diener des Herrn aller Herren. Ein Onesimus dient nicht einmal dem guten und gelinden Herrn, bei dem er es so gut hat, so wie er soll. Jakob dagegen ist, wie wir früher sahen, eine Illustration zu der Mahnung des Petrus, nicht nur den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen Herren unterthänig zu sein. Dem Onesimus hätte es ja wahrlich nicht schwer fallen sollen, seinem lieben Philemon treu und in liebevoller Hingebung zu dienen. Viel schwerer ist's, die eben angeführte Mahnung des Petrus zu befolgen und, wie Jakob, auch einem wun-

derlichen Laban in Treue zu dienen. Da gilt's eben daran zu denken, daß Gott mich auch liebt, obgleich ich's nicht verdiene und nicht wert bin, und daran zu lernen, nun auch wiederum die lieben, die es vielleicht in der That nicht wert sind.

Onesimus war unzufrieden mit seiner Stellung und verließ deshalb eigenmächtig die Stelle, die er doch hätte behalten sollen. Auch darin ist er gerade das Gegenteil von Jakob. Viel Arbeit und wenig Lohn hatte Jakob bei Laban gefunden; und dennoch hält er zwanzig Jahre aus, bis der Herr ihm ausdrücklich befiehlt: „Ziehe wieder in deiner Väter Land und zu deiner Freundschaft." Wie fehlt es heutzutage an solcher Gesinnung der Dienenden! Die Onesimus-Unzufriedenheit liegt, wie es scheint, in unserer Zeit in der Luft. Wenig Arbeit und viel Lohn, das ist's, was man sucht. Findet man das nicht, so wartet man keine zwanzig, nein, oft kaum ein Jahr, bis man eigenmächtig seine Stellung verläßt, um sich zu „verbessern". Man vergißt dabei vielfach, daß das keine Verbesserung ist, wenn man sich bloß äußerer Vorteile wegen zum Wechseln bestimmen läßt. Ein Mensch, der seine Stellung wechselt, etwa bloß im Blick auf den höheren Lohn, auch wenn die innere Stimme ihn bleiben heißt, wird seiner Arbeit nie froh werden. Nicht zuerst und allein auf den Lohn sollte man sehen, sondern vor allem darauf, ob die Stelle auch keine Gefahr für den inneren Menschen mit sich bringt, ob nichts Sündhaftes verlangt wird, ob man den Sonntag heiligen kann; und wenn man eine Stelle bei irgend einem lieben christlichen Philemon bekommen kann, dann sollte man doch ja zugreifen, wenn sie vielleicht auch nicht so gut bezahlt wird. Wie mancher Knecht, auch wie mancher junge Kaufmann hat darum Schiffbruch gelitten, weil er vor allem auf die äußeren Vorteile sah und sich der Onesimus-Unzufriedenheit schuldig gemacht!

Nicht nur in der Ausdauer, auch in der Treue im Dienst ist Onesimus vor seiner Bekehrung ein abschreckendes Beispiel. Er ist ein unnützer Knecht, der seinen Herrn sogar bestiehlt!

Wie fehlt es auch heutzutage an der rechten Treue der Dienenden. Man braucht nicht gerade ein Dieb zu sein und seine Herren und Prinzipale durch einen Griff in die Kasse zu bestehlen. Wer mit dem Eigentum seines Herrn nicht treu ist und es ebenso sparsam zu Rate hält, als ob es ihm selbst gehörte, ist auch ein Onesimus. Wer selbst kein Eigentum hat, soll eben bei anderen und ihrem Eigentum das Sparen und Haushalten lernen. Wir haben ja früher gesehen, es kommt überall nicht auf den Stand und Beruf an, sondern nur auf die Treue, auch in kleinen Dingen. Von einem Knecht, dem es klar wurde, daß es bei aller Arbeit auf die Treue ankommt, daß auch die geringste Arbeit als „dem Herrn gethan" anzusehen sei, brachte seiner Zeit der Hamburger „Nachbar" die folgende Erzählung:

Ein alter Pfarrer ging eines Tages auf der Landstraße hin und bemerkte in einiger Entfernung einen Bauernknecht, der mit auffallender Sorgfalt sein Pferd putzte und striegelte. Da es mitten in der Woche war und kein Haus in der Nähe, fiel es ihm auf; er beobachtete den Mann eine Zeit lang und sah, wie er dabei gar nicht genug thun konnte und offenbar allen Fleiß und alle Geschicklichkeit in diese Arbeit legte. Verwundert blieb der Pfarrer bei ihm stehen und fragte: „Guter Freund, das Rößlein soll wohl heute was Rechtes vorstellen bei irgend einer festlichen Gelegenheit? Ihr putzt es ja so sorgfältig, als könnte es gar nicht genug werden!" Der Mann schwieg einen Augenblick, dann sagte er zögernd: „Wenn Ihr mir versprechen wollt, mich nicht auszulachen, will ich Euch schon sagen, weshalb ich das Tier so gestriegelt habe!" — „Auslachen werde ich Euch gewiß

nicht!" erwiderte der Pfarrer, „also heraus mit der Sprache!" „Ja seht mal, Herr," begann nun der Bursche, „ich dachte daran, wie doch unser einer eigentlich nie was Rechtes thun kann zur Ehre Gottes, und wie ich so gern auch einmal was thun wollte für meinen Herrn und Heiland — aber was kann ich armer Bauernknecht thun? Nichts kann ich. Da fiel mir ein, daß geschrieben steht, was die Knechte thun, das sollen sie thun als dem Herrn, und dann sah ich das Rößli da an und sagte zu mir selber: Gelt, Christian, wenn du wüßtest, heute werde der Herr Jesus das Rößli nötig haben um darauf zu reiten, da wolltest du es mal ordentlich striegeln und putzen, daß kein König sich zu schämen brauchte darauf zu sitzen. Und indem ich so dachte, nahm ich den Striegel und fing an zu striegeln, und wie ich's eine Weile striegelte und es mir ansah, mußte ich immer wieder denken: Nein, für den Herrn Jesus ist es noch nicht blank genug, und so mußte ich immerzu noch besser putzen, weil's für den Herrn Jesus sein sollte. Das waren so meine Gedanken dabei," schloß er, „zu einer festlichen Gelegenheit soll das Tier heut nicht, nur grad' wieder aufs Feld an die Arbeit." — „Ihr seid auf rechten Wegen, guter Freund!" — sagte der Pfarrer — „mähet nur immer eure Wiese und ackert euer Feld und striegelt euer Rößlein, wie wenn der Herr Jesus sich seiner bedienen wollte, so habt ihr wohl ebenso viel und mehr zur Ehre Gottes gethan, als ich, wenn ich eine Predigt zu Gottes Ehren halte." Und damit schüttelte er dem braven Burschen die Hand zum Abschied und schrieb sich selbst die Lehre recht tief ins Herz und Gewissen, die tägliche Arbeit stets so zu verrichten, wie wenn der Herr Jesus sich heute der Dinge bedienen müßte, für die er zu sorgen habe. Und auch uns allen, die wir dies lesen, schreibe der Herr selbst tief in's Herz und Gewissen: „Gehe hin und thue desgleichen!"

Gehörst du dem eigentlich dienenden Stand an, nun, laß dich's nicht verdrießen. Der Heiland hat's ein für allemal seinen Jüngern gesagt: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es aber nicht sein unter euch; sondern, so jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht, gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele." So sehr gehört das Dienen zu seinem Heilandswesen, daß er es auch noch in der Ewigkeit fortsetzt, wie er sagt: „Wahrlich ich sage euch, er wird sich aufschürzen und wird sie zu Tisch setzen und vor ihnen gehen und ihnen dienen." Auch wir werden ihm in der Ewigkeit dienen, wie geschrieben steht: „Sie dienen dem Lamm Tag und Nacht." Es liegt in der gefallenen menschlichen Natur, daß man das Dienen und Gehorchen als eine Last und dagegen das Herrschen und Befehlen als höchste erstrebenswerte Lust ansieht. Solches Herrschen- und Vielseinwollen war ja die erste Sünde. Der Grund zu dem tiefen Fall der Menschheit war eben der, daß sich Adam und Eva von der Einflüsterung des Teufels bezaubern ließen: „Ihr werdet sein wie Gott." Das Gegenteil muß nach des Heilands Worten dem Christen zur Natur werden, das Dienenwollen. Wehe jedem, der nicht gerne dienen lernt solange er auf Erden ist! Gehörst du also dem eigentlich dienenden Stand an, so freue dich. Ein Anlaß zur Übung christlicher Tugend ist dir mehr gegeben als manchem, dem sich nicht so viel Gelegenheit zum Dienen bietet.

Aber einerlei welchem Stand du immer angehörst. Regierende und Regierte, Herrschaften und Dienstboten, Bureauchefs, Gehilfen und Lehrlinge, sie alle sollen sich gegenseitig dienen. Wenn das nur mehr geschähe, so

würde manches Elend sehr bald verschwinden müssen. Mach's also auch zu deiner Losung, was jener Ritter in sein Wappen geschrieben: „Ich dien'!" Werde in deinem Dienst an der Menschheit treu, immer treuer, wie weiland z. B. Joseph, und gewiß, wie seine Treue, so wird auch dein treues Dienen gesegnet sein. Hüte dich aber davor ein unnützer Onesimus zu werden.

Bisher haben wir unsern Onesimus als undankbaren, unnützen Knecht kennen gelernt. Aber er ist hinterher ein anderer geworden. Sein Bild ist gewissermaßen ein Doppelbild. Die eine Hälfte trägt nach Philemon V. 11 die Überschrift: „Weiland unnütz," die andere aber ist überschrieben: „Nun, aber dir und mir wohl nütze."

Und wie ist die große Veränderung zum Bessern vor sich gegangen? Onesimus ist auf seiner Flucht zu dem gefangenen Paulus nach Rom gekommen. Wie jener Engel in der Wüste einst die Hagar gerettet, indem er ihr mit der Frage in den Weg trat: „Wo kommst du her und wo willst du hin?" so tritt nun Paulus in Ernst und Liebe dem Onesimus rettend in den Weg. Onesimus wird durch Paulus bekehrt und nun schickt ihn dieser mit einem Empfehlungsschreiben, dem Philemonbrief, zu seinem Herrn zurück.

Woher aber hat denn Paulus des Onesimus Vergangenheit so genau gekannt, wie wir das im Philemonbrief sehen? Nun, Onesimus selbst hat dem Paulus alles gebeichtet und bekannt; und eben dieses Bekenntnis ist der erste Schritt auf dem Weg zur Rettung des verlorenen Sohnes geworden.

„Bekenne einer dem andern seine Sünde" mahnt Gottes Wort; und doch kommt bei uns solches Bekennen kaum noch vor. Und warum? Weil das gegen den Stolz des natürlichen Menschen so gar schwer angeht, oft auch weil man fürchtet, dadurch seinen christlichen Kredit zu verlieren. Aber wenn Gottes Wort und das eigene Gewissen befiehlt, haben

wir nichts nach den Folgen zu fragen, auch die vermag der Herr zum Besten zu kehren. So ist ja auch bei Onesimus die Folge seines Bekenntnisses die denkbar beste gewesen, Paulus erbietet sich für ihn bei Philemon ein gutes Wort einzulegen und auch allen Schaden, für welchen Onesimus etwa bei Philemon aufzukommen hat, selbst zu bezahlen und gut zu machen. Also „bekenne einer dem andern seine Sünde!" Nicht so meinen wir das, als wollten wir der katholischen Ohrenbeichte das Wort reden. Wer nur einige Seiten von den vielen Büchern gelesen, die von Katholiken selbst über die Mißstände und Greuel des Beichtstuhles geschrieben worden sind, der wird die römische Kirche um dies „Geheimnis ihrer Kraft" nimmermehr beneiden. Gottlob hat bei uns nach dem allgemeinen Priestertum jeder, der selbst im Glauben steht, sofern er das nötige Vertrauen besitzt, das Recht, des andern Sünde sich bekennen zu lassen und priesterlich für ihn und mit ihm Bitte und Gebet um Errettung von seinen Banden vor Gottes Thron zu bringen. So mancher Jüngling mag von geheimen Banden gebunden sein und sich vergeblich abgemüht haben sie zu brechen, weil er's in eigener Kraft versucht. Trifft das bei dir zu, dann suche nach einem Bundesgenossen, nach einem Paulus, dem du, wie Onesimus, alles sagen kannst, was dich drückt und quält. Das Sprichwort sagt: „Was heraus ist, schwärt nicht." Das Auge thränt, bis das Staubkörnchen entfernt ist. So geht's auch oft mit einer Sünde, die uns gefangen hält. Ist sie heraus, das heißt über die Lippen in freimütigem, ehrlichem Bekenntnis, dann muß sie in der Regel auch aus dem Herzen heraus. Also denke einmal darüber nach, ob dir das Wort: „Bekenne einer dem andern seine Sünde," ob dir das Beispiel des Onesimus nichts zu sagen hat.

Freilich viel wichtiger noch ist es, daß wir einem anderen unsere Sünde und Schuld bekennen, nämlich dem Herrn

selbst. Onesimus hat seinen leiblichen Herrn bestohlen. Aber sind wir denn nicht alle Diebe unserem Gott und Herrn gegenüber, die das anvertraute Gnadengut nicht treu verwaltet haben wie sie sollten, sondern veruntreut im Dienst der Sünde? Onesimus ist auf der Flucht vor seinem Herrn, und sind wir nicht von Haus aus alle auf der Flucht vor unserm Gott und Herrn? Solange wir noch das alte ungebrochene Herz in uns tragen, solange wir unsere Sünde noch nicht, wie Onesimus, erkannt und bekannt, fürchten wir uns vor Gott wie der Sklave vor dem Sklavenhalter! Das wird aber, wie bei Onesimus, so auch bei uns alles anders, wenn wir ehrlich genug sind unser sündliches Verderben zu erkennen und zu bekennen. Darum vernimm und beherzige auch du die Mahnung: „Mach's wie Onesimus, mach's wie der verlorene Sohn. Bekenne auch du deinem Herrn, deinem Vater deine unbekannte, unvergebene Schuld!" Ein Verbrecher, der zuletzt im Zuchthaus zu sich selbst und seinem Gott kam, trat wieder in die freie Welt, um jetzt ehrlich zu leben. Als er sich sehr bald das Vertrauen des Prinzipals erworben hatte, und dieser ihm sogar die Schlüssel anvertraute, drohte ihm eines Abends einer seiner früheren Diebsgesellen, er werde dem Prinzipal sagen, wem er eigentlich sein Vertrauen geschenkt habe, wenn er ihm nicht behilflich sein werde die Kasse des Prinzipals zu bestehlen. Aber der andere hörte ruhig zu und erwiderte nur das eine: „Es wird dir nichts nützen, ich selbst habe ihm alles gesagt." Hast du deinem Herrn alles gesagt, all deine Schuld ihm gestanden? O, wenn du's noch nicht gethan hast, dann thue es! Nur so kannst du dem Verkläger, wenn er dir dein Glück, deinen Frieden zu rauben sucht und dich jetzt oder dereinst beim Herrn verklagen will, nur so kannst du ihm entgegenhalten, wie jener gerettete Sträfling: „Ich habe ihm alles gesagt."

Paulus hat um des ehrlichen Geständnisses willen, das

Onesimus abgelegt, an Philemon geschrieben: „So er dir aber etwas Schaden gethan hat oder schuldig ist, das rechne mir zu; ich, Paulus, habe es geschrieben mit meiner Hand, ich will's bezahlen.“ Wie vielmehr ist auch der, der da „reich ist“, dein Herr und Heiland bereit, auf dein ehrliches Bekenntnis hin deine ganze Schuld zu bezahlen, da er selbst sein Leben hingegeben zur Bezahlung für viele!

Wenn's dazu kommt, dann wirst du aus einem verschuldeten Sklaven wie weiland Onesimus ein reicher und freier, ein glücklicher und seliger Mensch. „In der Armee unseres Königs kann man wohl selig, aber nicht reich werden,“ so pflegten die Soldaten Gustav Adolfs zu sagen; denn Raub und Plünderung war ihnen verboten, dagegen stand Gottes Wort und Wille und das Gebet im Ansehen bei den Soldaten. In der Heeresfolge des Königs aller Könige aber heißt es selig und reich, reich an innerem Glück und Frieden, den dir die arme Welt nimmer geben, aber auch niemals nehmen kann.

Ich möchte dich, mein lieber Freund, so gern, so sehnlich gern reich und glücklich wissen und will darum zum Abschied deine Hand in meine legen, dir tief ins Auge sehen und dich flehentlich bitten, so warm und innig ich nur kann: Laß dich doch heute noch reich und glücklich und selig machen, daß auch bei dir wie bei Onesimus auf das „weiland“ ein „jetzt“ folge: weiland zu nichts nütze, nun aber zu allem nütze; weiland verloren, nun aber gefunden; weiland unzufrieden, nun voll Friedens und glücklich — dann wird auf das „weiland“ und „nun“ auch das selige „einst“ folgen.

Sachregister.

Abendmahl 303.
Aberglaube 227.
Achtung vor anderen 125.
Allgegenwart Gottes 106.
Angenehm, beste Art, den Menschen angenehm zu werden 196.
Armut, Segen der Armut 334 f. 339.
Armut, Reichtum in der Armut 337.

Bekehrung 398 ff.
Bekenntnis, Demut und Milde im Bekenntnis 279 f.
Bekenntnis in gottloser Umgebung 197 ff.
Bekenntnis der Schuld Gott gegenüber 430.
Bekenntnis der Schuld Menschen gegenüber 429.
Beruf, himmlischer 171.
Beruf, schlichter anderer 21.
Beruf, schlichter eigener 22.
Beruf, Wahl des Berufs 165 ff.
Bescheidenheit 209 ff.
Bibel 402 ff.
Bibel, Liebe zur Bibel 398 ff.
Bibel, nicht nur zu lesen, sondern danach zu thun 414 ff.
Bibel, richtiges Lesen der Bibel 408.
Bildung 256.
Braut 66 ff.
Buße 10 ff. 375.

Christus, was dünket dich um Christo? 305 ff.

Dankbarkeit 420 ff.
Demut 212 ff.
Dienen 424 ff.
Dienen dem Herrn in d. Menschen 109.
Dienesinn 216 ff.
Dienstboten, Behandlung derselben 72.
Duell 14 ff.

Ehrgeiz 234 ff.
Eid 317.
Eigenart der Menschenseele 122 f.
Eitelkeit 146.
Eltern, Bevorzugung eines Kindes 138 f.
Eltern, Ehrerbietung und Gehorsam gegen dies. 65 f. 156. 257 ff. 359.
Eltern, Segen christlicher 157 ff.
Eltern, ungläubige 160 f.
Entschiedenheit und Milde im Bekenntnis 279.
Erholung 247.
Evangelium und Gesetz 91 ff.

Fluchen 318 ff.
Freiheit 273 ff.
Freundschaft 240 ff.
Friede und Glück, wo zu finden 310 ff.
Friedfertigkeit 220 ff.
Frühe Herzensübergabe 34. 193 ff

Gebet 25 ff.
Gehenlassen, heiliges Gehenlassen Gottes 367.
Gehorsam 202 ff.
Gelübde 106.
Genügsamkeit 114 f.
Genußsucht 369 ff.
Gesang 230 ff.
Geschwister, Liebe derselben 13.
Geschwister, Neid derselben 138.
Geschwister, Pflicht guten Beispiels gegen jüngere 14.
Gesetz und Evangelium 91 ff.
Gesundheit 379.
Gewissen 5.
Glaube, Festhalten am alten 384 ff.
Glaube, Fundament desselben im Schuldbewußtsein 24.
Glaube, ohne Schauen 57.
Glaube und Patriotismus 41 f.
Glaube und Wandel 32 ff.
Glück und Friede, wo zu finden 310 ff.

Habsucht 362.
Heimweh, himmlisches 373.
Herz, der Herr siehet das Herz an 229.
Herz, das neue 230.
Herz, völlige Herzenshingabe 340.
Hirte, der beste Hirte 250.

Jugend, schwere 162.
Jünglingsverein 281 ff.

Kampf fürs himmlische Vaterland 52 ff.
Keuschheit 146.
Kinder, Verschiedenheit derselben bei gleichen Eltern 121.
Kinder, Stellung zu den Eltern s. Eltern 65 f. 156. 257 ff. 359.
Kindertaufe s. Taufe 58 ff.
Kirche, Besuch derselben 299 ff.
Kirche und Sekten 386 ff.
Kleidung des Leibes 117 ff.
Kleidung der Seele 121.
Konfirmation s. Gelübde 106.
Krankheit 379.
Krone des ewigen Lebens 156.
Kunst 150.

Leben, Flüchtigkeit des irdischen 19.
Lebenswüste 104.
Lernen, Jugend die Zeit des Lernens 251 ff.
Lesestoff 149.
Liebe des Nächsten 17. 321.
Liebe und soziale Frage 321.
Liebe, wo man sie lernt 18.
Liebe zu Christo 321.
Lüge 95 ff.
Lust der Welt vergänglich 172 ff.
Luxus 268 ff.

Mäßigkeit 185 ff.
Menschenfurcht 199 ff.
Mission, Pflicht derselben 391 ff.
Mitbauen am Hause Gottes 108 f.
Mitleid 154.
Musik 233.
Müßiggang 247.
Mut 287.
Mutterliebe 259 f.

Nachfolge Christi 311.
Nachfolge, ungesäumte 312.
Nachgiebigkeit, sanftmütige 36. 219.
Namen 55 ff.
Neid 86 ff.
Netz auswerfen 309.

Optimismus 125.

Patriotismus 41 ff.
Patriotismus in schwerer Zeit 50 f.

Patriotismus und Glaube 41 ff.
Perle, die eine köstliche 127 ff.
Pessimismus 125.

Rachsucht 155. 221.
Recht, wann es zu wahren ist 38.
Reich Gottes, trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes 267.
Reichtum, Gefahren desselben 327 ff.
Reichtum, Segen desselben 331.
Rettersinn 324.
Richtgeist 39.
Ruhe und Erholung 247.

Saitenspiel 230.
Sanftmut, s. auch Nachgiebigkeit 36 f.
Sammlung, s. auch Stille 372 ff.
Schlaf, Seelen-Schlaf 105.
Schmeicheln 101.
Schönheit, leibliche 146.
Schuldenmachen 333.
Schwören 315.
Seele, Wert derselben 123 ff.
Seele, Wert derselben bei andern 123.
Seele, Wert derselben bei uns 126.
Segen, an Gottes Segen alles gelegen 238 f.
Sicherheit zu fliehen 90.
Singen 231.
Sklaven 417 ff.
Sociale Frage 321 ff.
Soldatsein 49.
Sonntag 291 ff.
Sparsamkeit 331.
Spott 77 ff.
Spott, wohl dem, der nicht sitzet, da die Spötter sitzen 77 ff.
Spott, vom verspottet werden 82 ff.
Sterbebett 353.
Sterben, bedenken, daß wir sterben müssen 343 ff.
Sterben, Gewißheit seligen Sterbens 357.
Sterben, vom inneren Sterben 358.
Sterben, Vorbereitung auf ein ruhiges Sterben 349 ff.
Sterben, Vorbereitung darauf nicht aufzuschieben 355.
Stille, Notwendigkeit und Segen der Stille 372.
Sünde, Allgemeinheit derselben 3.
Sünde, Befreiung von Sünden 9.
Sünde, Betrug und Enttäuschung der Sünde 7.
Sünde, Bild der Sünde 361.
Sünde, Entschuldigung der Sünde 5.
Sünde, Erbsünde 4.
Sünde, Fortentwicklung, rasche derselben 1.
Sünde, Strafe der Sünde 9.
Sünde, Wesen der Sünde 3 ff.
Sündenbekenntnis s. Bekenntnis 429 ff.

Tanz 150 ff.
Taufe 58 ff.
Temperament 73 ff.
Thäter des Worts 414.
Theater 153.
Theologie, Bekehrung, Vorbedingung zum Studium der Theologie 409.
Theologie, Art des Studiums derselben 411.
Thränen, Elternthränen 359.
Tischgebet 186 f.
Trachten am ersten nach dem Reich Gottes 267.
Treue im Beruf 145 ff. 426 ff.
Trübsal, Segen derselben 162.

Übelnehmen 40. 155.
Umgang 140.
Undankbarkeit 226.

Unkeuschheit, Mittel dagegen 154.
Unzufriedenheit 363.
Unzufriedenheit, Grund derselben 364.

Vaterland, irdisches, s. Patriotismus 41 ff.
Vaterland, himmlisches 52 ff.
Verfolgung seitens der Welt 34. 142.
Vergänglichkeit der Welt und ihrer Lust 172 ff.
Vergeben 223.
Vergeben und vergessen 224.
Vergebung, Herrlichkeit derselben 24.
Verleumdung, s. Afterreden 103.
Verlobung 66 ff.
Verraten 102. 139.
Versprechen und Halten 314.

Wandel und Glaube 32 ff.
Weisheit, menschliche, Grenzen derselben 254 ff.
Welt, Haß und Verfolgung der Welt 34. 142.
Wohlthätigkeit 109 ff.
Wüste des Lebens 104.
Wunder 175 ff.

Zeit, Auskaufen derselben 345.
Zeit, Einteilen derselben 348.
Zungensünden 313.
Zweifel, verschiedene Arten desselben 413 ff.

GTU Library
3 2400 00392 6445

DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500